



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

JAMES H. HUNTER

DER
SCHWARZE
Rächer

starkundmutig

1. Auflage 2020 (CLV)

Die Originalausgabe erschien 1965 unter dem Titel *The Hammer of God* im Verlag Zondervan, Grand Rapids, Michigan, USA, die deutschsprachige Ausgabe 1972 unter dem Titel *Ein Mann ohne Furcht* im Verlag Hermann Schulte, Wetzlar.

Published by arrangement with The Zondervan Corporation L.L.C.,
a subsidiary of HarperCollins Christian Publishing, Inc.

© der überarbeiteten Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung: Manfred Siebald
Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256631
ISBN 978-3-86699-631-1

INHALTSVERZEICHNIS

Blutige Zeiten _____	8
Auf das Wohl des Schwarzen Rächers! _____	16
Hinter verschlossenen Türen _____	28
Der Ofen des Elends _____	38
Der Bettler _____	48
Ein Mann und eine Frau _____	62
Haus der Zuflucht _____	76
In der Höhle des Löwen _____	84
Der Weg in die Freiheit _____	116
Das Tal des Glücks _____	126
Rettung am Strand _____	144
Eccles erzählt seine Geschichte _____	154
Moiras Frage _____	162
Der Rächer muss sterben! _____	168
Der Plan, der fehlschlug _____	176
Der schwarze Bogenschütze _____	202
Der Finger Gottes _____	232
Auf der Flucht _____	240
Neil Gow entkommt _____	248
Cornet Johnstone wird sein Wunsch erfüllt _____	258
Epilog _____	278

Städte und Orte

Gewässer

Küste von Fife

Forther Förde

Edinburgh

Swanston

Grangemouth

Greenock

PENTLAND-BERGE

ARRAN

Clyder Förde

AYRSHIRE

Ayr

CARRICK

Girvan

GALLOWAY

Stanraer

Enterkin

Dumfries



20 km

 Schlösser

 Berge

 Städte und Orte

 Gewässer



GROßBRITANNIEN
UND IRLAND



10 km

BLUTIGE ZEITEN



Wenn man auf der Landkarte Schottlands eine Linie von Greenock im Westen bis nach Grangemouth im Osten zieht und eine weitere von Stranraer bis hinüber nach Dumfries, dann umschließen diese Linien einen Landstrich, der in der schottischen Geschichte eine höchst rühmliche Rolle gespielt hat. Vor Hunderten von Jahren geschahen hier Dinge, die vom Heldenmut und von der Furchtlosigkeit schottischer Männer und Frauen zeugten und dieser Gegend den Namen »Wiege der schottischen Unabhängigkeit« eintrugen. Schön ist das Land und fruchtbar, mit dichten Wäldern, hohen Bergen und tiefen Schluchten. Hier singen Amsel, Hänfling, Drossel und Lerche ihre Weisen, wenn im Frühling die Hänge im Schmuck der Glockenblumen und wilden Hyazinthen, der Veilchen und Primeln liegen. Hier erstrecken sich weite Moore, und verschwegene Seen sowie trügerische Sümpfe wechseln sich mit riesigen Flächen des mit Farn, Ginster und Heide bewachsenen Landes ab. Hier hört man noch den klagenden Ruf des Brachvogels. Hier finden zahllose Schafe Weide, und oft ist das einsame weiße Haus eines Schäfers am Berghang die einzige menschliche Wohnung weit und breit.

Im Jahre 1686 überschwemmte die Woge der Verfolgung das ganze Land und verschonte weder Alter noch Geschlecht. Festgehalten wurde der Glaube von Männern und Frauen, die bereit waren, wenn nötig Herd, Haus und Leben zu lassen, um sich nicht dem Papsttum, dem Prälatentum und einem kirchlichen Despotismus unterwerfen zu müssen, der Jesus Christus seiner Rechte als Haupt seiner Kirche beraubt hätte.

In diesen schrecklichen »Blutigen Zeiten« litt der Süden Schottlands unter einer mörderischen Tyrannei, die die völlige Ausrottung des presbyterianischen Glaubens und aller seiner

Bekenner zum Ziel hatte. Der Tod in seinen grausamsten Formen suchte viele Häuser heim. Die Pflastersteine mancher Dorfstraße im Süden Schottlands hallten vom Hufschlag der Dragonertruppen des John Graham von Claverhouse wider und schienen für das Blut der auserwählten Heiligen Gottes zum Himmel nach Vergeltung zu schreien. Selbst der Hirte, dessen Hütte irgendwo in einem abgelegenen Teil Galloways stand, wusste aus bitterer Erfahrung, dass sein kleines Heim mitten im Tal der Todesschatten stand und dass selbst die Barmherzigkeit der Bösen noch grausam ist.

Die Opfer der Verfolgung wurden über Moore und Hügel gehetzt und waren zu schlecht ausgerüstet, als dass sie ihren Feinden hätten widerstehen können. Doch ihr Mut wurde immer wieder gestärkt und durch ihre Überzeugung gefestigt, dass sie die Schlachten des Herrn schlugen. Es waren die Männer des Glaubensbundes, die ausharrten, weil sie den vor Augen hatten, der nicht sichtbar ist. Nicht einmal kleine Kinder entkamen dem blutigen Sadismus von Claverhouse und seinen Dragonern. In einem der Dörfer, in Killochan, ließ er die Jungen und Mädchen zusammentreiben, von denen einige nicht älter als sechs Jahre waren, und stellte eine Reihe Dragoner vor ihnen auf. Dann befahl er seinen Opfern zu beten, weil sie hingerichtet werden sollten. Um ihre Angst noch zu verstärken, ließ er über ihre Köpfe hinweg feuern. Den verschreckten, unschuldigen Kindern, die ihr Ende erwarteten, eröffnete er dann, dass er sie am Leben lassen werde, wenn sie ihm die Verstecke ihrer Väter oder älteren Brüder oder Freunde verrieten.

Seinen willigsten Gefolgsmann fand der Teufel jedoch in Cornet Johnstone von Westerhall, dem es an Grausamkeit dem Volk

Gottes gegenüber selten jemand gleichtat und den niemand darin übertraf. Eine Begebenheit zeigt die unglaubliche Erbarmungslosigkeit dieses Mannes besonders deutlich.

Andrew Hislop war ein siebzehnjähriger Junge, der zusammen mit seiner Schwester Moira und seiner verwitweten Mutter in einer einfachen Hütte wohnte. Vor ihre Tür kroch eines Tages ein todkranker Flüchtling aus den Bergen, einer der geächteten Angehörigen des Glaubensbundes. Er wurde von der kleinen Familie aufgenommen, ernährt und gepflegt. Doch schon nach kurzer Zeit starb er an seiner schweren Krankheit. Da seine Wohltäter wussten, wie gefährlich es für sie werden konnte, dass sie einen Flüchtling beherbergt hatten, begruben sie die Leiche im Schutze der Nacht in einem nahe gelegenen Feld. Das Grab wurde wenig später entdeckt, und Johnstone verdächtigte die Familie, den unglücklichen Mann versteckt zu haben. Bevor er den Befehl geben konnte, ihr Haus zu plündern und dem Erdboden gleichzumachen, flohen die Bedrohten. Doch schon bald darauf wurde Andrew Hislop von Johnstone gefangen. Dieser ordnete ohne förmliche Gerichtsverhandlung die Erschießung des Jungen an. Die Gewehre wurden geladen. Andrew sollte seinen Hut über die Augen ziehen. Er weigerte sich und stand seinen Mördern mit der Bibel in der Hand gegenüber. »Ich kann Euch ins Gesicht sehen«, sagte er. »Ich habe nichts getan, dessen ich mich schämen müsste. Es gibt einen Rächer auf dieser Erde, der Euch, Johnstone, vielleicht schon hier zur Rechenschaft ziehen wird. Aber wie wird Euch erst an jenem Tage zumute sein, wenn Ihr nach den Worten dieses Buches gerichtet werdet?« Andrew Hislop starb und wurde unter Farn und Heide begraben.

Ein heller Stern am dunklen Himmel war eine geheimnisumwitterte Gestalt, die schon unglaubliche Heldentaten für das leidende Volk verrichtet hatte. Wenn sich für die Nachwelt auch ein verklärerender Nebel um diese dramatische Figur gelegt hat, darf man doch nicht vergessen, dass dieser Mann von derselben Hingabe erfüllt war wie die Angehörigen des Glaubensbundes, von denen er viele aus dem Rachen des Todes riss. In dieser Weise verstand er sich selbst, und so betrachteten ihn auch alle Unterdrückten.

Seine hervorragenden körperlichen und geistigen Gaben, seine Verstellungskünste, sein Geschick beim Bogenschießen und seine angeborene Furchtlosigkeit empfand er als von Gott gegebene Talente, mit denen er seinem großen göttlichen Auftrag nachkam. Dazu kam noch eine erstaunliche Vertrautheit mit den Bergen und Tälern, den Wäldern und Schluchten des südlichen Schottlands. Doch der Glaube an seine Sendung und seine Überzeugung – man mag ihr zustimmen oder nicht –, dass er unsterblich sei, bis er seine Aufgabe erfüllt habe, gewannen nie die Oberhand über sein Urteilsvermögen und hielten ihn nie von der peinlich genauen Vorbereitung seiner Unternehmungen ab.

Jahrelang hatte er den Heeren von Claverhouse getrotzt und hatte sie durch die kühnsten Handstreichs für ganz Schottland zum Gegenstand des Spottes gemacht. Selbst eine Belohnung von 10 000 Pfund hatte nicht vermocht, ihn in die Hände seiner Verfolger zu bringen. Manche meinten, er sei ein Mystiker. Doch wenn er es war, war er ein praktischer Mystiker, und diese Sorte ist die gefährlichste.

Man nannte ihn den »Schwarzen Rächer«, und mochte er auch nicht die übernatürlichen Fähigkeiten besitzen, die ihm

viele nachsagten, so verfügte er doch über genügend andere Begabungen, um eine mysteriöse Berühmtheit seiner Zeit zu sein. Wenige hatten ihn je erkannt und konnten seinen wahren Namen nennen, doch alle wussten von ihm, und viele im ganzen südlichen Schottland hatten seine Stärke zu spüren bekommen. Für die gehetzten und unterdrückten Angehörigen des Glaubensbundes war er ein Engel des Herrn, ausgesandt in eine dunkle Zeit, um der Sache des Glaubens und den Verfolgten zum Sieg zu verhelfen. Ihr Helfer war er und oft ein Werkzeug der göttlichen Rache.

Mit schonungsloser Hand übte er Gerechtigkeit und Gericht, bis schon die Nennung seines Namens die Herzen der Verfolger in Furcht und Schrecken versetzte. Für den Staatsrat in Edinburgh, für General John Graham von Claverhouse, Befehlshaber der Streitkräfte Seiner Majestät, und für dessen Dragoner war er der Inbegriff aller dunklen Mächte. Das Entsetzen derer, die ihn jagten, wurde noch durch den Schleier des Geheimnisses gesteigert, der ihn umgab.

Seine gewaltige Körperkraft, sein stählerner Bogen, der tödlicher war als die Musketen der Soldaten, sein schwarzes Pferd »Mitternacht«, das, wie seine Feinde versicherten, schnell wie der Wind war und Feuer spie, der schwarze Hund »Major«, der ihn ständig begleitete und angeblich jedes Wort seines Herrn verstand – all das gehörte zu der furchterregenden Gestalt. Es war eine Zeit des Aberglaubens, und die Eigenschaften des Rächers wuchsen in den Erzählungen ins Unermessliche. Doch seinen Mut, seine Kraft und Intelligenz konnten auch Zweifler ebenso wenig leugnen wie seine unübertroffenen Schießkünste mit dem langen Bogen.

Wenn der Wind die Wipfel der Bäume schüttelte und sein Brausen wie der Lärm gedämpfter Trommeln durch die Schluchten und über die Berge fuhr, dann drängten sich die Kinder in den entlegenen Dörfern und Weilern von Ayrshire und Galloway näher an die Mutter heran und hörten mit glänzenden Augen und leuchtenden Gesichtern zu, während sie ihnen von den großen Taten des Schwarzen Rächers erzählte. Gott habe ihn zu ihrem Schutz gesandt, sagte sie, und alle Armeen des Königs könnten ihn nicht fangen.

Diesem Mann stellten Claverhouse und seine menschlichen Bluthunde schon seit Langem nach, und doch verstrickte er sich nicht in die überall ausgelegten Netze ihrer Rache und ihres erbarmungslosen Hasses.

Die Bevölkerung beschäftigte vor allem sein letzter kühner Streich in Edinburgh, wo er acht Männer am Fuße der Roten Magd, wie man die Guillotine dort nannte, entführte. Diese Tat erregte die Gemüter. Grund zur Freude war sie für die Freunde des Glaubensbundes, und Ärger und Wut hinterließ sie beim Staatsrat und Claverhouse samt seinen Soldaten.

**AUF DAS WOHL
DES SCHWARZEN
RÄCHERS!**



Er war tot! Nein, er lebte! Er war gefangen! Nein, er war frei! Er war nach Irland geflohen! Nein, er hielt sich in Edinburgh auf!

Wie Lauffeuer gingen die Gerüchte durch die Straßen der schottischen Hauptstadt. Es war Frühling, und man schrieb eines der Jahre, die man in Schottland die »Blutigen Zeiten« nannte. Überall stellte man wilde Vermutungen über das Schicksal und den Aufenthaltsort jener geheimnisvollen Gestalt, des Schwarzen Rächers, an, dessen wagemutige Taten den bedrängten Angehörigen des Glaubensbundes Hilfe und Rettung brachten und die Einbildungskraft aller Schotten beschäftigten.

In dem malerischen Städtchen Girvan, das an der Clyder Förde in Ayrshire liegt, stand ein in ganz Schottland berühmtes Gasthaus. Hier konnte sich der Reisende vor ein knisterndes Kaminfeuer setzen und sich an einem guten Bier erfreuen. Die Tischdecken dufteten nach Lavendel, die Küche war auch für verwöhnte Gaumen eine Freude, und die Gäste waren meist freundlich und gesprächig. Ringsum an den Wänden waren Balladen aufgezeichnet, die die Erzählungen Ossians¹ und anderer schottischer Sagen gestalten zum Inhalt hatten. Dieses Gasthaus war weit und breit als Ort bekannt, an dem man alles über die Gegend und ihre Bewohner erfahren konnte, aber auch als Sammelstelle der neuesten Nachrichten, die von den vielen hier einkehrenden Reisenden mitgebracht wurden. Aus allen Gegenden Schottlands und Englands kamen sie und aus allen Ständen – Soldaten, Seemänner, Fischer, Fuhrleute, Bauern und ab und zu ein Bettler. Jeder trug sein Teil an Neuigkeiten zur Erbauung der versammel-

1 *Ossian*: Altgälische Sage aus der keltischen Mythologie mit gleichnamiger Hauptfigur.

ten Gesellschaft bei. So sah es im Gasthaus »Zum Eberkopf« aus, wo Angus McEwan, der Besitzer, allen zu Diensten stand und für Bequemlichkeit und angenehme Atmosphäre sorgte. Jeden Gast hieß er aufs Herzlichste willkommen und tat sein Bestes, damit dieser bei seinem nächsten Aufenthalt in der Gegend wieder hier einkehrte.

Von der Grenze nach England ist der »Eberkopf« 160 Kilometer entfernt. Wer diese Strecke einmal im Frühjahr gefahren ist, wird dieses Erlebnis nie vergessen. Von Dumfries aus führt die Straße am Wasser entlang, durch Wälder und Moor, vorbei an den Bergen und durch die Schluchten, in denen viele der Verfolgten jener schlimmen Zeiten Unterschlupf fanden. Weiter windet sich der Weg durch ein Märchenland, durch wild zerklüftete Felsen, vorbei an dem schimmernden See Loch Trool und hinaus auf die Moore, wunderbar in ihrer Einsamkeit, wo des Abends allein das Blöken der Schafe und die klagenden Rufe des Kiebitz und des Regenpfeifers in der Stille zu hören sind. Doch am Tag, wenn die Sonne scheint, vernimmt man am Himmel den herrlichen Gesang ganzer Chöre von Lerchen, deren Melodien wie die Lieder der Engel bei der Erschaffung der Welt klingen, als die Sterne sangen und die Söhne Gottes vor Freude jauchzten.

Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich da in der Herberge »Zum Eberkopf« an einem Abend spät im Mai des Jahres 1686 eingefunden hatte. Arme waren es und Reiche, Fuhrleute, Schafhirten, verschiedene reisende Händler, Soldaten und einige der wandernden Bettler, deren es zu jener Zeit viele in Schottland gab. Die meisten der Gäste kannte Angus McEwan, der sich unter ihnen mit der natürlichen, vertrauten Herzlichkeit

bewegte, die den »Eberkopf« zum bekanntesten Gasthaus von Dumfries bis Inverness gemacht hatte.

Der Abend war angenehm, und die untergehende Sonne warf ihren Goldglanz auf den Teil des Meeres, der sich zwischen Girvan und der dreißig Kilometer entfernten Insel Arran erstreckt. Draußen vor dem Haus unterhielten sich kleine Gruppen von Männern auf der weiten grünen Rasenfläche, die noch zum Gasthof gehörte. Gesprächsstoff bot zumeist die Not des Landes, der Ruhm oder das Leiden der »Leute in den Bergen«, wie man die vor der Verfolgung in die Berge geflohenen Angehörigen des Glaubensbundes nannte, und schließlich ein Thema von immerwährendem Interesse: die Taten und die Gestalt des Schwarzen Rächers.

»Über kurz oder lang werden wir ihn fassen«, sagte ein Soldat mit einer Knollennase im roten Gesicht. Er hieß Straube und trug die Uniform der Dumfries-Dräger, des Regiments, das Graham von Claverhouse unterstand, dem Befehlshaber der königlichen Streitkräfte und Erzverfolger des Glaubensbundes.

»Dann wird es ihm wie Hackston ergehen«, fuhr der Sprecher fort. »Wir werden ihm die Hände abhacken, sein Herz herauschneiden – und dann herunter mit seinem Kopf, damit er das Untertor von Edinburgh schmückt. Nie hat ein Mensch John Graham getrotzt, ohne dafür zu sterben.«

»Pah!«, meinte ein Bettler, der aus der Schenke gekommen war und nun zu der Gruppe trat. »Hört auf zu prahlen! Wir wissen doch alle, dass der Rächer Claverhouse mehr als einmal die Stirn geboten hat und doch so frei ist wie der Wind, der über die Clyder Förde weht.«

Wie ein gereizter Hund fuhr der Dräger herum und brüllte: »Wer seid denn Ihr missratener Sohn eines Bastards, dass Ihr –«

»Spart Euch Eure Puste zum Feuermachen, Soldat«, schnitt ihm der andere das Wort ab. »Geht nur ins Haus. Dort werdet Ihr Angus McEwan eine Geschichte vom Rächer erzählen hören, die ganz Edinburgh zum Lachen gebracht und den Staatsrat genauso wie John Graham zum Gespött der Leute gemacht hat.«

Nach diesen Worten des Bettlers begann ein allgemeines Gedränge in Richtung des Hauses, denn alle Draußenstehenden wollten in die große Gaststube gelangen, wo viele der Gäste um einen breiten Tisch saßen oder im Hintergrund standen. Aller Augen und Ohren waren auf den Wirt gerichtet.

Angus McEwan war ein kräftig gebauter Mann mittlerer Größe. Er hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, einen Kranz von rotem Haar um die Schläfen, eine untersetzte Figur und außergewöhnlich lange Arme, die auf große Muskelkraft schließen ließen. Das Bemerkenswerteste an seinem Körper waren wirklich diese Arme, denn sie reichten so weit nach unten, dass er sich rühmte, er könne sich am Knie kratzen, ohne sich nach vorn beugen zu müssen. Sein rundes Gesicht und die graublauen Augen schienen gleichbleibend gute Laune und Freundlichkeit auszustrahlen, doch das eckige Kinn und die kräftigen Kieferknochen warnten die Vorwitzigen und Unruhestifter davor, sich mit ihm anzulegen. Wie die Disteln seiner heimatlichen Umgebung machte er nämlich nicht den Eindruck, dass man ungestraft auf ihm herumtrampeln könne.

In den schlechten Zeiten, die sein Land befallen hatten, behielt Angus seine Überzeugung für sich, doch man munkelte, dass im Gasthaus »Zum Eberkopf« schon mancher arme, hart bedrängte Angehörige des Glaubensbundes Schutz, Verpflegung und die Mittel zur Flucht vor Claverhouses Dragonern gefunden

hatte. Manche wollten auch wissen, dass Angus das Geheimnis des mysteriösen Rächers kenne und diesem gelegentlich Aufnahme unter seinem Dach gewährt habe. Doch waren all das Mutmaßungen. Reisende erzählten Angus offen von dem, was sie in Edinburgh, Glasgow, Dumfries und Ayr über den Rächer gehört hatten. Einer dieser Gäste war ein Mann namens McBirnie, der am Tag vorher aus Edinburgh angekommen war und Einzelheiten über die jüngsten Taten des Beschützers der Verfolgten zu berichten wusste.

Die Stube hallte von Gelächter und Zwischenrufen wider, während man sich von der Kühnheit des Rächers erzählte. Zweifellos war vieles erfunden. Doch besaß manches wohl einen wahren Kern, wurde aber in der Einbildung des Erzählers stark aufgebauscht. Inzwischen hatte sich herumgesprochen, dass McEwan durch McBirnie von dem neuesten Handstreich erfahren hatte und dass dieser die Nachricht direkt aus Edinburgh mitbrachte.

Gespanntes Schweigen breitete sich aus, und aller Augen richteten sich auf McEwan und McBirnie. Selbst die Soldaten, die mit Straube den Raum betreten hatten, verhielten sich ruhig, wenn ihnen auch nicht gefiel, was sie nun zu hören bekamen.

»Wie viele wurden gerettet?«, fragte McEwan.

»Acht waren es – vier aus dem Gefängnis, die am nächsten Morgen hingerichtet werden sollten, und vier, die auf dem Weg zum Kerker waren und ganz sicher das gleiche Schicksal erwarteten.«

»Und das soll er allein fertiggebracht haben?«, warf ein Soldat ein. »Das glaube ich Euch nicht.«

McBirnie, ein eher schwächlicher Mann von bleicher Gesichtsfarbe, schnurrbärtig und mit einem Anflug von Kahlköpfigkeit,

lächelte unter seinen buschigen Brauen hervor. »Trotzdem ist es die Wahrheit«, sagte er.

»Woher wisst Ihr, dass es wahr ist? Es kann genauso gut Altwibergeschwätz sein, was Ihr uns erzählt. Von wem habt Ihr es denn?«

»In Edinburgh zweifelt niemand an der Wahrheit. Was meinen Gewährsmann angeht, so war es mein Schwager Hugh Bryce, der zufällig Soldat ist, genau wie Ihr, und vom Rächer gefangen wurde, wenn ihm auch nichts weiter geschah.«

»Erzählt doch am besten die Geschichte von Anfang an«, schlug McEwan vor.

Der andere nickte. »Also, mir wurde das alles so berichtet: Vier der Leute aus den Bergen saßen im Gefängnis von Tolbooth in Edinburgh. Ihre Namen waren Brown, Carrick, Hill und Scott. Man hatte sie bei einem heimlichen Treffen in der Nähe von Kildoon gefangen genommen. Sie weigerten sich, dem Presbyterium abzuschwören, und sollten deshalb auf dem Platz von Mercat Cross hingerichtet werden. Auf der anderen Seite der Straße, nur ein paar hundert Meter entfernt, liegt das Rathaus, wo der Staatsrat tagt. Gerade am Tag vor der geplanten Hinrichtung kam der Rat zusammen. Den Vorsitz hat Sir George Mackenzie, wie Ihr wisst. Auch Graham von Claverhouse war anwesend, denn er hat einen Platz im Rat. Allerdings hat sein Ansehen in letzter Zeit stark gelitten, weil es ihm einfach nicht gelingt, den Rächer zu fassen.

Claverhouse war überzeugt, dass einige der Gefangenen wussten, wer der Rächer ist und wo er sich versteckt hält – und dass sie es unter gehörigen Foltern auch verraten würden. Auf seinen Antrag hin wurde deshalb ein Befehl erlassen, demzufolge eine

Abteilung Soldaten dem Staatsrat am Abend die Gefangenen vorführen sollte. Dazu sollten die Letzteren gefesselt und geknebelt werden, um nicht mit den Leuten auf der Straße reden zu können. Diese Maßnahme war notwendig, weil es in der Nähe von Tolbooth zu Menschenansammlungen gekommen war. Es ging nämlich das Gerücht um, dass der Rächer die Gefangenen befreien würde. Der Befehl zu dem Unternehmen wurde nun von Neil Gow, dem Sekretär, an einen Dragoner namens Hooey weitergegeben, der schon viele der Leute aus den Bergen gefoltert hatte.

Einiges kann ich selbst nicht ganz erklären. Hooey sagte später aus, dass er den Befehl von Gow am Nachmittag bekam, dass er aber, weil die Gefangenen erst bei Einbruch der Dunkelheit vorgeführt werden sollten, vorher noch in das Gasthaus »Zum roten Löwen« ging. Dort war ein Offizier der Dumfries-Dragoner, also von Claverhouses eigenem Regiment. Dem erzählte Hooey, was er vorhatte und zeigte ihm auch die Übergabepapiere für die Gefangenen. Vor dem Kriegsgericht sagte er, er habe dann ein bisschen zu viel getrunken und sei eingeschlafen. Der Offizier verlangte ein Zimmer und legte Hooey dort ins Bett.«

Hier machte der Sprecher eine Pause.

»Der Offizier war natürlich der Rächer«, erklärte McEwan.

McBirnie nickte. »Anscheinend wusste er, dass Hooey den Befehl hatte, die Gefangenen von Tolbooth zu holen, wartete auf ihn und hatte wohl den Plan, ganz allein ihre Befreiung zu wagen.«

»Wieso? Hat er es nicht auch getan?«, fragte ein Soldat.

Der Gast leerte seinen Bierkrug und blickte sich in der Runde um, wo jedes seiner Worte verschlungen wurde. »Ich bin überzeugt, dass er kein Mensch ist. Er steht mit dem Teufel im Bunde.«

»Vielleicht mit seiner Großmutter, aber nicht mit dem Teufel!«, spottete Straube.

»Ruhe, erzählt weiter!«

»Also, wie der Zufall es wollte ...«

»Oder die göttliche Vorsehung, wie es der Rächer wohl ausdrücken würde«, murmelte McEwan.

»Na gut, wie Ihr wollt. Zufall oder Vorsehung ließen jedenfalls zu, dass vier weitere Dragoner mit vier verhafteten Angehörigen des Bundes in den ›Roten Löwen‹ kamen. Einer der Soldaten war, wie gesagt, mein Schwager. Er erzählte mir, dass sie auf den Offizier trafen und dass der sie in ein großes Zimmer einlud. Er zeigte ihnen dort den schriftlichen Befehl zur Übernahme der Gefangenen von Tolbooth und lud sie ein, mit ihm auf Schottlands bessere Tage zu trinken. Hugh Bryce sagte mir, sie seien müde und durstig gewesen und hätten nicht nur einmal, sondern oft die Becher gehoben. Der Offizier versicherte ihnen, er würde auf die Gefangenen aufpassen, wenn sie eine Weile ruhen wollten. Später könnten sie alle zusammen zum Gefängnis marschieren, die einen Gefangenen abliefern und die anderen abholen.

Das erschien ihnen vernünftig, und fünf Minuten später lagen sie auf dem Boden und schliefen. Nun hatte dieser Mensch natürlich nichts Eiligeres zu tun, als ihnen die Uniformen auszuziehen und die Gefangenen mit ihnen die Kleider tauschen zu lassen. Darauf band er den Soldaten die Hände auf dem Rücken zusammen und steckte jedem einen Knebel in den Mund. Die vier falschen Soldaten führte er nun vor den Kerker, zeigte dem diensthabenden Offizier den schriftlichen Befehl des Staatsrates und marschierte mit den Gefangenen und den vor dem Ge-

fängnis Wartenden los. Das war das letzte Mal, dass sie jemand zu Gesicht bekam.«

Der freimütige Bericht war in vollkommener Stille aufgenommen worden, doch nun entlud sich die Spannung in einem schallenden Gelächter, in das nur die Dragoner nicht einstimmten.

Angus McEwan lachte zunächst aus vollem Halse mit, doch dann sprang er auf den Tisch und hob die Hand. »Wartet«, rief er, »wartet, bis Ihr das Ende der Geschichte hört!«

Als sich der Lärm gelegt hatte, nickte er McBirnie zu. »Erzählt weiter.«

»Nun«, fuhr der Gast fort, »als der Rächer die Leute aus den Bergen in einem der vielen Schlupfwinkel untergebracht hatte, die er in den Gassen Edinburghs zu haben scheint, eilte er in den ›Roten Löwen‹ zurück und weckte die Soldaten freundlich mit einigen kalten Wassergüssen auf. Danach machte er auch Hooey munter, der über die späte Stunde entsetzt war.

›Macht Euch keine Sorgen«, beruhigte ihn der Offizier. ›Ich bin selbst nach Tolbooth gegangen und habe die Gefangenen für Euch geholt. Ihr könnt sie jetzt übernehmen und zu Claverhouse bringen. Am besten komme ich mit und gebe darauf acht, dass keiner entkommt. Hier sind sie, gefesselt und geknebelt, wie es im Befehl stand. Lasst uns gehen.«

Die vier Gefangenen wurden aneinandergebunden und auf die Straße hinausgeführt. Am Tor des Rathauses sagte der Offizier, dass Hooey am besten selbst die Männer dem Staatsrat und Claverhouse vorführen solle, weil er es ja sei, der den Befehl von Gow erhalten habe. Er möge aber einen Gruß vom Hauptmann Black ausrichten. Dann verschwand der Offizier. Inzwischen ist

er bestimmt mit seinen Freunden über alle Berge und hat sich in der Wildnis von Glen Trool versteckt.

Ich habe meinen Schwager im Gefängnis von Tolbooth besucht, wo er und die anderen drei Soldaten für ein Jahr eingekerkert sind. Er erzählte mir, was für einen Aufruhr es gab, als man ihnen die Knebel aus dem Mund nahm und sie zusammen mit dem Staatsrat dahinterkamen, was ihnen da für ein Streich gespielt worden war. Er sagte, Claverhouse habe vor Wut kein Wort herausgebracht. Auf Hooey entlud sich aller Zorn, und er wurde am nächsten Morgen zur selben Zeit in Tolbooth gehängt, in der die Leute aus den Bergen hätten sterben sollen.«

»Und das, meine Herren, war die Geschichte«, sagte Angus McEwan und erhob sich. »Ich bitte Euch, auf meine Rechnung Eure Gläser zu erheben.«

Und während die Soldaten murrend und mit finsternen Gesichtern dastanden, riefen hundert Stimmen: »Auf das Wohl des Nationalhelden Schottlands, des mutigen und gewandten Gentleman – auf das Wohl des Schwarzen Rächers!«

HINTER VERSCHLOSSENEN TÜREN



Schwer lag der Tau auf den Gräsern. Aus den Wäldern klang der Ruf einer Eule durch die grau-violette Dämmerung. Die Farben des Sonnenuntergangs am westlichen Horizont verwandelten sich mit zunehmender Nacht in die stumpfen Töne von Indigo und Blau. Bäume säumten den breiten Sandstreifen, der, von windgebeugtem Gras bedeckt, zuerst steil und dann immer flacher im Wasser des Meeres auslief. Wie große magere Arme sahen die Sandverwehungen aus, die ihre Ausläufer bis in die Brandung streckten, als griffen sie nach dem Wasser. Eine leichte Brise erhob sich, als der volle, runde Mond hinter der Insel Arran auftauchte und den gekräuselten Wellen der Clyder Förde das Aussehen von gehämmertem Silber verlieh. Weiße Wolken zogen am Himmel entlang und wirbelten jetzt durcheinander, da die Brise langsam zu einem starken, unbarmherzigen Wind anwuchs, der das Meer aufwühlte und mit Ungestüm durch die Äste der stöhnenden Bäume fuhr.

Der Mann, der am Strand entlangritt, hatte es anscheinend nicht eilig. Die wenigen stillen Häuser, an denen er vorbeikam, waren nicht erleuchtet, und der Sand, der den Hufschlag des Pferdes schluckte, bewahrte den ruhigen Schlaf der Bewohner. In Gesellschaft seines schwarzen Hundes bewegte sich der Reiter im Schatten der dunklen Wälder, die sich kilometerweit an der Küste von Ayrshire entlangziehen. Das Klagen des Windes in den schottischen Fichten verschmolz mit dem Geräusch der Brandung zu einer unheimlichen Melodie. Schließlich verließ der einsame Reisende den Schatten der Bäume und zügelte sein Pferd für einen Augenblick. Angestrengt lauschten die drei Gestalten in die Nacht hinaus, unbeweglich, als seien sie aus Ebenholz geschnitzt.

Ein tiefes Knurren verstummte auf ein Wort des Reiters hin sofort. Ein Kaninchen fuhr raschelnd neben der Gruppe aus dem Gras auf und jagte dem Wald zu. Etwa zwei Kilometer zu seiner Linken konnte er die Ortschaft Girvan sehen, deren Häuser dunkel und still in der Nacht standen. Nur hier und dort war ein Lichtschimmer zu sehen, der in diesen schweren Zeiten von Augen kündete, die sich vor Tränen nicht schließen konnten. Nach kurzem Innehalten lenkte der Reiter sein Pferd landeinwärts, auf die Herberge »Zum Eberkopf« zu. Pferd und Reiter bewegten sich mit einer Sicherheit vorwärts, die zeigte, wie wohl vertraut sie mit dem Gelände wären. Nahe der Herberge stieg der Mann ab und gab die Zügel ohne ein Wort dem Hund. Darauf ging er zur Tür eines Hauses, das neben dem Gasthof stand, und klopfte an. Vorsichtig wurde geöffnet.

»Ist die Luft rein, Angus?«, fragte der Ankömmling.

»Alles in Ordnung«, war die Antwort.

Der Reiter stieß einen leisen Pfiff aus, und sogleich kam sein Pferd, geführt von dem Hund, näher.

Es war schon lange nach Mitternacht, als Angus McEwan das Pferd in einen besonderen Stall und Reiter und Hund in ein kleines Zimmer führte, wo beim Schein einer knisternden Fackel schon eine kräftige Mahlzeit aufgetragen war.

»Man richtete mir aus, dass Ihr kommen würdet, Duncan. Gibt es Schwierigkeiten?«

Der andere schüttelte den Kopf. Er war von großer Gestalt und wie die Viehhändler gekleidet, von denen viele im Süden Schottlands umherzogen. »Nein, gar keine. Von Ballantrae bis hier sah ich keinen einzigen roten Rock.«

»Das will nicht heißen, dass sie nicht in der Gegend sind. Gerade jetzt haben wir ein halbes Dutzend im Gasthaus.«

»Sie würden mich nicht erkennen, selbst wenn ich ihnen begegnete, und mein gutes Pferd Mitternacht habt Ihr ja gut versteckt«, erwiderte der andere gelassen und ruhig.

Mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Bewunderung sah ihm der Gastwirt zu, wie er gemächlich sein Mahl verzehrte. »Recht habt Ihr ja, Duncan. Eure eigene Mutter, Gott gebe ihr Frieden, würde Euch in dieser Aufmachung nicht wiedererkennen. Und wenn Ihr als Bettler aufgetaucht wäret, verhielte es sich nicht anders. Wie bringt Ihr das nur fertig?«

»Das ist kein Geheimnis, Angus. Ob ich einen Bettler oder einen Viehhändler, einen Hirten oder einen Soldaten darstelle, ich bin es jedes Mal mit Leib und Seele. Die Fähigkeit, mich zu verstellen, ist eine Gabe, und ich habe diese Gabe gepflegt, als ich in Edinburgh studierte. Oft schon hat mir das in diesen stürmischen Zeiten geholfen, und ich sehe es als ein Geschenk an, auf das ich mir nichts einbilde. Heißt es nicht in der Schrift: ›Was aber hast du, das du nicht empfangen hast?«

In stiller Bewunderung betrachtete McEwan den Sprecher und staunte wieder einmal über die Kraft an Körper, Geist und Willen, die ihn durch seine schwierigen Aufgaben hindurchtrug. Die hohe Stirn, die blauen Augen, das von Wind und Wetter der Moore und Berge gebräunte Gesicht, der sensible Mund und das energische Kinn – all das gehörte einem Mann, der eines Königs-throns würdig gewesen wäre.

»Wie lange meint Ihr, dass Ihr es durchhalten könnt, Duncan?«

»Bis meine Arbeit vollbracht ist. Bis Schottland von Papsttum und Prälatenherrschaft befreit ist und jedermann auf seine Weise Gott anbeten und sein Wort ohne Furcht und Strafe lesen kann«, war die entschiedene Antwort.

»Aber fragt Ihr Euch nie, ob der Preis, den Ihr zahlt, nicht zu hoch ist? Ihr habt gesehen, wie Euer Vater getötet und sein Haupt auf das Untertor in Edinburgh gesteckt wurde, wie ein Eindringling Euch um Euer schönes Schloss Fenwick brachte, und Ihr selbst, Duncan Fenwick, seid ein heimatloser Wanderer in den Mooren und auf den Bergen Schottlands, auf dessen Kopf 10 000 Pfund ausgesetzt sind. Wofür?«

»Für das, was allen Menschen am Herzen liegt oder liegen sollte, Angus: das Recht jedes Einzelnen, den Weg seiner Seele selbst zu bestimmen. Wir stehen nicht für uns selbst in Waffen, sondern für Eure Kinder und meine, wenn wir welche haben sollten, und für Generationen noch Ungeborener, die frei sein könnten. Der Prophet hätte Schottland im Sinn haben können, als er schrieb: ›Und das Recht ist zurückgedrängt, und die Gerechtigkeit steht von fern; denn die Wahrheit ist gestrauchelt auf dem Markt, und die Geradheit findet keinen Einlass.« Ich glaube, dass wir die Schlacht des Herrn schlagen, und ich will tun, was in meiner Macht steht, um dieses Übel zu beseitigen.«

»Das ist ohne Zweifel sehr löblich, Duncan, aber der Süden Schottlands steht seit über 25 Jahren in Waffen. Glaubt Ihr, dass der nationale Glaubensbund und sein Nachfolger, die Ernste Liga, allen Aufruhr und alles Blutvergießen wert sind, das sie gekostet haben? Wir vertreiben den einen Tyrannen nur, um den nächsten aufstehen zu sehen. Was hat dem Land die theologische Haarspalterei anderes gebracht als den Verlust einiger sei-

ner besten Söhne? Der große Marquis von Montrose lernte die Henkersschlinge 1651 kennen, und sein Erzfeind Argyle starb zehn Jahre später auf der Guillotine. Was uns geblieben ist, ist das Erbe des Hasses.«

»Nicht des Hasses, Angus. Wir hassen keinen Menschen. Das überlassen wir unseren Feinden. Dass wir kämpfen, stimmt, aber für Wahrheit und Recht, und die müssen am Ende siegen. Ich weiß, dass der Kampf schon lange dauert, aber das Schlimmste ist vorüber. Der Wille zum Durchhalten und die Gewissheit des Sieges sind unsere Stärke in diesen Schlachten. Das habe ich in Edinburgh gelernt, bei meinen Studien und in den Freundschaftskämpfen mit einigen der größten Helden Schottlands und Englands. Wenn wir unser Leben um des Reiches Gottes willen verlieren, werden wir es finden. So steht es geschrieben, und das glauben die Bergbewohner. Sie haben die Kosten überschlagen und sind bereit, jetzt alles zu opfern, damit zukünftige Generationen frei sein können. Niemand hat größere Liebe als der, der sein Leben lässt für die Freunde. Wisst Ihr noch, was Argyles letzte Worte waren, Angus?«

McEwan nickte. »Ja, Duncan, ich erinnere mich gut daran. ›Wir müssen entweder viel leiden oder viel sündigen.‹ Das heißt wohl, dass wir leiden müssen, wenn wir für die Wahrheit einstehen – und dass wir, wenn wir es nicht tun, Schuld auf uns laden. Heutzutage gibt es viele Leidende und viele Sünder im Süden Schottlands. Habt Ihr von der Tragödie des jungen Hislop gehört?«

»Meint Ihr Andrew, den Sohn der Witwe Hislop?«

»Genau diesen.«

»Was geschah mit ihm?«

»Sie wohnten in einer kleinen Hütte in der Nähe von Straiton. Eines Nachts schleppte sich ein schwerkranker Bergbewohner vor ihre Tür. Sie nahmen ihn auf und pflegten ihn bis zu seinem Tod. Dann begruben sie ihn eigenhändig hinter der Hütte. Aber nach kurzer Zeit wurde das Grab von den Dragonern entdeckt, und die plünderten das armselige Häuschen und rissen es nieder. Andrew entdeckten sie in den Bergen. Das Ungeheuer, das sie anführte, Johnstone von Westerhall, befahl, ihn sofort zu erschießen, und der Junge sollte sich dazu die Mütze über die Augen ziehen. Doch er weigerte sich, und mit der Bibel in der Hand schaute er seinen Mördern ins Gesicht. ›Ich kann Euch in die Augen sehen‹, sagte er, ›denn ich habe nichts getan, wofür ich mich schämen müsste. Aber wohin könnt Ihr an jenem Tag sehen, wenn Ihr durch das gerichtet werdet, was in diesem Buch steht?‹ Er war erst siebzehn, als sie ihn umbrachten.«

»Wer hat Euch davon erzählt, Angus, und wann ist das geschehen?«, fragte Duncan, während er sich, von der Erzählung sichtlich bewegt, vom Tisch erhob.

»Seine trauernde Mutter hat es mir erzählt. Vor zwei Wochen kehrte sie hier ein. Sie war auf dem Weg nach Edinburgh, wo sie zu ihrer Schwester ziehen will. Damals war es gerade drei Wochen her, dass Andrew die Märtyrerkrone errang. Der Junge soll Johnstone noch gesagt haben, dass er ihm vergebe, wie Christus seinen Feinden vergeben habe. Er, Johnstone, müsse sich aber vor Gott im Himmel wegen dieser Tat verantworten und vielleicht auch schon hier auf Erden vor dem Schwarzen Rächer. Seine Mutter berichtete, der Tyrann sei vor dieser Warnung des Jungen erzittert, und auch die Dragoner hätten Furcht gezeigt. Doch Andrew sei trotzdem sofort erschossen worden.«

Duncan kehrte zum Tisch zurück und setzte sich, den Kopf auf die Hände gestützt. »Wie lange, o Herr, wie lange?«, seufzte er. »Tapferer Andrew! So jung, so tüchtig und so lebensfroh! Aber warum trauern wir? Er ist zu höherem Dienst berufen worden und ist dem zukünftigen Zorn entronnen. Er wird im Himmel gekrönt werden. – Aber was geschah mit Moira, seiner schönen Schwester?«, fragte er plötzlich.

»Sie war nicht da, als Andrew ergriffen wurde, aber ich habe Grund anzunehmen, dass Johnstone nach ihr sucht. Man zittert förmlich bei dem Gedanken, dass das Mädchen in die Hände dieses Unholdes fällt. Ich könnte ihn mit den bloßen Fäusten erwürgen, so wahr mir Gott helfe!«

»Angus, so dürft Ihr nicht reden! ›Die Rache ist mein‹, spricht der Herr. Aber vielleicht kann ich das Instrument sein, das Gott für seine Rache gebraucht, so wie es Andrew meinte.«

McEwan betrachtete fast furchtsam sein Gesicht und wusste, dass das Schicksal von Johnstone von Westerhall besiegelt war.

»Wusste die Mutter, wohin Moira gegangen war?«

»Ja, sie sagte, das Mädchen sei nach Edinburgh zu ihrer Tante geflohen, der Schwester ihrer Mutter, zu der auch Frau Hislop gehen wollte. Ich bezweifle aber, dass Moira lange vor Johnstone sicher sein wird.«

»Sie wird für den Augenblick sicher sein«, mutmaßte Duncan, »denn sie wird von Neil Gow beschützt, dem Sekretär des Kronrates. Ihr müsst wissen, dass sich Neil Gow und Moira, die Rose von Ayrshire, lieben.«

McEwan war sein Erstaunen deutlich anzusehen. »Aber Duncan ...«, begann er.

»Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Angus. Neil Gow ist Sekretär des Kronrates. Ich kenne ihn seit unseren Universitätstagen und weiß, dass die Gows und die Hislops auf benachbarten Höfen aufwuchsen. Neil und Moira spielten als Kinder zusammen, aber dann wurden sie durch die Wirren der Zeit voneinander getrennt. Ich habe Neil in Edinburgh einmal einen kleinen Dienst erwiesen. Und jetzt erzähle ich Euch ein Geheimnis, das Ihr genauso gut bewahren müsst wie das meine. Der Schwarze Rächer hätte ohne Neil Gow nicht die Hälfte seiner Taten tun können. Neil begibt sich täglich ebenso in Gefahr für Christi Krone und seinen Bund wie ich selbst.«

McEwan schaute so maßlos verblüfft drein, dass Duncan lachen musste.

»Nun Duncan, das erklärt natürlich eine Menge, und jetzt verstehe ich auch, wie es zu Eurer letzten Rettungstat in Edinburgh kommen konnte.«

»Es ist nun einmal so, dass Unterdrückung die Weisen wütend macht, Angus. Solche Verbrechen wie jetzt das an den Hislops und anderen haben die Bergbewohner zur Verzweiflung getrieben. Wie der ermattete Hirsch in äußerster Not die belenden Hunde angreift, so haben auch sie sich gegen ihre Feinde gewandt. In diesen Zeiten kommt es dann vor, dass Männer Taten gegen Gerechtigkeit und Liebe begehen, weil sie durch bittere Verfolgung dazu gezwungen werden, eine Weile mehr nach dem Buch der Richter zu leben als nach dem dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes. Doch ich bin nicht in der Stimmung für theologische Diskussionen, denn ich habe einen langen Tag im Sattel hinter mir. Jetzt bin ich müde und hätte gern ein Bett.«

»Es steht schon für Euch bereit«, sagte der Gasthausbesitzer und deutete auf eine Nische hinter einem Vorhang des großen Zimmers. »Schließt die Tür und verriegelt sie, wenn ich gegangen bin, dann wird Euch niemand mehr stören.«

DER OFEN DES ELENDS



Als Duncan erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Auf der Westseite des Zimmers konnte er von einem kleinen Fenster aus die Clyder Förde sehen, deren weißbemüzte blaue Wellen sich in stürmischem Spiel gegen die Küste warfen. Wie die meisten Menschen, die nahe am Meer geboren wurden und deren Wiege sich zur Musik der Brandung bewegte, hielt ihn sein Leben lang der Zauber der See gefangen, und das Wasser war ihm immer wieder neu eine Quelle der Freude und der Ruhe. Es kam ihm vor, als sei sein Heimatland dem Meere ähnlich, das gegen seine Küsten peitschte – vom Sturm überrascht und vom Unwetter aufgewühlt und zerrissen, voll des Wartens und der Sehnsucht, voll des Hoffens und Flehens, wann wohl die Stimme des Ewigen erklingen würde: »Schweig und verstummel!« Er dachte an sein Vaterhaus, Schloss Fenwick, das er um seines Glaubens willen hatte verlassen müssen, und an Schloss Culzean, das weniger als dreißig Kilometer entfernt lag und einen Menschen beherbergte, der ihm lieber war als sein eigenes Leben.

Wenn auch nichts seinen Glauben an Gott und seinen ewigen Plan erschüttern konnte, warfen doch die Nöte und Heimsuchungen der Bergbewohner manchmal Schatten auf seine Seele. Wieder erinnerte er sich an die Worte eines keltischen Professors in Edinburgh, der seine Studenten gelehrt hatte: »Was nützt das Reden, wenn es nichts gibt, wovon man sprechen kann? Gott schickt den Wolken die Dunkelheit, und es gibt Regen. Gott wirft Dunkelheit auf die Hügel, und es entsteht Nebel. Gott hüllt die Sonne in Dunkelheit, und es wird Winter. Und es ist Gott, der das Dunkel auf die Seele senkt und sie verwandelt.«

Sein Sinnen wurde durch ein Klopfen an der Zimmertür unterbrochen. Er öffnete und ließ McEwan mit einem großen Tablett voll guter Dinge eintreten.

»Irgendetwas Neues, Angus?«

»Das kann warten, bis Ihr Euer Frühstück beendet habt.«

»In diesen schweren Tagen scheint es stets nur schlechte Nachrichten zu geben, Angus. Aber wir wollen daran denken, dass hinter der Dunkelheit die Herrlichkeit wartet«, sagte Duncan, als er sich wieder vom Tisch erhob. »Aber lasst mich Euren Bericht hören.«

»Heute Morgen traf ein Reisender namens McNeice von Edinburgh ein. Er hat mir erzählt, dass eine neue Verordnung herausgekommen ist, die dem Staatsrat das Recht für Hausdurchsuchungen erteilt und ihm Vollmacht zur Bestrafung aller Feinde des öffentlichen Wohles gibt. Wer diese Feinde sind, liegt völlig im Ermessen des Rates. Der Ofen des Elends ist noch siebenmal heißer gemacht worden. Jetzt kann jeder angeschwärzt und ohne Haftbefehl festgenommen werden und muss damit rechnen, allein durch die Willkür des Rates eingesperrt und hingerichtet zu werden. McNeice spricht von Unruhen in Edinburgh und von Gerüchten, nach denen George Mackenzie fürchtet, man sei zu weit gegangen. Doch hinter allem steckt der Erzfeind Claverhouse. Ihr müsst wissen, dass der Schwarze Rächer Claverhouse mit seinen Handstreichchen so in Wut versetzt, dass er jede schlechte Laune des Morgens am Nachmittag in ein Gesetz verwandelt. Der Rest des Staatsrates fürchtet ihn anscheinend und wagt nichts gegen seinen Willen zu unternehmen. Die Gläubigen erleben wahrlich schlechte Zeiten und harte Verfolgung. Selbst ich muss langsam um meinen Kopf bangen«, fügte er achselzuckend und grinsend hinzu.

»Eure Nachrichten sind zwar schlecht, aber sie besagen nicht allzu viel. Die neue Verordnung bestätigt nur Rechte, die sich der Rat schon seit Langem angemaß hat. Ihr wisst ja, wie es den Hislops und anderen frommen Familien ergangen ist. Angus, ich glaube, es ist an der Zeit, dass ich dem Staatsrat eine Lektion erteile und mich dazu in die Höhle des Löwen wagen muss.«

Fragend und ungläubig starrte ihn McEwan an. »Ihr macht natürlich einen Scherz«, sagte er schließlich. »Selbst der Schwarze Rächer könnte sich nicht an ein solches Unternehmen wagen.«

»Wir wollen es abwarten, Angus, wollen es erst einmal abwarten«, war die einfache, bescheidene Antwort. »Solche unmenschlichen Grausamkeiten, so niedrige und blutrünstige Angriffe auf das Leben, die Freiheit und den Frieden des Volkes dürfen nicht ungestraft bleiben.« Und mit glühendem Gesicht, mit Augen, die vor jahrelang unterdrückter Empörung blitzten, ließ er seinem aufgestauten Grimm vollen Lauf. »Wir müssen einfach einige ihrer Opfer aus der Hölle erretten, die diese Ungeheuer über Schottland gebracht haben. Dem Staatsrat muss gezeigt werden, dass es einen Gott der Gerechtigkeit im Himmel gibt und er Diener auf der Erde hat. Ich fühle mich berufen, ihm diese Lektion zu erteilen.«

»Duncan, in Gottes Namen! Versucht lieber nichts dergleichen!«, fiel ihm McEwan mit erregter Stimme und besorgtem Blick ins Wort. »Warum wollt Ihr Euer Leben mit einer solchen Tat aufs Spiel setzen? Schottland braucht Euch, die Bergbewohner brauchen Euch, ganz zu schweigen von dem schönen Mädchen im runden Turm von Schloss Culzean.«

»Spart Euch Eure Worte, Angus. Ihr bringt mich nicht davon ab«, war die ruhige Antwort. »Wenn wir diesen Kampf gewin-

nen wollen, müssen wir uns damit abfinden, gefährlich zu leben. Wir sind alle noch viel mehr in Gefahr, seit dieses böse Gesetz verabschiedet worden ist. Mit Gottes Hilfe werde ich dem Staatsrat in Edinburgh einen Schlag versetzen, von dem ganz Schottland die Ohren klingen sollen. Und wenn ich sterben sollte – nun, dann ergeht es mir nur wie vielen Männern, die besser sind als ich und von denen jeden Tag einige ihr Leben auf den Bergen und in den Mooren unseres armen Landes lassen. Vergesst nicht, mein Freund, dass ich so lange unsterblich bin, bis meine Arbeit vollendet ist.«

McEwan schüttelte den Kopf, aber in seinen Augen war etwas wie Bewunderung zu lesen, als er sagte: »Ihr müsst es wissen, Duncan. Letzten Endes kann Euch niemand in Eure Entschlüsse hereinreden. Aber sagt, wann werdet Ihr losziehen?«

»Heute Abend. Ich werde Andra McQuater im Boglewald treffen. Danach muss ich noch einige Vorkehrungen treffen und mir verschiedene Dinge besorgen, die ich nötig habe, bevor ich nach Edinburgh reite.«

Über den ganzen Süden Schottlands verstreut lagen die vielen Verstecke, in die sich der Schwarze Rächer flüchten konnte, wenn ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Sie lagen in einsamen Schluchten oder in den Tiefen dunkler Wälder. Meist bestanden sie aus roh zusammengezimmerten Hütten, die Duncan in weiser Voraussicht aufgestellt hatte, als er sah, wie sich die Gewitterwolken der »Blutigen Zeiten« zusammenballten, und ahnte, dass er eines Tages wie viele andere seine Zuflucht in den Bergen würde suchen müssen. Bei einer Gelegenheit hatte er einen Mann namens Andra McQuater aus den Klauen von Claverhouse und damit vom sicheren Tod errettet, und Andra hatte

sich ihm aus Dankbarkeit angeschlossen. Er war Soldat gewesen und hatte die Armee verlassen, weil ihn der Mut und das treue Zeugnis der Bergbewohner für Jesus Christus beeindruckten. Als er sich ihnen angeschlossen hatte und sie ihm den Weg zum Heil gezeigt hatten, wurde er von den Dragonern gefangen genommen und als Deserteur Claverhouse vorgeführt. Aus dessen Gewalt hatte ihn der Schwarze Rächer mit einem seiner kühnsten Streiche befreit.

Die einsamen Zufluchtshütten hatten dem Rächer in mancher Notlage gute Dienste erwiesen, wenn er, sein Pferd und sein Hund gehetzt wurden und eine kurze Zeit der Ruhe brauchten. In solchen Fällen war Major ein unschätzbare Begleiter. Der Hund konnte das Nahen von Mensch und Tier anzeigen, lange bevor sein Herr den Feind entdeckte. Dazu war er so gut abgerichtet, dass ein leises Knurren alles war, womit er Duncan eine Gefahr anzeigte.

In einem dieser Verstecke war Andra McQuater zurückgeblieben, und dorthin kehrte sein Freund jetzt zurück. Der Boglewald war ein riesiges, mit Kiefern bewachsenes Gebiet in der Grafschaft Ayr, ungefähr 120 Kilometer westlich von Edinburgh. Wie dieser Wald zu seinem Namen kam – *bogle* bedeutet »Gespenst« oder »Geist« –, wusste niemand mehr zu sagen, doch der Aberglaube des Volkes wollte wissen, dass er verwunschen sei und dass einstmals in seinen Tiefen finstere Rituale zu den keltischen Maifesten stattgefunden hatten, wobei die Heerscharen der Hölle unter Vorsitz Satans rauschende Gelage feierten. Selten wagte sich jemand in die Dunkelheit dieses Ortes.

Zur Zeit des Abendessens, als wenige Leute im Gasthaus saßen, verabschiedete sich Duncan von McEwan.

»Denkt daran, Duncan, meine Tür steht Euch immer offen. Major kann eine Botschaft bringen, wenn Ihr Hilfe braucht. Gott sei mit Euch und bewahre Euch.«

»Danke, Angus. Ihr seid ein guter Mensch, und Gott wird es Euch lohnen.«



Die Sonne ging mit einem wahren Glorienschein hinter der fernen Insel Arran draußen auf See unter, als Duncan sein Pferd in Richtung Küste lenkte. Die wenigen Leute, denen er begegnete, sahen in ihm nur einen Viehhändler, der mit seinem Hund nach Hause ritt. Sein Weg führte ihn am Strand entlang, und er überließ sich ganz dem Staunen über die Schönheit des Himmels. Schon wurde das flammende Gold im Westen zu einem weichen Purpur und nun zu einem stumpfen Grau. Dann kam die unheimliche Stunde des Zwielflights, und auch dieses schwand, als die drei wieder landeinwärts ritten. Wie ein weiter schwarzer Mantel senkte sich die Dunkelheit auf das Land, und unsichtbare Riesenhände schienen das Gewand immer enger zusammenzuziehen, als Pferd, Reiter und Hund an dem dunklen Schatten des Boglewaldes ankamen.

Unter den ersten Bäumen hielten die drei an. Der volle Mond war aufgegangen und tauchte die Erde mit seiner scharf umrissenen Scheibe in ein silbernes Licht. Ruhig lag der Wald da, das Wild und die Vögel waren verstummt und unsichtbar, und auch der Wind hatte sich gelegt. Dort, wo sich das Moor zwischen Wald und Meer erstreckte, lag der Weg, auf dem die nächtlichen Wanderer gekommen waren und der nun plötzlich zu Ende zu

sein schien. Doch der Reiter zögerte nur einen Moment, nahm dann das Pferd beim Zügel und ging voran, in die Finsternis des Waldes hinein. Ein Wort genügte, und der Hund eilte voraus. Bald darauf flackerte ein Licht auf, und ein Mann mit einer Fackel aus Kiefernholz kam auf sie zu, um sie zu begrüßen.

»Ich bin froh, dich zu sehen, Andra.«

»Und ich freue mich, dass du wieder da bist, Duncan«, war McQuaters Antwort. »Ich werde mich um Mitternacht und um Major kümmern. Währenddessen kannst du etwas essen. Das Mahl steht schon bereit. Ich habe dich schon eine Woche lang jeden Abend erwartet.«

Obwohl nur roh zusammengebaut und sparsam ausgestattet, war die Hütte im Boglewald gemütlich und mit genügend Vorräten für einen längeren Aufenthalt ausgerüstet. An diesem Abend gab es einige frisch gefangene Forellen aus dem in der Nähe fließenden Bach, dazu ein wenig Kaninchen und kalten Fasan. Haferbrei, Mehlfladen und Tee vervollständigten das reichhaltige Mahl. Während Duncan und McQuater es sich an dem selbst gezimmerten Tisch und auf den plumpen Stühlen schmecken ließen, erzählte der Ankömmling dem anderen von den Neuigkeiten, die er erfahren hatte.

Andra hörte aufmerksam zu, bis der Bericht zu Ende war. »Das klingt nicht gut, Duncan. Mir brennt das Herz, wenn ich an Frau Hislop und Moira denke. Dieser Johnstone ist wahrhaftig ein Ungeheuer, und ich bin nur froh, dass Neil auf die beiden aufpassen kann.«

Der andere nickte abwesend. »Gerade das macht mir Sorge, Andra. Kann Neil sich um sie kümmern? Ich weiß zwar, dass er es versuchen wird, aber wenn nur der leiseste Verdacht auf ihn

fällt, und das kann sehr leicht geschehen, dann ist sein Leben keinen Heller wert. Neil ist ein tapferer Mann, Andra. Wie tapfer, das weiß wohl nur ich. Nun«, unterbrach er sich selbst, »wir wollen Neil und die Hislops und alle Bergbewohner Gott selbst anbefehlen und daran denken, dass es immer dann am dunkelsten ist, wenn die Dämmerung nahe ist.«

»Was hast du vor, Duncan?«, fragte McQuater.

»Jetzt ins Bett und morgen nach Edinburgh zu gehen.«

Inzwischen war der Wind wieder erwacht und steigerte sich auf die Stärke eines Sturmes. Die Wipfel der Bäume ächzten hin und her und stimmten in das auf- und abschwellige Heulen und Pfeifen ein. Der Hund lag bereits im hinteren Teil der Hütte auf einem Haufen Kiefernzweige. An den Wänden waren zwei Lager aus Heidekraut und Ginster aufgeschüttet. Obenauf lag eine schwere Decke. Hier legten sich die Männer zur Ruhe. Sie schliefen auf der Stelle ein.

DER BETTLER



Beide Männer erwachten fast gleichzeitig. Während McQuater sich um das Frühstück kümmerte, begab sich Duncan mit Major in den Stall, um das Pferd zu füttern.

Es hatte während der Nacht geregnet, doch der Sturm war vorüber, und die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel herab. Als das Pferd versorgt war, wanderte Duncan die zwei Kilometer bis zum Rand des Waldes und spähte vorsichtig auf das weite Land hinaus, das sich vor ihm ausbreitete. Die Nebelschleier der Nacht, die die Hänge verhüllt hatten, schwanden jetzt, und man konnte in der Ferne das schmale Band der Straße nach Edinburgh sehen. Acht Kilometer jenseits der Straße war der Silberstreifen des Girvan auszumachen.

Von der Spitze eines nahe gelegenen Hügels aus schaute Duncan nach Westen, wo die blauen Wellen des Atlantischen Ozeans in der Clyder Förde das Licht der Morgensonne widerspiegelten. Gegen Osten erstreckte sich ein Moor- und Sumpfgebiet, in das kleine Wälder und Seen eingestreut waren, beschauliche Tümpel, die sich in ihrer eigenen Schönheit badeten. Über allem lag jener unerforschliche Friede stiller Wasser, der ein Bild für die Ruhe der Seele ist, wenn sie nach Jahren des Kampfes, des Hungerns und Dürstens den Frieden in Jesus Christus gefunden hat. Doch diese Landschaft war auch von einer wilden Schönheit und Urwüchsigkeit, von einer schroffen Ursprünglichkeit der Berge und Moore, als hätte Gott hier eine Kulisse gebildet, die besonders geeignet war, um als Hintergrund für tragische Geschehnisse zu dienen. Hier war es ja, wo tapfere Männer für den von den Vätern überlieferten Glauben kämpften und starben. Der Blick, der sich Duncan hier bot, rief in ihm aufs Neue die tiefe, unstillbare Sehnsucht nach Frieden hervor, die doch in dieser dunklen Welt so wenig gestillt wird.

Als er zur Hütte zurückkehrte, stand das Frühstück schon bereit.

»Wann wirst du gehen, Duncan?«, fragte McQuater gespannt.

»Am späten Nachmittag. Wir werden die Straße über Glenapp benutzen und von da aus über die Einöde von Glen Trool reiten. Auf diese Weise können wir unerwünschte Begegnungen vermeiden.«

»Du sagst ›wir‹. Möchtest du, dass ich mitkomme?«

»Wenigstens ein Stück des Weges, Andra.«

»Ist es nicht gefährlich, nach Edinburgh zurückzugehen, Duncan? Du weißt, dass die ganze Armee von Claverhouse hinter dir her ist.«

»Heutzutage ist es überall gefährlich – in Edinburgh nicht mehr als irgendwo in Ayrshire oder Galloway. Vielleicht sogar in der Hauptstadt weniger, weil das der letzte Ort ist, an dem man mich zu finden vermutet.«

»Was hoffst du, dort tun zu können?«, fragte McQuater mit einem Ton tiefer Besorgnis in der Stimme.

»Ich will mich in die innerste Höhle des Löwen wagen, aber ich weiß noch nicht im Einzelnen, wie das zu machen sein wird.«

»Unmöglich! Das ist unmöglich!«, stieß der andere hervor.

»Deswegen gerade durchführbar«, war die lachende Antwort.

»Du redest wie Angus McEwan.«

»Aber warum, Duncan? Warum? Bist du dir überhaupt dessen bewusst, was du tust?«

»Vollkommen, mein Freund. Ich habe noch nicht den Mut verloren, die Änderung dieses Inquisitionsgesetzes zu erzwingen und dem Staatsrat eine Lehre zu erteilen. Meine Absicht ist, sie aufgrund des Zweiten zu dem Ersten zu überreden.«

»Du weißt doch, dass das ganze Land gegen dich aufgehetzt ist und dass Claverhouse jeden Stein umdrehen wird, um dich zu finden.«

»Komm, komm, Andra, nicht das ganze Land. Nur Claverhouse und seine Bande wollen Hand an mich legen. Aber wir haben viele Freunde im Süden Schottlands. Mach dir keine unnötigen Sorgen. Der Schwarze Rächer ist noch nicht gefangen.«

»Aber, Duncan ...«

»Es hat keinen Zweck, Andra. Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen. Es gibt Unrecht zu bekämpfen, Bergbewohner brauchen Hilfe, und den Menschenjägern und anderen schlechten Männern muss immer wieder eine Lektion erteilt werden. Jeder von uns ist an einen bestimmten Platz gestellt, und ich wage nicht, den meinen zu verlassen.«

»Aber wie willst du dann zurückkommen? Jede Straße wird bewacht sein, und du kannst nicht auf Mitternacht nach Edinburgh reiten, mit Major auf den Fersen«, mahnte ihn der andere ein wenig vorwurfsvoll.

»Beruhige dich, mein lieber Freund. Das beabsichtige ich auch gar nicht. Ich werde nicht als der Schwarze Rächer auf seinem edlen Streitross in Edinburgh einziehen, um das Unrecht in Schottland zu bekämpfen, und auch nicht als Duncan Fenwick, der rechtmäßige Herr von Schloss Fenwick, der kommt, um sein väterliches Erbe zurückzufordern. Vielleicht als ein heruntergekommener Bettler, einer von denen, denen die Kirche das Betteln gestattet. Davon gibt es heute viele Tausende auf den Straßen Schottlands, und ich habe immer noch die bleierne Erkennungs-marke, die mir die Kirche für den Fall gegeben hat, dass ich sie brauche.«

»Ganz wie du denkst, Duncan. Möge Gott dich beschützen und bewahren. Aber was hast du nun eigentlich mit mir vor?«

»Reite mit mir bis zum Versteck im Schwarzen Wald von Swanston. Dort werde ich Mitternacht und Major unter deiner Obhut zurücklassen. Dann warte auf mich, bis ich zurückkomme. Heute Abend werden wir in der Hütte am Berg Brown Carrick übernachten und, wenn alles gut geht, morgen Abend in Swanston.«



An verschiedenen Stellen in Ayrshire und Galloway gab es fünf Unterschlüpfе, die dem im Boglewald ähnlich waren und die der Schwarze Rächer von Zeit zu Zeit benutzte. Außerdem verfügte er über Verstecke in den Klüften der Pentland-Berge, in den Anhöhen von Straiton und entlang der felsigen Küste von Ayrshire. Dort gab es eine große Anzahl von Höhlen, von denen einige unterirdisch bis weit ins Land hineinreichten und nur bei Ebbe zu betreten waren. Immer wieder hatte der vielgejagte Held der Bergbewohner dort Zuflucht und Sicherheit gefunden. Orte wie die Herberge »Zum Eberkopf« suchte er weniger auf, und wenn, dann meist, um Neues über seine Feinde und ihre Vorhaben zu erfahren. Darüber hinaus gab es noch viele Häuser im ganzen Land, in denen Familien darauf stolz gewesen wären, ihm zu helfen, doch diese vermied er nach Möglichkeit – zum einen, weil er seine Anonymität wahren wollte, zum anderen, weil er seine Freunde nicht in Gefahr bringen wollte. Es stand nämlich die Todesstrafe darauf, wenn man ihn vor den Dragonern schützte.

Die beiden Männer hielten sich auf einsamen Seitenwegen, Bergpfaden und den Fährten der Schafherden. Diejenigen, die ihnen dennoch begegneten, hielten sie für harmlose Viehhändler. So kamen sie in der Abenddämmerung des folgenden Tages am Schwarzen Wald von Swanston an. Bei Tageslicht waren sie auf weiten Umwegen über steile Pässe und durch tiefe Schluchten durch die Pentlands geritten – Umwege, die sich aber auszahlten, weil es unsicher und gefährlich gewesen wäre, auf den patrouillierten Straßen zu reisen.

Verschiedene Male entkamen sie nur knapp kleineren Streifen, die die Hügel absuchten. Duncans immerwährender Vorsicht, seiner verblüffenden Kenntnis des Geländes und Majors Warnungen war es zu danken, dass sie den Suchtrupp ausweichen konnten. Das Dorf Swanston lag etwa dreißig Kilometer von Edinburgh entfernt, und da es an der Hauptstraße lag, war der Verkehr durch den Ort sehr lebhaft. Der Schwarze Wald lag südlich und bedeckte die Pentlands in einer Ausdehnung von mehr als fünf Kilometern. Die Männer drangen von der Bergseite in den Wald ein.

»So weit, so gut, Andra«, freute sich Duncan, als sie nach den Pferden gesehen hatten. »Jetzt werden wir uns über unsere Vorfälle hermachen und dann zur Ruhe gehen.«

»Welches Programm werden wir morgen haben?«, fragte McQuater nüchtern. »Du weißt, Duncan, dass es mir keinen Spaß macht, hier längere Zeit in der Gesellschaft von zwei Pferden und einem Hund eingesperrt zu sein.«

Sein Gefährte lachte. »Geduld, Andra. Du brauchst nicht eingesperrt dazusitzen, wie du es ausdrückst. Geh ins Dorf hinunter und gib dich für einen Schäfer aus, der auf seinen aus

Edinburgh zurückkehrenden Freund wartet. Halt den Mund geschlossen und die Ohren offen, und versuche, so viel wie möglich von dem zu erfahren, was in Edinburgh vor sich geht und was die Leute von der Regierung der Stuarts halten. Ich sage dir, Andra, dass ein Rauschen in den Wipfeln der Bäume einhergeht, wie die Bibel sagt, und dass das Papsttum die längste Zeit in Schottland geherrscht hat. Morgen früh werden wir beide zum Frühstück in das Gasthaus »Zum roten Löwen« gehen – aber getrennt voneinander. Lass uns jetzt einmal sehen, welche Kleider wir hier haben. Ich glaube, ich werde diese Bettlerlumpen anziehen und einen Bettler spielen. Hier hast du etwas Geld für das Essen, das du brauchen wirst. Wenn ich innerhalb einer Woche nicht zurückgekommen bin, dann reite nach Edinburgh und setze dich mit Neil Gow in Verbindung. Hier ist seine Adresse, aber besuche ihn nur in der Dunkelheit. So, und jetzt wollen wir schlafen.«



Als McQuater am nächsten Morgen in den »Roten Löwen« trat, saß schon eine Anzahl Gäste da: Bauern, Hirten, Fuhrleute, Händler und hier und da ein rot berockter Soldat. Er schaute sich im Raum um und ging dann auf einen Tisch zu, an dem ein kleiner, stämmiger Mann mit blauen Augen und einer Stimme wie ein Nebelhorn saß. Sein gutmütiges Gesicht war rot wie ein Ziegel, was wohl auf viel Sonne und auf die frischen Winde zurückzuführen war, die über die Moore von Galloway wehen.

»Setzt Euch, setzt Euch, Mann!«, rief er, als sich McQuater dem Tisch näherte. »Niemand soll je sagen können, dass Finlay

McCaul einen Fremdling nicht an seinem Tisch willkommen heißen hat. Ihr seid doch fremd hier, oder täusche ich mich?»

»Das bin ich, mein Herr, und ich bedanke mich für Eure Einladung. Ich erwarte hier einen Freund aus Edinburgh. Wir sind beide Hirten und haben eine Menge Schafe in den Mooren von Ayrshire und Galloway herumlaufen. Und was treibt Ihr für ein Gewerbe?»

»Ich selbst bin Kuhhirt aus der Gegend von Dumfries. Wie war doch Euer Name?»

»Andra. Nennt mich einfach Andra, wie es meine Freunde tun.«

McCaul lachte. »Nun gut, Andra«, sagte er. »Ich bin jetzt auf dem Heimweg. In Edinburgh hatte ich einiges zu erledigen, und ich bin nicht im Geringsten traurig, wenn ich die Stadt niemals wiedersehen sollte. Man lebt schlecht dort heutzutage«, fügte er grimmig hinzu. »Jeden Tag enden Männer, Frauen und Kinder, die Auserwählten Gottes, wegen ihres Glaubens an Jesus Christus in der Henkersschlinge. Die ganze Stadt ist von Uneinigkeit und Kampf zerrissen.«

»Ja, ich habe seltsame Geschichten darüber gehört, in Girvan, in der Herberge ›Zum Eberkopf«, bestätigte McQuater traurig. »Man hat uns auch erzählt, dass dieser Bursche, den sie den Schwarzen Rächer nennen, dort manchen Streich gespielt hat. Er soll sechs Männer befreit –«

»Andra, Ihr untertreibt! Es waren acht Männer, die er befreite! Der stolze Claverhouse und alle seine Leute sahen dabei aus wie die größten Narren. Ganz Edinburgh lachte über sie, und das war das einzig Lustige, was es seit langer Zeit gegeben hatte.«

Diese Worte waren mit so lauter Stimme gesprochen worden, dass man es im ganzen Zimmer hören konnte. Die Soldaten am Nachbartisch blickten auf.

»Niemand treibt lange ungestraft seinen Spott mit John Graham von Claverhouse«, sagte einer von ihnen drohend und kam an den Tisch herüber, an dem die beiden saßen. »Was ich da gerade gehört habe, klingt nach Hochverrat, und dafür hat in letzter Zeit schon mancher seinen Kopf gelassen.«

»Da könnt Ihr recht haben, Soldat. Das mag so sein«, sagte McCaul mit höflicher Ironie. »Ich bin hier fremd, ein einfacher Viehhirte nur, und ich interessiere mich nicht sehr für Theologie oder Politik. Übrigens habe ich nur weiter erzählt, was ich in Edinburgh hörte. Und dass der Rächer acht Männer direkt vor Claverhouses Nase von den Galgen holte, das könnt Ihr nicht bestreiten. Ihr nennt mich einen Verräter. Ein trauriger Tag für Schottland ist das, an dem es Verrat genannt wird, wenn man die Wahrheit sagt.«

»Genug!«, brüllte der Dragoner nun. »Passt nur auf, dass Euch Eure vorwitzige Zunge nicht um Kopf und Kragen bringt. Was den sogenannten Rächer angeht – Ihr kommt doch viel herum und kennt sicher viele von den Bergbewohnern. Was wisst Ihr denn über ihn? Wo versteckt er sich? Irgendjemand muss das ja wissen, warum also nicht Ihr? Denkt daran, dass eine Menge Geld auf seine Ergreifung ausgesetzt ist.«

McCaul schüttelte den Kopf. »Selbst wenn Ihr aus den 10 000 Pfund Belohnung 100 000 Pfund machtet, könnte ich Euch nicht helfen. Ich habe den Mann niemals mit Bewusstsein gesehen, und ich kenne auch niemanden, der das von sich behaupten könnte. Ich weiß nur das, was mir die Leute in Edinburgh erzählt haben«, antwortete McCaul, und seine Stimme klang so kalt wie

der scharfe Wind, der über die Moore von Galloway pfeift und sein Gesicht gerötet hatte.

»Und was haben sie Euch erzählt?«, fragte der Soldat mit schlecht verhehlter Wut im Blick.

Ganz still war es im Raum geworden. Alle Gäste warteten gespannt darauf, wie sich die Situation weiterentwickeln würde. McCauls mächtige Stimme machte es ihnen nicht schwer, der Unterhaltung zu folgen.

»Nun, was sagen die Leute?«, drängte der Soldat ungeduldig.

»Man meint, dass John Graham von Claverhouse am besten sein ganzes Heer auf die Spur des Rächers hetzen sollte, weil er ihn anders doch nicht fangen wird.«

»Unsinn!«, fauchte der andere und schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein. »Wir werden ihn noch erwischen und seinen Kopf auf dem Untertor in Edinburgh zur Schau stellen, ganz gleich, was die Leute sagen. Wir werden ihn fangen. Wenn wir nur wüssten, wer er ist«, fügte er wütend hinzu.

»Ja, daran liegt es wohl«, sagte McCaul spitz. »Ihr wisst überhaupt nicht, wen Ihr suchen sollt. Könnte ich nicht der Rächer sein? Oder mein Freund Andra hier oder irgendjemand anders hier im Zimmer? Oder der Bettler, der da zur Tür hereinkommt?«

Einen Augenblick lang hielt McQuater den Atem an. Der Bettler war der Schwarze Rächer, aber wenn Andra nicht noch vor einer Stunde seine Verkleidung gesehen hätte, hätte er den Freund nicht wiedererkannt. Das war eigentlich auch keine Verkleidung, das war eine Verwandlung. Duncan Fenwick, Herr von Schloss Fenwick, leuchtender Stern am akademischen Firmament der Universität von Edinburgh, Theologe und Gelehrter, war verschwunden. An seiner Stelle stand ein armseliger Bettler,

mitleiderregend von seiner zerschlissenen Mütze mit dem Heidesträußchen bis zu den uralten, schweren Stiefeln, aus denen die nackten Zehen hervorschauten. So sahen sie aus, die Bettelbrüder, die in Mengen die Straßen Schottlands bevölkerten.

Dieser vollständige Wechsel von einer Persönlichkeit zur anderen erfüllte McQuater immer wieder mit staunender Bewunderung. Die hellen Augen des Freundes waren rot gerändert und trüb, die Oberlippe stand vor, die ganze Gestalt schien zusammengefallen zu sein, und ein leeres Grinsen gab ihm einen halb dummen, halb scheuen Gesichtsausdruck. Während er an den Tisch schlurfte, an dem McQuater saß, dachte dieser an die Worte, die Duncans Geheimnis bei jeder Verstellung bildeten: »Ich gebe nicht nur vor, eine andere Person zu sein – für den Augenblick bin ich diese Person.«

»Wie heißt Ihr?«, fragte der Soldat grollend. »Zeigt Eure Marke her!«

Der Angeredete kramte die runde Metallscheibe hervor, die ihn als von der Kirche anerkannten Bettler auswies, und dazu ein schmutziges Stück Papier, auf dem sein Name stand: »Thomas Sampson, genannt ›Heide-Tom‹«.

Der Soldat prüfte die Ausweise und gab sie zurück. »Habt Ihr jemals vom Schwarzen Rächer gehört, Tom?«, fragte er.

»Ja, schon oft.«

»Habt Ihr ihn je auf Euren Fahrten getroffen?«

»Vielleicht, aber wie sollte ich das wissen? Vielleicht habt Ihr ihn auch schon getroffen«, sagte er und grinste dümmlich. »Vielleicht seid Ihr es selbst und habt Euch nur als Soldat verkleidet.«

Ein brüllendes Gelächter folgte dieser Bemerkung, und selbst die Soldaten mussten darin einstimmen.

McQuater spürte, wie sich ihm vor Angst die Haare sträubten. Doch da kam gerade die Bedienung an den Tisch.

»Was möchtest du denn haben, Tom?«, fragte das Mädchen.

»Eine Schüssel Haferbrei, meine Gute. Mehr kann ich mir heute nicht leisten.«

»Kennt Ihr den vielleicht?«, wollte der Soldat nun von ihr wissen.

»Ob ich ihn kenne?«, wiederholte sie spöttisch. »Natürlich kenne ich ihn. Jeder hier in der Gegend kennt den Heide-Tom. Ich kenne ihn schon seit Jahren.«

»Glaubt Ihr, dass er der Rächer ist?«, fragte er weiter und blinzelte seinen Kameraden zu.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Vielleicht gibt er sich gerade dafür aus. Als er das letzte Mal hier bei uns war, hielt er sich für den Papst. Wenn er der Rächer ist, bin ich jedenfalls Mary, Königin der Schotten. Aber was soll ich mich so lange mit Schwachsinnigen abgeben? Den Rächer fangt Ihr niemals hier, Soldat. Nach seinem letzten Streich in Edinburgh ist er sicherlich längst über alle Berge.«

McQuater atmete erleichtert auf, als sich der Offizier zu seinen Leuten umdrehte und sagte: »Wir wollen hier keine Zeit mehr verlieren. Lasst uns gehen!«



Eine halbe Stunde später verließen Andra und McCaul das Gästehaus und sahen, wie Heide-Tom in einiger Entfernung bereits mit beflügelten Schritten die Straße nach Edinburgh entlangeilte. Dreißig Kilometer hatte er noch vor sich, und

bald schon konnten die beiden sein fröhliches Pfeifen nicht mehr hören.

Als er mit der Straße und sich allein war, verfiel er in eine gemächlichere Gangart, denn in Wirklichkeit hatte er es nicht eilig, die Hauptstadt zu erreichen. An diesem Morgen schien die Sonne von einem wolkenlosen Himmel, und doch wehte eine erfrischende Brise, die von der Clyder Förde den Geruch des Meers mitbrachte. Auf einer Anhöhe hielt der Bettler an und schaute über die Landschaft vor sich. In der Ferne konnte er die See wie einen blauen Strich erkennen und sogar die Küste von Fifeshire auf der anderen Seite. Aus einem benachbarten Feld erhob sich eine Lerche und schwang sich singend in Spiralen in die Luft. Wie verzaubert beobachtete sie der Mann, bis ihr Lied nicht mehr zu hören war und sie nur noch einen winzigen Fleck in der blauen Unendlichkeit bildete. An einem Bauernhof hielt er wieder an, bat um ein wenig Wasser und unterhielt sich einige Zeit mit der Frau, die ihm den Becher reichte.

»Kommt Ihr von weit her?«, fragte sie ihn.

»Von Swanston«, antwortete er. »Das sind nur fünfzehn Kilometer.«

»Ja, so ungefähr. Ihr wollt nach Edinburgh, vermute ich?«

Der Bettler nickte. »Viele unterwegs heute«, sagte er.

»Das stimmt, und viele Soldaten sind dabei«, sagte sie, wobei sie auf einige Uniformierte hinwies, die gerade vorbeimarschierten. »Die suchen nach diesem Rächer, müsst Ihr wissen.« Sie senkte die Stimme: »Ich hoffe, dass sie ihn nicht erwischen. Ich bete jeden Tag für ihn.«

»Ja, dann vielen Dank, gute Frau, ich muss jetzt wohl gehen. Betet weiter für diesen Mann, den Rächer. Er braucht das und ist

Euch bestimmt dankbar«, sagte der Bettler und wandte sich der Straße zu.

Eigentlich hatte er vorgehabt, die Hauptstraße nach Edinburgh zu verlassen und den Weg durch die Pentland-Berge zu nehmen, doch nach einigem Überlegen kam er von diesem Plan ab. Die Berge wimmelten von Dragonern, die auf der Suche nach Angehörigen des Glaubensbundes und nach ihm selbst waren. Die Straße war sicherer, schloss er, denn die Soldaten, denen er begegnete, schenkten ihm keine Beachtung.

Gegen Abend bekam er die Stadt zu Gesicht. Aus der Ferne war das Schloss auf seinem erhabenen Hügel zu sehen, und im rosigen Licht der untergehenden Sonne erschien es gar nicht so grimmig und unnahbar wie gewöhnlich. Er erreichte die Stadtgrenze bereits in jenem Halbdunkel, das an den Abenden in Schottland so lange anhält. Über den Grasmarkt ging er und am Untertor vorbei, wo man die Köpfe der hingerichteten Bergbewohner aufgespießt hatte. Nach einer Viertelstunde kam er an ein Haus, das von einer hohen Mauer umgeben war. Aus seinem zerlumpten Mantel zog er einen Schlüssel und öffnete damit die Hintertür in der Mauer. Ein paar Schritte über den Rasen, und er stand vor einem anderen Eingang, wo er dreimal anklopfte. Nach kurzer Zeit wurde die Tür geöffnet, und der Bettler trat in einen kleinen Vorraum.

»Neil«, sagte er.

»Duncan«, erwiderte der andere. »Willkommen zu Hause.«

EIN MANN UND EINE FRAU



Es war noch während seiner Studienzeit gewesen, als Duncan Fenwick in Edinburgh Neil Gow kennengelernt hatte. Er stammte aus Galloway, war eher schwächlich gebaut, aber dafür drahtig und von großer Intelligenz. Seinen Geist nährte er auf Kosten seines Körpers, da er fast nur von Hafermehl lebte, das er in einer großen Kiste auf Vorrat hielt. Der Brei, den er daraus zu bereiten pflegte, gab seinem Körper zwar das Nötigste, aber seine Konzentration auf das Studium und die sitzende Lebensweise war der Entwicklung großer körperlicher Kräfte nicht gerade zuträglich. Die einzige Ertüchtigung bestand für ihn in dem Gang von der Universität zu seinem etwa zwei Kilometer entfernten Zimmer in der Nähe des Grasmarktes in der schottischen Hauptstadt.

Duncan hatte ihn vom Sehen und vom Namen her gekannt, als er ihn auf sehr dramatische Weise näher kennenlernte. Eines Abends gegen Frühlingsbeginn war er auf dem Weg zu seiner eigenen Wohnung gewesen, als er plötzlich einen schwachen Hilfeschrei aus einer dunklen Nebenstraße vernommen hatte. In dem geringen Licht des Abends sah er fünf Männer, die, augenscheinlich in räuberischer Absicht, mit Stöcken auf eine kleine Gestalt einschlugen. Duncan eilte dem Opfer zu Hilfe und sah sich den fünf Angreifern gegenüber, die aufgrund ihrer Überzahl glaubten, leichtes Spiel mit ihm zu haben.

Als sie jedoch im Halbdunkel die riesigen Umrisse ihres Gegners erkannten, wollten sie fliehen. Es war zu spät. Wie Simson unter den Philistern, so wütete er unter ihnen. Einem Räuber gelang es, davonzuhinken, doch die übrigen vier lagen am Schluss des Kampfes besinnungslos und blutend auf dem Boden. Ihr Opfer hatte eine blutige Kopfverletzung und lag mit geschlossenen Augen auf der Straße. Duncan, der etwas in Heilkunde bewan-

dert war, beugte sich besorgt über den Mann, doch er konnte sehen, dass die Wunde nur oberflächlich war. Er hob den Ärmsten leicht wie ein Kind empor.

Als dieser die Augen aufschlug, fragte er ihn: »Zeigt mir, wo Ihr lebt, Gow. Ich werde Euch nach Hause tragen.«

Der andere lächelte schwach. »Jenner's Close, das dritte Haus auf der rechten Seite. Mein Zimmer liegt zwei Treppen hoch, aber ich glaube, ich kann schon wieder laufen.«

»Und ich glaube, dass Ihr es nicht könnt. Deshalb schweigt!«

Der Weg war nicht weit, und nach ein paar Minuten legte Duncan den Mann auf einer harten Liege nieder, die als Bett diente.

»Ihr habt mir das Leben gerettet, Duncan Fenwick, und Neil Gow wird Euch das niemals vergessen«, sagte der, als es ihm sein Retter bequem gemacht hatte und auf einem Stuhl neben dem Bett saß. »Die Tür meines Hauses wird Euch und den Euren niemals verschlossen sein, ob ich in einer alten Lehmhütte oder in einem gräflichen Schloss wohne.«

Neil Gows Eltern gehörten zum Glaubensbund, doch er selbst war weniger an theologischen Dingen interessiert. Nur durch eine äußerst sparsame Lebensweise und durch das Erteilen von Nachhilfestunden in Edinburgh war er in der Lage, sein Universitätsstudium zu bezahlen. Als seinen Vater die Kugeln von Claverhouses Dragonern trafen und seine Mutter, seine Schwester und sein Schwager gefangen genommen wurden, wandelte sich seine Haltung von oberflächlichem Interesse an der Sache des Glaubensbundes zu einem tiefen Hass gegenüber dem Regime der Stuarts und seinen blutrünstigen Schergen. Es war der Schwarze Rächer, der die Mitglieder der Familie aus der Tatze

des Bären rettete und sie sicher auf ein Fischerboot brachte, das nach Irland auslief. Diesem geheimnisvollen Retter, dessen wirklichen Namen er kannte, fühlte sich Neil Gow fortan zu noch größerem Dank verpflichtet.

Inzwischen besaß er ein schönes Haus in Edinburgh und war der hervorragende Sekretär und Schriftführer des Staatsrates, wobei er noch als Privatlehrer der Kinder von Sir George Mackenzie (»dem Blutigen«), dem Ratsvorsitzenden, fungierte. Selbst mit Claverhouse hatte er eine flüchtige Bekanntschaft, doch schon dessen Anblick war ihm unerträglich und in hohem Maße zuwider. Nie vergaß Neil aber sein Versprechen gegenüber Duncan Fenwick, selbst als dieser als Herr von Schloss Fenwick enteignet wurde und sich zur Geißel in der Hand des Glaubensbundes machte.

Immer wieder machte sich der Schwarze Rächer auf den Weg nach Edinburgh, wenn er von den Verfolgern hart bedrängt wurde, und Neil Gow beherbergte ihn oft wochenlang. Zudem enthüllte er ihm die Pläne, die der Staatsrat für seine Ergreifung schmiedete und für die endgültige Ausrottung des »ketzerischen« Presbytertums. Die Folge davon war, dass mancher fromme Prediger durch die Finger von Claverhouse und seinen Dragonern schlüpfte und der Schwarze Rächer Männer und Frauen vor Kerker und Galgen errettete, bis schon sein bloßer Name abergläubische Furcht hervorrief und auch die hartgesottensten Schergen erblassen ließ. Der Staatsrat knirschte in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen und rätselte, warum seine klügsten Pläne fehlschlügen.

Die Handstreichs des Rächers wurden zu einer Gefährdung des Staatsgefüges, machten den Staatsrat lächerlich und waren ein Dorn im Auge des Generals Claverhouse und seiner papisti-

schen Handlanger. Höchst ärgerlich war für sie alle der Eindruck, dass der Rächer in seiner Frechheit selbst vor Seiner katholischen Majestät, König James, nicht haltmachte.

Die Zeiten waren böse, als James VII. den Thron bestieg. Der Ofen des Elends, von dem der Prophet spricht, wurde für Männer und Frauen im Süden Schottlands, die für die Kronrechte Christi kämpften, noch siebenmal heißer gemacht. Mit wilder, gnadenloser Grausamkeit versuchte der König, den schottischen Protestantismus zu vertilgen und eine katholische Gewaltherrschaft unter seiner Führung aufzurichten. In seinen bösen Plänen wurde er durch den Oberkommandierenden des Heeres im schottischen Süden, John Graham von Claverhouse, und durch einen willfährigen Staatsrat unterstützt und bestärkt, dem mehr an der Gunst des Königs gelegen war als daran, den Unterdrückten Gerechtigkeit widerfahren zulassen.

Während der Jahre 1684–1688 begann der Glaubensbund in das »düstere Verließ der Verzweiflung« einzutreten. Dann brach die Hölle mit ganzer Gewalt los, und besessene Papisten und Prälaten versuchten, ihn mit allen seinen Anhängern vom Erdboden verschwinden zu lassen. Ein Schicksalsschlag nach dem anderen wurde über die Gläubigen gebracht. Sie wurden bei Tag und bei Nacht gehetzt. Einmal in die Hände der Verfolger gefallen, wurden sie unmenschlich gefoltert und beim geringsten Fluchtversuch erschossen. Nicht nur ihre Häuser zerstörte man, man spürte mit Bluthunden ihre armseligen Verstecke auf und verpflichtete Abgefallene als Spione, die ihr Vertrauen gewinnen und sie dann verraten sollten.

Durch diese Grausamkeiten zur Verzweiflung getrieben, wehrten sich »die Bergbewohner«, wie man die Angehörigen

des Glaubensbundes auch nannte, zuerst nur mit Worten. Diese enthielten mehr die Sprache des Alten als des Neuen Testaments und spiegelten darin den Geist der Zeit und die Not des Volkes Gottes wider. Und wer will ihnen verdenken, dass sie schließlich zum Schwert griffen und sich an ihren Feinden rächten? Der, der noch niemals den heißen Atem der Hölle gespürt hat, werfe den ersten Stein!

Kein Wunder, dass viele dieser Leidtragenden und Unterdrückten die geheimnisvolle Gestalt des Schwarzen Rächers als ein Wesen ansahen, das, von Gott zu ihrer Rettung erwählt und gesandt, wie ein Engel vom Himmel das Schwert Gottes und Gideons führte. Als General Graham zum Oberrichter für den Süden Schottlands ernannt wurde, boten sich ihm aufgrund seiner Doppelrolle als Richter und Soldat noch mehr Gelegenheiten, die unterdrückerischen Ziele seines papsttreuen Herrn, König James, zu verfolgen und auszuführen. Das südliche Schottland musste nun noch mehr von der Gnade Claverhouses und seiner Dragoner leben. Doch diese schienen nicht einmal zu wissen, was Gnade war.



Neil Gow und Moira Hislop waren seit ihrer Kindheit befreundet und zusammen in dem kleinen Weiler Ladycross zur Schule gegangen, bis Neil auf die Universität von Edinburgh wechselte. Er konnte niemals den Morgen vergessen, an dem er den heimatlichen Hof verließ und sich auf die lange Reise in die Hauptstadt machte, wo ein ganz neues Leben auf ihn wartete. Damals waren Moira und er hinunter an den kleinen Bach gegangen, der so

geschwätzig über die Steine in seinem Bett plätscherte – fast wie ein alter Mann, der im Schlaf redete, hatte Moira einmal gesagt.

Es war einer jener Tage, die sich der Herbst noch vom Sommer geliehen hatte. Ein paar späte Lerchen schraubten sich in den blauen Himmel und schienen Neil mit ihren endlosen Melodien Lebewohl zu sagen. Das behauptete das Mädchen. Das Lied der Vögel perlte über das Land, ein Juwel der Freude.

Beiden fehlten die Worte. Was sie tief im Herzen trugen, konnten ihre Zungen nicht aussprechen. Nur ein paar belanglose Dinge vermochten sie zu sagen.

»Es tut mir leid, dass ich das Tal verlassen muss, Moira. Es ist ein so schöner Ort«, sagte Neil.

»Tut es dir nur um das Tal leid?«

»Nein, da sind noch mein Vater und meine Mutter, deine Eltern und Andrew – und da bist du, Moira. Ich glaube, du wirst mir am meisten fehlen. Seit unserer Kindheit bist du wie eine Schwester für mich gewesen. Weißt du noch, wie wir Primeln und Glockenblumen im Tal pflückten und ich dir eine Girlande für dein Haar daraus geflochten habe und dich zur Maikönigin krönte?«

Das Lächeln, mit dem ihn das Mädchen ansah, verbarg sich hinter einem Schleier von Tränen. »Ich weiß es noch gut, Neil. Sagten wir nicht, wir wollten nie erwachsen werden, sondern immer jung bleiben und mit den Feen des Tales spielen? Und jetzt musst du gehen, und jene Tage werden nie wiederkommen.«

»Moira, es tut mir weh, dich so reden zu hören.«

»O Neil«, sagte sie leise. »Die Wahrheit tut uns manchmal weh. Für uns sind die kindlichen Gedanken von damals heute bittersüß. Hoffentlich kann uns die Erinnerung daran in den bö-

sen Tagen aufrichten, denen wir entgegengehen. Doch die Zeit ist vorbeigeflogen wie der Wind, der die Apfelblüte im Frühling küsste, als das Jahr noch jung und froh war. Am Morgen des Lebens waren die Träume noch schön. Jetzt sind wir in der Wirklichkeit aufgewacht. Die Blumen haben wir gesammelt, Neil. Ob wir jemals die Früchte pflücken können?«

So trennten sie sich, und die Jahre vergingen. Doch Neil bewahrte ein Bild im Geist und eine Sehnsucht im Herzen.

Wie das Unglück über die Gows hereinbrach, wurde schon berichtet. Das Gerücht schlich sich ins Tal ein, dass sich Neil Gow gegen den Glaubensbund gewandt hatte, dass er in hohem Ansehen beim Staatsrat in Edinburgh stand und dessen trauriges Werk der Verfolgung und Unterdrückung vorantrieb. Nur einmal besuchte er das Tal und spürte schnell das tiefe, wenn auch ungesprochene Misstrauen der Bewohner.

Sie waren höflich, doch sie hielten Abstand. Als er Moira sah, wurde er sichtlich verlegen. Aus dem Mädchen, das er verlassen hatte, war eine Frau von überwältigender Schönheit geworden, rank und schlank, deren nachtschwarzes Haar ihre weißen Schläfen neckte. Ihre grauen Augen waren groß und strahlten, als sie den Freund ihrer Kindheit sahen, doch es sprach auch ein tiefer Vorwurf daraus, Traurigkeit und sogar Verzweiflung, die sich ihm ins Herz bohrten.

Auf seinen Vorschlag hin wanderten sie durch den Wald zu dem kleinen Bach im Tal, der immer noch geschwätzig seinen Weg zum Meer suchte. Nach außen hin sah alles so aus wie früher und wie sein Herz es liebte, und doch war etwas anders. Das Strahlen vergangener Tage war verblasst und ihr Glanz gebrochen. Bitter kam ihm zu Bewusstsein, dass er selbst sich ver-

ändert hatte und dass seine Seele niemals mehr zu jener fernen Harmonie würde zurückfinden können.

Wieder war es spät im August. Der Himmel war von grauen Wolken bedeckt, die, zu großen Bergen getürmt, friedlich und ein wenig eintönig vorbeizogen. Die Farne des Tals wurden schon braun, hier und da fielen abgestorbene Blätter still und traurig zu Boden, und die Blüte des Heidekrautes begann zu verblassen. Fels und Stein hatten die gleiche graue Farbe wie der Himmel. Als er das letzte Mal am Bach gestanden hatte, hatte dieser hell in der Sonne gefunktelt. Jetzt unterschied er sich kaum von seiner Umgebung, die dem Wasser ein fades Aussehen gab.

Am moosigen Ufer des Baches saßen sie eine Weile schweigend da, und jeder beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken. Eine unergründliche Stille lastete auf dem Tal, doch im Herzen des Mannes und in dem der Frau war eine große Unruhe, denn jeder war sich der Gefühle bewusst, die den anderen bedrückten.

Schließlich brach Neil das Schweigen. »Moira, warum sind sie im Tal alle so unfreundlich?«, fragte er in leicht vorwurfsvollem Tonfall.

»Musst du das noch fragen, Neil?«, war die langsame, traurige Antwort. »Du hast das Tal verlassen, um nach Edinburgh zu gehen. Jeder liebte dich und wünschte dir das Beste. Aber nicht einmal in diesen fünf Jahren bist du zurückgekommen. Alles, was man hörte, war, dass Neil Gow, Gavin Gows Sohn, Sekretär beim Staatsrat geworden sei. Bei dem Staatsrat, der so viele unserer Leute in die Folter und in den Tod geschickt hat. Von deinem schönen Haus in der Stadt sprach man, davon, dass du gut verdienst und dass du ein Feind des Glaubensbundes geworden

seiest. Was für eine Einstellung erwartest du da noch von den Leuten?«, antwortete sie bekümmert.

»Hast du das geglaubt, Moira? Glaubst du es immer noch?«

»Was sollte ich denn anders glauben, Neil?«, fragte sie leidenschaftlich zurück. »Meinst du, ich wollte diese teuflischen Gerüchte wahrhaben? Ich, ich, die –« Der Satz erstickte in einem bitteren Weinen. »Kannst du denn beweisen, dass das alles nicht stimmt?«, stieß sie schluchzend hervor. »Dein eigener Vater wurde umgebracht, und das Los deiner Mutter wäre nicht besser gewesen, wenn sie nicht der Schwarze Rächer gerettet hätte. Du stehst nicht mehr auf der Seite deiner eigenen Familie in ihrem Kampf für die Freiheit.«

Aus Neils Gesicht war alle Farbe gewichen. »Hör mir zu, Moira!«, flehte er. »Nicht alles ist so, wie es aussieht. Wenn du mir nur vertraust, will ich dir alles zur rechten Zeit erklären.«

»Aber warum nicht jetzt?«, fragte sie und blickte auf.

»Sieh, Moira«, sagte er nun sehr ernst. »Ich liebe dich, niemanden als dich. Ich habe nichts als dich in der Welt, wofür ich leben wollte. Warum wendest du dich von mir ab und glaubst so etwas von mir? Claverhouse hat meinen Vater getötet, wie du sagst, und meine Mutter und meine Geschwister nur verschont, weil sie ihm der Rächer entrissen hat. Meinst du, ich hätte das alles vergessen? Ich bitte dich nur, ein wenig zu warten, und alles wird sich aufklären. Schottland wird frei sein, diese Schrecken werden vergessen werden, und du wirst alles verstehen.« Krampfhaft fasste er ihre beiden Hände und schaute ihr in die Augen. Durch die Tränen hindurch schien das Licht einer großen Liebe.

»Neil, du sagst, dass du mich liebst, und ich glaube dir. Ich wende mich ja gar nicht von dir ab, denn auch ich liebe dich mit

der ganzen Tiefe meines Wesens. Aber warum erklärst du dich mir nicht? Bist du für oder gegen den Herrn? Bist du für den Glaubensbund oder für unsere Unterdrücker? Warum arbeitest du für den Staatsrat? Warum, warum –« Sie rang die Hände vor lauter ungelösten Fragen.

Verzweifelt bemühte sich der Mann, seine Gefühle zu meistern, als er die Not des Mädchens sah, das er über alles liebte. Er sah, wie ihr Gesicht vor innerer Erregung abwechselnd rot und blass wurde.

»Moir«, flüsterte er, »willst du mir nicht vertrauen und mir die Antwort auf diese Fragen ersparen?«

Wieder sprach aus ihrem Blick die Spur eines Zweifels. »Neil, glaubst du nicht, dass du mir vertrauen kannst?«, fragte sie fest.

»Doch, doch!«, rief er hastig. »Ich vertraue dir so, wie ich meinem Gott vertraue. Ich würde dir alles erzählen, Liebste, wenn es um mich allein ginge. Aber wir alle sind in Gefahr: du, ich, andere, deren Leben ich gefährden könnte. Ich bitte dich ja nur, mir noch eine kleine Weile dein Vertrauen zu schenken. Es ist besser, wenn die Leute aus den Bergen bei ihrer Meinung bleiben. Das ist am sichersten. Aber du, Moira, du bist mir hundertmal mehr wert als alle, und du musst mir vertrauen, bis unsere religiösen Rechte wieder gelten. Glaube mir, mein Herz, es wird nicht mehr lange dauern.«

Einen Augenblick lang schaute ihn das Mädchen aus tränenverschleierte Augen an, dann lag sie ihm in den Armen, und Neil Gow küsste ihren Mund leidenschaftlich und oft.

»Mein Liebster, ich verstehe dich nicht, aber ich vertraue dir trotzdem«, sagte sie leise und legte den Kopf an seine Schulter.

Der Mann hielt ihre Hand in der seinen, während die Zeit auf leisen Sohlen an ihnen vorübereilte. So saßen sie, wie es die Lieben-

den seit Anbeginn der Zeiten getan haben, und wenn sie sich auch nichts sagten, war ihr Schweigen doch beredter als alle Worte.

Im Westen hatten die Strahlen der Sonne die dichte Wolken-
decke durchdrungen und überfluteten Berg und Tal mit golde-
nem Licht, als sie sich erhoben und zum Waldrand zurückgingen,
wo Neil sein Pferd gelassen hatte.

»Neil«, sagte das Mädchen, »warum meinst du, dass die Not
Schottlands bald ein Ende hat?«

»Ich weiß es. Der Staatsrat hat Angst, denn man rechnet mit
Aufständen. Die Tyrannei sieht ihre Sonne untergehen, wenn
auch noch tiefe Wasser und viel Leid vor uns liegen. Doch Moira,
wir müssen unsere Augen zu den Bergen und zu dem Gott aufhe-
ben, der sie geschaffen hat. So haben es unsere Vorväter getan,
und so wollen wir es halten.«

Moira stand und schaute dem Davonreitenden nach, die Hän-
de auf das Herz gepresst, als müsse sie sein immer noch unge-
stümes Pochen dämpfen. Sie sah, wie er den Weg erreichte, der
ihn zurück nach Edinburgh führen würde. Als er um die Run-
dung des Berges bog, stellte er sich noch einmal im Sattel auf und
winkte mit dem Hut.

»Ich liebe ihn! Ich liebe ihn!«, rief sie in die Stille hinein, als er
schließlich ganz verschwunden war.

In den Tiefen des Tales sang ein Vogel seine klagende Weise,
und aus der Ferne tönte das Blöken von Schafen. Wie eine Weihe
lag die atemlose Stille des Abends über der Welt, und die Natur
webte sich ein wundersames Kleid aus Schönheit und Frieden.
Noch war die Unruhe im Herzen des Mädchens nicht gewichen,
doch in ihr klang das Lied der Liebe, die das Leben überdauert
und die nicht im Grab stirbt.

Sechs Monate später fiel der Schlag, der sie ihres Bruders und ihres Vaterhauses beraubte, jene Tragödie, die ihre Mutter und sie in Edinburgh Zuflucht suchen ließ.

HAUS DER ZUFLUCHT



Neil Gows Haus am Hammond-Platz in der Nähe des Grasmarktes war geräumig, fast herrschaftlich. Es lag abseits von den mehr oder weniger berücktigten Stadtteilen wie Ladysland, wo man durch gewundene, enge Straßen, überdachte Gänge und Gässchen gehen musste, um in die hässlichen Mietshäuser zu gelangen, in denen drei Viertel der Edinburger Bevölkerung wohnten.

Der erste Besitzer des Hauses, ein Herr Naysmith, war gestorben, ohne Erben zu hinterlassen. So war sein Besitz Eigentum der Stadt geworden, und das Gebäude hatte mehrere Jahre leer gestanden. Schließlich war Sir George Mackenzie nach seiner Ernennung zum Vorsitzenden des Staatsrates auf den Gedanken gekommen, es Neil Gow zu geringer Miete anzubieten, da sein eigenes Haus nicht weit davon entfernt lag. Neil hatte sofort zugestimmt, allerdings aus anderen Gründen, als der Vorsitzende vermutete. Da er allein lebte, ließ er nur einen Teil des großen Hauses renovieren.

Nachdem die Arbeiten beendet waren, zog er mit zwei Bediensteten ein, und zwar mit Tammas McCrimmon und dessen Frau Isobel. Neil kannte sie seit seiner Jugend, denn ihr kleiner Hof hatte an das Grundstück der Gows begrenzt. Tammas war ein überzeugter Anhänger des Glaubensbundes und mit seiner Frau nach Edinburgh geflohen, als die Verfolgung schärfer wurde. Dort hatte er eine Zeit lang als Weber gearbeitet, bis ihn Neil entdeckte und die beiden überredete, ihm den Haushalt zu führen. Zunächst war das Paar argwöhnisch, denn sie wussten, welche Stellung er beim Staatsrat innehatte. Erst als ihnen Neil einige seiner Pläne enthüllte, stimmten sie zu. Zwar verschwieg er auch nicht das Risiko, das sie alle eingingen, doch das machte den McCrimmons nicht viel zu schaffen.

Alles war damit so nach Neils Vorstellungen geregelt, dass es sich besser gar nicht hätte wünschen können. Viele der unterdrückten Gläubigen fanden von nun an in den Räumen des großen Hauses Zuflucht. Im Schutze der Nacht wurden sie von Tamm hierhergebracht, versteckt und gepflegt, bis man einen Weg gefunden hatte, sie in Sicherheit zu bringen. Selten sahen sie ihren Wohltäter, und seinen Namen erfuhren sie nie.

Der einzige, der allein kam und ging, war der Schwarze Rächer. Nur er hatte den Schlüssel zu der kleinen Hinterpforte in der Mauer. Hier hatte er bei seiner letzten Unternehmung die acht geretteten Männer eingelassen. Hier hatten sie sich versteckt gehalten, bis sich der Lärm um ihre Befreiung gelegt hatte und sie nach Irland gebracht werden konnten.

Zwei Tage nach der Ankunft des Bettlers saßen die beiden Männer vor dem flackernden Kamin in Neil Gows geräumigen Wohnzimmer. Draußen war es kalt geworden, und ein eisiger Wind wehte von der Forther Förde her durch die Stadt. Das Zimmer wurde von zwölf großen Kerzen erhellt, deren Schein zusammen mit dem des Kamins ein warmes Licht über die dunklen Eichenbalken an der Decke warf. Der frühere Besitzer war ein Mann mit gutem Geschmack gewesen und hatte die Wände mit dem gleichen Eichenholz täfeln lassen. Gemälde, alte Schilde, Speere und Pistolen und ein Wald von Hirschgeweihen hingen dort. Der Boden aus schwerem Holz war altersschwarz und mit einer Menge Schaffellen und Hirschdecken und einem großen Orientteppich belegt. Die Stühle waren teils aus Eiche, teils mit Leder bezogen und mit Blumenmustern geschmückt.

Schweigend starteten Neil Gow und Duncan Fenwick ins Feuer. Es war der Letztere, der schließlich zu reden anfang.

»Es war die niederträchtigste Tat, die man sich vorstellen kann, Neil.«

Gow schaute mit einem traurigen Lächeln auf. »Du kannst Gedanken lesen, Duncan. Es stimmt. Das war abscheulich und niederträchtig. Johnstone ist ein Teufel in Menschengestalt, ohne Herz und ohne Mitleid. Es bricht mir einfach das Herz, wenn ich an Andrew denke, an seine Jugend, seine Pläne und Begabungen und daran, dass er von diesem Ungeheuer ermordet wurde«, sagte er mit unendlicher Trauer in der Stimme.

Für eine Weile war wieder das Knacken und Prasseln des Feuerholzes das einzige Geräusch im Raum.

Wieder brach Duncan das Schweigen. »Traurigkeit ist unser Los in dieser Zeit. Traurigkeit scheint der einzige Weg in die Herrlichkeit zu sein. Weißt du, ich bedaure Andrew nicht. Er ist jetzt bei dem Herrn, dem er so treu gedient hat. Ein gutes Bekenntnis hat er abgelegt und darf nun die Herrlichkeit schauen. Sagt nicht Paulus, dass das viel besser sei? Wenn wir alles mit Gottes Augen betrachten könnten, würden wir sehen, wie viel Schlechtes ihm erspart geblieben ist. Doch wir müssen an die Lebenden denken. Wie geht es Moira und ihrer Mutter?«

»Sie wohnen bei Frau Hislops Schwester am Kirk Wynd, nicht weit von St. Giles. Moira hat Angst, viel aus dem Haus zu gehen. Du weißt ja, dass Johnstone nach ihr suchen ließ. Eigentlich wollte ich die beiden schon hierherbringen, aber Johnstone soll in Kürze nach Edinburgh kommen.«

Überrascht schaute Duncan auf. »Warum kommt er?«

»Claverhouse hat nach ihm geschickt. Er soll mit dem Staatsrat zusammen Mittel und Wege finden, dich zu fangen. Johnstone wird dann die Jagd auf dich anführen«, sagte Neil besorgt.

Duncan erhob sich. Seine Wangen waren gerötet, seine Augen funkelten vor Unternehmungslust, und aus seiner Stimme sprach so etwas wie Begeisterung. »Nur Mut, Freund!« antwortete er fröhlich. »Es sieht schlecht aus für Claverhouse. Der Tag ist nahe, da der Herr unseren Feind in unsere Hände gibt.«

Erstaunt sah ihn Neil Gow an. »Was meinst du damit, Duncan?«

»Genau das, was ich gesagt habe. Wenn Claverhouse Johnstone auf meine Fährte setzt, dann werde ich mit deiner wertvollen Hilfe meine Pläne so einrichten, dass nicht er mich, sondern ich ihn fange. Ich selbst werde dabei den Köder abgeben. Aber bevor das geschieht, muss ich dem Staatsrat noch eine Lehre erteilen. Wann ist die nächste Zusammenkunft?«

»Übermorgen. Die Sitzung ist wichtig, und Claverhouse wird selbst erscheinen.«

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür.

»Das wird Tammas sein«, sagte Neil.

»Weiß Tammas, wer der Rächer ist?«, fragte Duncan schnell. Neil schüttelte den Kopf, während der alte Hausmeister schon in der Tür stand.

Überschwänglich wurde Duncan begrüßt, der dem Alten nur als Herr von Schloss Fenwick bekannt war.

»Ich bringe den Grog«, sagte er und stellte das heiße Getränk auf den Tisch.

»Wie geht es Euch, Tammas, und was macht Isobel?«, fragte Duncan freundlich.

»Gut, sehr gut, wenn ich einmal nur an uns und nicht an Schottland denke. Und wie geht es Euch, Herr Duncan? Wie steht es um den Glaubensbund?«

»Die Antwort auf beide Fragen lautet: Gut. Der Glaubensbund und ich sind in den besten Händen und gedeihen wohl. Gott ist im Himmel, und er lässt seinen Willen unter den himmlischen Heerscharen und unter den Bewohnern der Erde geschehen. Niemand kann seine Hand aufhalten, und niemand kann seinen Plan durchkreuzen.«

»Ja, das ist auch mein Glaube, aber die Hand der Philister lastet dennoch schwer auf Schottland, und das Schreien der Unterdrückten und Geknechteten steigt jeden Tag neu zum Himmel auf. Wir sagen mit dem Psalmisten: ›Wie lange, Herr, wie lange?‹«, antwortete der alte Mann.

»Nicht mehr lange, Tammas, nur noch eine kleine Weile. Denkt an das Wort des Herrn und an den Bund, den er mit seinem Volk geschlossen hat. ›Denn es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen ... Du Elende, über die alle Wetter gehen, und du Trostlose, siehe, ich will deine Steine wie einen Schmuck legen, und will deinen Grund mit Saphiren legen.« Das ist das Erbe der Knechte des Herrn.«

»Danke, Herr Duncan«, sagte Tammas, und seine Augen glänzten. »Tag und Nacht beten wir für Euch und die anderen Männer des Bundes und für den, den sie den Schwarzen Rächer nennen. Unser Herr behüte uns alle unter dem Schatten seiner Flügel, bis diese Zeit des Leidens vorbei ist.«

»Amen«, bekräftigte Duncan, und der alte Hausmeister verabschiedete sich.

»Erzähl mir etwas über die Sitzung des Staatsrates«, bat Duncan, als sie beide wieder vor dem Feuer saßen. »Beschreibe mir den Grundriss des Gebäudes, die Größe des Versammlungszim-

mers, die Lage der Tür und jede Einzelheit, die mir sonst noch nützlich sein könnte.«

»Duncan, bist du wirklich entschlossen, dieses unerhörte Wagnis zu unternehmen?«, fragte Gow und gab sich keine Mühe, seine ernste Besorgnis zu verbergen. »Allein der Gedanke an die Gefahr, in die du dich begibst, entsetzt mich. Meinst du tatsächlich, du könntest es schaffen?«

Sein Gefährte lachte gutmütig. »Mein lieber Neil, ich habe gefährlichere Abenteuer als dieses bestanden. Ich mache mir weniger Gedanken um meine eigene Sicherheit als um das Risiko, das du als mein Verbündeter eingehst. Die Überraschung ist immer mein bester Verbündeter. Denke an die Befreiung der acht. Der letzte Ort, an dem mich Claverhouse erwartet, ist das Allerheiligste des Staatsrates. Du sagst, dass es ein Vorzimmer gibt. Sorge bitte dafür, dass dieser Schlüssel innen steckt. Sind alle meine Kleider und Waffen hier?«

»Du findest alles in dem Geheimschrank in deinem Zimmer: Uniformen, Zivilkleider, Mantel, Masken, Bogen und Pfeile. Aber etwas möchte ich gern noch wissen, Duncan.«

»Und das wäre?«

»Wie kannst du die Waffen an der Wache vor der Haustür vorbeischmuggeln?«

»Das ist keine Schwierigkeit. Der Bogen lässt sich auseinandernehmen. Ich werde ihn, den Mantel, die Maske und die Pfeile unter der Uniform verstecken. Diese Sachen lasse ich später im Vorzimmer zurück, und du bringst sie wieder hierher.«

»Duncan, alles, was ich dazu sagen kann, ist, dass Gott uns in diesem seltsamen Abenteuer beistehen möge.«

»Keine Angst, Neil. Er wird es tun. Er hat uns in sein Reich berufen, und er hilft uns auch durch Zeiten wie diese hindurch.«

IN DER HÖHLE DES LÖWEN



*»Von Papsttum und Prälatentum,
der Schwarze Rächer schwor,
soll niemand mehr ein Leid geschehn.
Drum, König, sieh dich vor!*

*Ihn, der der Kirche helfen will,
hat niemand noch gesehn,
und lässt du deine Häscher auch
durch Moor und Schluchten gehn.*

*Sie stellen tausend Fallen
und Schlingen, dünn und fein,
doch zum Gespött der Leute
treibt er sie selbst hinein.*

*Von Königsheer und Folterknecht,
der Schwarze Rächer schwor,
soll niemand mehr ein Leid geschehn.
Drum, König, sieh dich vor!«*

Wer dieses Gedicht geschrieben hatte, schien niemand zu wissen. Einige vermuteten, es stamme aus der Feder eines Lokalpoeten namens Palmer aus Maybole in Ayrshire, andere, dass ein geretteter Angehöriger des Glaubensbundes es verfasst hatte. Der dichterische Wert der Zeilen mag bezweifelt werden, doch an ihrer Wahrheit war nicht zu rütteln. Der halbe Süden Schottlands lachte über die Unternehmungen des unbekanntem Helden. Seine Taten waren in aller Munde – auf der Seite des Glaubensbun-

des als Grund zu Lob und Dank dafür, dass Gott sie aus den Klauen von Claverhouse und seinen Dragonern befreit hatte, und als Anlass für Flüche und Verwünschungen auf der Seite der immer wieder genarrten Soldaten.

John Graham von Claverhouse war nur in der Öffentlichkeit so sicher und gewandt, wie man es von ihm gewohnt war, doch innerlich knirschte er vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen. Wenn es etwas gab, was der Oberbefehlshabende der königlichen Streitkräfte nicht ertragen konnte, dann war es eine Niederlage in einem Wort- oder Schwertgefecht und der Spott, der gewöhnlich den Unterlegenen traf. Zuerst hatte er diese geheimnisvolle Gestalt lediglich als kleinen Störenfried betrachtet, doch langsam entwickelte sie sich zu einer Bedrohung für die Kampfmoral seiner Truppen und schuf eine Stimmung, die nach Meuterei roch.

In allen Rängen des Heeres spürte man abergläubische Angst. Nicht nur die gewöhnlichen Soldaten, auch die Offiziere hatten das unbestimmte Gefühl, dass der Rächer über Kräfte verfügte, die er nur vom Teufel selbst haben konnte. Seine unglaubliche Kraft, sein ebenso furchterregender schwarzer Bogen, der einen Pfeil auf hundert Meter mit tödlicher Sicherheit in das Herz eines Mannes senden konnte, sein schwarzes Pferd, das den Gerüchten nach durch die Lüfte fliegen konnte, und der schwarze Mantel, der seine Gestalt so verhüllte wie die schwarze Maske sein Gesicht – das alles verwob sich zu dem undurchdringlichen Geheimnis um seine Person. Nur wenige wussten, wer er war, und von ihnen hatte selbst unter Folter keiner sein Wissen preisgegeben.

Für den Glaubensbund war das Jahr 1688 das Tal der Todeschatten. Die Miliz und das stehende Heer waren der Aufgabe

nicht gewachsen, die Befolgung der Gesetze und Erlässe des papistischen Königs zu erzwingen und den Süden Schottlands dazu zu bringen, ihn als Haupt der Kirche anzuerkennen. So wurden die Clans, die Sippschaften des Hochlandes, zu den Waffen gerufen, um ihnen zu helfen.

Ein undiszipliniertes Heer von Bewaffneten, die eine andere Sprache sprachen und sich zu der Religion ihres Fürsten bekannten, ergoss sich über Ayrshire, um die unglücklichen Presbyterianer des Landes heimzusuchen und zu plündern. Sie standen unter dem Befehl von John Graham von Claverhouse, dessen Wildheit und Grausamkeit ihm den Namen »Blutiger Clavers« eingetragen hatten. Und wenn seine Soldaten davon überzeugt waren, dass der Schwarze Rächer ein Abkommen mit dem Fürsten der Finsternis hatte, so erschien es ihren Gegnern nicht minder glaubhaft, dass sich Claverhouse um irdischer Macht willen an den Verführer der Menschheit verkauft hatte.

Es war gut zu verstehen, dass John Graham schlechte Laune hatte. Eine Serie von Misserfolgen war über ihn gekommen. Seine wohlausgedachten Pläne, die den Vielgesuchten in seine Hände bringen sollten, waren ohne Ausnahme fehlgeschlagen.



George Mackenzie, der Erste Anwalt Schottlands und Vorsitzender des Staatsrates, zerknüllte das Stück Papier in seinen Händen, auf dem das Gedicht des Schwarzen Rächers stand, und schaute Claverhouse und die Mitglieder des Staatsrates an, die sich in seinem Haus in Edinburgh versammelt hatten. Dann glättete er den Zettel wieder und las in das angespannte Schweigen hinein

noch einmal die holprigen Verse. Seit drei Stunden schon berieten sie sich über den Rächer und seine unerhörten Missetaten.

»Habt Ihr denn wenigstens irgendeine Hoffnung, diesen Staatsverräter zu fangen, General Graham?«, fragte der Vorsitzende. Der eisige Unterton in seiner Stimme verfehlte seine Wirkung auf den Soldaten nicht, wenn der sich auch äußerlich nicht aus der Ruhe bringen ließ. Bevor er antworten konnte, fuhr der Vorsitzende fort: »Ihr erinnert Euch, dass Ihr uns bei unserer letzten Zusammenkunft einige Hoffnung auf Erfolg machtet.«

Claverhouse wand sich. »Ich erinnere mich sehr genau an die Umstände unserer Unterredung, Sir George«, sagte er besänftigend. »Ich erinnere mich auch daran, dass ich versprach, wir würden unser Bestes tun. Bis jetzt hatte unser Bestes eben keinen Erfolg.«

»Aber wir werden zum Gespött Schottlands gemacht«, grollte der alte Phineas Groat. »Und wenn Ihr mir wieder sagt, dass der am besten lacht, der zuletzt lacht, dann platze ich.«

Claverhouse lächelte. »Dann wird mein ehrwürdiger Freund wohl platzen müssen«, sagte er, »denn dieses Sprichwort wird sich bewahrheiten. Bei unserer letzten Zusammenkunft verriet ich Euch, meine Herren, einen Plan, durch den wir diesen Verbrecher ergreifen wollten. Es stimmt, dass dieser Plan fehlschlug. Ich sagte es damals schon, dass niemand das Gelingen garantieren könne und dass wir den Köder eben immer wieder auslegen müssten, bis die Falle zuschnappen kann.«

Einen Augenblick schwieg der Sprecher. Dann fuhr er mit gefährlicher Ruhe und bewusstem Nachdruck fort: »Ich werde herausfinden, wer dieser Verräter ist und ihn gefangen nehmen, selbst wenn ich jeden Liberalen und Glaubensbündler im Süden

Schottlands einzeln auspeitschen lassen müsste. Ich werde ihn schon noch zu Gesicht bekommen, daran dürft Ihr nicht zweifeln. Und dann werden ihn weder alle Teufel der Hölle noch alle Engel des Himmels aus unserem Griff befreien.«

Noch während Claverhouse sprach, hörte man ein leises Lachen im Raum, das alle Anwesenden mit Ausnahme des Sekretärs, Neil Gow, erschauern ließ. Dieser stand weiterhin über sein hohes Pult gebeugt und schrieb, als sei nichts geschehen. Dem Lachen folgten die kalten, stählern klingenden Worte: »Dessen wäre ich nicht so sicher.«

Es gab nur einen Zugang zu diesem Zimmer, der es mit einem kleinen Vorraum verband. Ein schwerer Vorhang verbarg die Tür. Die Mitglieder des Staatsrates saßen mit dem Rücken zur Tür an einem großen Tisch, und ihnen gegenüber saß der Vorsitzende, der gerade seine Aufzeichnungen überprüfte. In ungläubigem Erstaunen drehten sich alle zur Tür um und sahen die riesige, völlig in Schwarz gekleidete Gestalt, die durch eine schwarze Maske vollends unkenntlich gemacht wurde. In den Händen hielt der Mann einen schwarzen Bogen aus Stahl, dessen Sehne schon von einem schwarzen Pfeil gespannt wurde. Wie er in das Gebäude hatte eindringen können und sich an den Wachen vorbei Zugang zum Ratszimmer hatte verschaffen können, war ihnen allen schleierhaft. Einen Augenblick lang war die ganze Gruppe der Sprache beraubt. Nur Graham von Claverhouse und Neil Gow waren ruhig geblieben, der Erstere verbissen und mit zusammengekniffenen Lippen und der Letztere anscheinend fleißig schreibend, wobei er aber den Kopf über das Papier beugen musste, um sein durchtriebenes Grinsen zu verbergen.

General Graham erholte sich als Erster von dem Schrecken und machte eine Bewegung, als wollte er sich von seinem Stuhl erheben.

»Das würde ich nicht versuchen, General Graham.« Die kalte Stimme brach wieder das Schweigen. »Derjenige von Euch, der versucht, aufzustehen oder um Hilfe zu rufen, wird sterben.« Die tödliche Drohung in den Worten verfehlte nicht ihre Wirkung, und der gespannte Bogen ließ keinen Zweifel an der Entschlossenheit des Schützen aufkommen. Phineas Groat stotterte unzusammenhängende Worte vor sich hin und saß ebenso steif da wie die anderen Mitglieder der ehrwürdigen Versammlung. Jeder von ihnen wusste, dass die geheimnisvolle Gestalt ihr Leben in der Hand hielt und dass, wenn alle Geschichten über den Rächer wahr waren, jeder von ihnen im nächsten Augenblick den Tod finden konnte.

John Graham von Claverhouse war ein tapferer Mann und ein hervorragender Soldat, und es sah so aus, als wollte er aufspringen und mit der langen geflochtenen Klingelschnur in der Nähe des Fensters Hilfe herbeiläuten. Die schwarze Gestalt schien seine Gedanken zu erraten, und aller Augen sahen, wie seine Hand die Sehne des großen Bogens zurückzog und die Pfeilspitze auf Claverhouse richtete. Der Engel des Todes schwebte über ihnen. Auf Grahams Stirn zeugten glitzernde Schweißperlen von dem Kampf, der in ihm tobte. Schließlich brach der Vorsitzende, George Mackenzie, das Schweigen und den hypnotischen Bann, der auf der ganzen Versammlung lag.

»General Graham wird sitzen bleiben«, sagte er heiser.

»Das ist ein guter Rat, Sir George«, ließ sich die schwarze Gestalt mit ernster Stimme vernehmen. »Und genauso sicher wie

der Teufel im Garten Eden log, sage ich die Wahrheit, wenn ich jedem den Tod ankündige, der um Hilfe ruft.« Alle wussten, dass diese Warnung ernst gemeint war.

»Euch, Sir George Mackenzie, als Vorsitzendem des Staatsrates, sage ich zur Warnung dies: Wenn der unmenschliche Erlass, der sich gegen das Leben und die Freiheit des schottischen Volkes richtet, nicht innerhalb von zehn Tagen zurückgenommen wird, werde ich wiederkommen und Euch wegen willkürlichen Mordes hinrichten. Gott hat allen Menschen ein Selbstverteidigungsrecht gegeben, das sie in Anspruch nehmen können, wenn sie ungerechtfertigt und herrschsüchtig angegriffen werden und dieser Angriff nicht durch die Gesetze der Natur, das Gesetz Gottes und die Verfassung des Landes begründet werden kann. Ihr und Eure Gesinnungsgenossen habt diese Gesetze samt und sonders verletzt und verdient den Tod.«

»Seid verflucht, mit Euren Gesetzen!«, zischte Claverhouse hasserfüllt. »Niemand hat sich noch lange rühmen können, John Graham frech bedroht zu haben. Ihr werdet diesen Ort nicht lebendig verlassen.«

»Ruhe da!«, fuhr die dröhnende Stimme unbeeindruckt fort. »Eure Drohungen und Prahlereien machen mir nicht das Mindeste aus. Meine Zeit steht in höheren Händen als in denen des königlichen Oberbefehlshabers von Schottland. Mein Leben ist geschützt, denn es kümmert mich nicht, ob ich lebe oder sterbe. Bald ist Eure Stunde und die Eurer Kumpane gekommen, und der Becher Eurer Schuld wird bald überlaufen. Ihr scheint nicht zu wissen, dass Ihr kurz vor dem Gerichtstag steht und Euch Euer Urteil bald ereilen wird. Die Leute nennen Euch wegen des vielen unschuldigen Blutes, das Ihr vergossen habt, den ›Blutigen

Clavers«, und es kostet mich Beherrschung, Euch nicht mit meinen eigenen Händen auf der Stelle dafür zu richten. Doch ich tue es nicht. Schmiedet doch weiter Eure schönen Pläne, um den Schwarzen Rächer zu fangen. Er wird immer wieder entkommen, denn er ist unsterblich, solange seine Arbeit noch nicht getan ist. Für Bösewichte wie die, die um diesen Tisch sitzen, hat der Rächer den schwarzen Pfeil bereit. Ich werde Euch einen davon als Andenken an seinen Besuch hierlassen.«

Eine Schrecksekunde lang erwartete jeder der Anwesenden, dass einer von ihnen sterben würde, und der alte Phineas Groat glitt halb ohnmächtig von seinem Stuhl auf den Boden. Der große stählerne Bogen spannte sich, und sie hörten den Aufprall des schwarzen Pfeiles auf die reiche Holztäfelung des Raumes. Gerade über dem Kopf des Vorsitzenden hing ein lebensgroßes Portrait von König Charles II., und sie sahen mit ungläubiger Furcht, dass sich der Pfeil dem König bis zu den Federn ins Herz gebohrt hatte. Selbst die eisernen Nerven eines Claverhouse zitterten, während der Rest der Gesellschaft keines Gedankens, geschweige denn einer Regung fähig war. Nur Neil Gow schrieb an seinem Pult in der größten Ruhe weiter. Als sich die Männer schließlich furchtsam nach der Tür umsahen, war der Schwarze Rächer verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt.

Neil Gow verließ ruhig sein Pult und ging in den Vorraum hinter dem Vorhang. Kurze Zeit später kam er wieder zum Vorschein und trug den schwarzen Mantel und den schwarzen Bogen vor sich her. Die Männer erschauerten beim Anblick dieser Dinge.

»Das hat er zurückgelassen«, sagte Gow.

»Geht mir aus den Augen damit!«, winselte Phineas Groat.

»Gut, ich werde mich um die Sachen kümmern«, antwortete der Sekretär.

In diesem Augenblick hörte man, wie sich die Tür des Vorraums öffnete.

Die Versammlung hielt den Atem an, und jeder fürchtete, dass ihr schrecklicher Feind zurückgekommen sei.

Doch es war nur die uniformierte Ordonnanz, die mit einer Karaffe Whisky eintrat. Der Staatsrat starrte den Mann erstaunt an.

»Wer hat Euch befohlen, uns das zu bringen, Cardiff?«, fragte George Mackenzie heiser.

»Nun, Hauptmann Black, der gerade hier zur Tür herausging. Er sagte mir, Ihr fühltet Euch nicht ganz wohl und könntet einen guten Schluck zur Stärkung gebrauchen. Aber, Sir George, ist etwas nicht in Ordnung? Donnerschlag! Seht doch nur den schwarzen Pfeil dort im Bild!«

»Hauptmann Black?«, fragten Sir George und Claverhouse gleichzeitig.

»Ja, General, Hauptmann Black vom 81. Regiment aus Dumfries.«

»War er in Uniform?«, bellte Graham.

»Ja, natürlich«, antwortete die Ordonnanz. »In voller Uniform. Er wusste, dass der Staatsrat heute tagt und sagte, er hätte wichtige Dinge mit Euch zu besprechen. Daraufhin schloss ich ihm die Tür auf und brachte ihn bis vor das Ratszimmer. Er dankte mir und befahl mir, an der Haustür zu warten, um ihn nach kurzer Zeit wieder hinauszulassen.«

»Trug er irgendetwas bei sich, als er ins Haus kam?«, fragte Claverhouse.

»Nichts, General.«

»Narr, der Ihr seid! Schwachsinniger Tölpel!«

»Schimpft ihn nicht aus«, unterbrach ihn Sir George. »Der Schuft hat bessere Männer als Cardiff genarrt. Lasst uns wieder Platz nehmen und sehen, mit welchen Mitteln wir ihm beikommen können.«

»Wer – wer war es denn?«, flüsterte Cardiff Neil Gow zu, während die anderen an den Tisch zurückkehrten.

»Niemand von Bedeutung. Ihr braucht Euch nicht zu beunruhigen. Es war nur der Schwarze Rächer.«

Bestürzt blickte Cardiff den Sprecher an, während er zur Tür hinausstolperte.



Nach ungefähr zwei Stunden verließen die Ratsmitglieder das Haus, und auch Neil Gow ging durch die dunklen Straßen Edinburghs nach Hause. Er legte vor einer Seitentür seines geräumigen Hauses das dunkle Bündel, das er unter dem Arm getragen hatte, ab, um aufzuschließen. Bald darauf trat er in ein großes Zimmer, in dem ein hünenhafter Mann beim Schein des friedlich flackernden Kamins und mehrerer Kerzen in einem Buch las. Im Nu standen die beiden Männer beieinander, und lautes, herzhaftes Gelächter schallte durch den Raum.

»Mensch, Duncan, es war einfach großartig! Diesen Anblick hätte ich nicht für alle Schätze von Cathay² eingetauscht. Einen

2 *Cathay*: Im Reisebericht Marco Polos (1254 – 1324) verwendeter Name für China.

Moment lang dachte ich ja, Claverhouse wollte Alarm schlagen. Was hättest du getan, wenn er nach der Klingelschnur gegriffen hätte?»

»Genau das, was ich ihm androhte, Neil. Claverhouse wäre ein toter Mann gewesen, bevor er die Schnur in der Hand gehabt hätte, und das wusste er. Selbst ein John Graham ist der Meinung, dass ein lebendiger Hund mehr wert ist als ein toter Löwe.«

Wieder lachte Neil Gow. »Aber die Krone hast du allem aufgesetzt, als du Cardiff mit dem Whisky hineinschicktest. Das grenzte schon an Genialität und war die längst fällige Demütigung für ›Clavers den Großen‹ und seine Freunde. Du hast die ganze Schar herrlich eingeseift.« Und wieder brachen die beiden Freunde in fröhliches Gelächter aus.

»Alles ging nach Plan, Duncan. Hier habe ich deine Ausrüstung mitgebracht.«

»Danke, Neil«, sagte der andere. Ohne dich hätte ich es unmöglich geschafft. Ich glaube ja nicht, dass ich viel erreicht habe, aber ich habe wenigstens Claverhouse und den Staatsrat gewarnt und ihnen angedroht, dass sie das Gericht Gottes schrecklich treffen wird, wenn sie sich nicht von ihren bösen Werken abwenden. Welche neuen Pläne hat man denn nun geschmiedet, um den Schwarzen Rächer zu ergreifen?»



In dieser Nacht waren die Straßen Edinburghs voll von Soldaten. Alle hatten den einen Auftrag, Hauptmann Black vom 81. Regiment in Dumfries zu suchen. Doch er blieb vom Erdboden verschwunden. Zwei Tage später nahm George Mackenzie den Er-

lass zurück, den er kurz zuvor bekannt gegeben hatte. Von seiner Erklärung, dass er diese Entscheidung zum Wohle des Volkes getroffen habe, ließ sich niemand täuschen. Ganz Schottland wusste, dass der Beweggrund reine Angst vor dem mächtigen und allgegenwärtigen Rächer war.

Neil Gow brachte Duncan die Nachricht. In derselben Nacht noch schlich ein zerlumpter, stoppelbärtiger Bettler aus einer Gartenpforte hinter Neils Haus hinaus in die Straßen der schlafenden Stadt. Niemand sah ihn in der Dunkelheit verschwinden. Er war einfach einer von tausend, die sich ihren Lebensunterhalt durch Betteln verdienten und die Straßen von Edinburgh bevölkerten. Eins war sicher: Er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Hauptmann Black. Er ging in Richtung des Schwarzen Waldes von Swanston, und dort begrüßte ihn Andra McQuater, als gerade die Dämmerung anbrach.



Der Besitzer des Gasthauses »Zum Eberkopf«, jenes gemütlichen, gastfreundlichen Hauses am Rande der malerischen Stadt Girvan mit dem Ausblick auf die Clyder Förde, stand inmitten seiner Gäste und lächelte zufrieden. In der großen Gaststube brannte im Kamin ein gewaltiges Feuer aus zwei Meter langen Balken. Das Geschäft ging gut, und Angus McEwan hatte allen Grund, zufrieden zu sein. In ganz Schottland war keine Herberge so bekannt wie die, die er sein Eigen nannte. Hier trafen sich Reisende aus allen Teilen des Königreiches, die von England nach Schottland oder umgekehrt fuhren. Die Küche war unübertroffen, die Betten bequem, und Angus McEwan verbreitete Freund-

lichkeit und gute Laune. Hier konnte man von den Anstrengungen der Könige Charles und James in ihrem Feldzug gegen den Glaubensbund hören und alles über die neuesten Taten des legendären Schwarzen Rächers erfahren. Es gab Gerüchte, nach denen dieser nicht nur mit Angus McEwan persönlich bekannt sei, sondern sogar schon oft bei ihm Unterschlupf gefunden habe, wenn ihm die Soldaten hart auf den Fersen waren. Doch während McEwan stets bereitwillig das letzte Abenteuer des Rächers zum Besten gab und von denen erzählte, die aus den Klauen von Claverhouse und seinen Dragonern befreit worden waren, stellte er sich lächelnd taub, wenn man ihn nach seinen eigenen Beziehungen zum Rächer fragte. Alles, was er wüsste, beteuerte er, stamme von seinen Gästen und von den Soldaten, die oft für kurze oder längere Zeit bei ihm einkehrten und gewöhnlich auf der Suche nach dem Mann waren, der ein Dorn in Claverhouses Auge geworden war.

All das war Gegenstand der Unterhaltung im »Eberkopf« in jenen Tagen, als tapfere Männer und Frauen ihr Leben ließen, damit papistische Despoten in die Schranken gewiesen wurden und das Recht der Schotten auf freie Ausübung ihres Glaubens wiederhergestellt wurde.

Die Taten des Schwarzen Rächers hatten die Fantasie der Schotten beflügelt, und viele, die nicht hinter seiner Sache standen, horchten doch auf, wenn sein Name fiel. Man war sich einig, dass diese Gestalt etwas noch nie Dagewesenes sei, jemand, den es aller Erfahrung nach gar nicht geben konnte. Doch die Tatsache, dass er sich den Fahndungen und Nachstellungen immer wieder entzog und dabei noch die Verfolger lächerlich machte, konnte nicht geleugnet werden. Dass ein einzelner Mann dem

Heer von Claverhouse zu trotzen vermochte, dass er Gefangene noch unter dem Fallbeil dem Henker entriss und andere aus dem berüchtigten Gefängnis von Tolbooth befreite, dass er Richter, Geschworener und Urteilsvollstrecker für einige der übelsten Verfolger des Glaubensbundes war – all das durfte eigentlich nur die blühende Einbildungskraft eines Dichters hervorgebracht haben. Hin und her wogten die Unterhaltungen an den Tischen der Herberge »Zum Eberkopf«, und ein Gast nach dem anderen erzählte, was er von den neuesten Taten des Schwarzen Rächers gehört hatte.

An diesem Tag kam ein Reisender an, der die unerhörteste Begebenheit von allen zu berichten wusste. Er hieß Hugh Buchan, war von kleiner, untersetzter Gestalt und McEwan als Einkäufer eines Londoner Geschäfts gut bekannt, das mit Seiden- und Wollstoffen handelte. Zweimal im Jahr machte er die Herberge zu seinem Hauptquartier für Fahrten von England nach Schottland.

»Ihr wollt uns glauben machen, Hugh, dass er sich tatsächlich bis in die Höhle des Löwen gewagt hat, dem Staatsrat drohte und unbehelligt entkam? Mein lieber Mann, das kann ich nicht glauben. Das ist unmöglich! Ich will gar nicht Eure Wahrheitsliebe anzweifeln, aber Ihr müsst zugeben, dass Eure Erzählung recht unwahrscheinlich klingt«, beeilte sich McEwan hinzuzufügen, denn er war es, der sprach.

»Ob unmöglich oder unglaublich oder was sonst«, beharrte Buchan, »ich bin überzeugt, dass die Geschichte wahr ist. Ich habe sie aus absolut zuverlässiger Quelle.«

»Aber, bester Freund, Ihr könnt keine Quelle absolut zuverlässig nennen, wenn es sich nicht um jemanden handelt, der zugegen war, als es geschah, und das –«

»Aus genau einer solchen Quelle stammt mein Bericht, Freund Angus«, unterbrach ihn der Reisende. »Ich habe ihn aus dem Mund von Neil Gow gehört, und der war dort als Sekretär des Staatsrates anwesend, wie Ihr vielleicht wisst. Als er mir von dem Streich erzählte, war alles schon kein Geheimnis mehr, und ganz Edinburgh war voll von Geschichten und Gelächter. Ihr wisst ja auch, dass weder Claverhouse noch der Staatsrat sehr hoch in der Gunst der Leute stehen. Ihre Grausamkeiten sind ein Dorn im Auge manches braven Mannes, der nicht zum Glaubensbund gehört, und man meint, dass der Rächer wohl der Einzige sei, der nachhaltig für die Freiheit des Glaubens in Schottland eintreten könne. Das tun natürlich auch die Bergbewohner selbst, die sich mit ihrem Leben und Sterben dafür einsetzen, dass das Recht, Gott nach eigener Überzeugung anzubeten, nicht von dieser Erde verschwindet.«

Inzwischen hatten alle anderen Gäste ihre Unterhaltungen eingestellt und lauschten jedem Wort des Sprechers.

»Hat Neil Gow Euch verraten, was Claverhouse sagte?«, fragte ein Mann.

Der andere nickte. »Er sagte, der Rächer habe sie alle davor gewarnt, um Hilfe zu rufen oder aufzustehen. Das hätte den sicheren Tod für einen jeden bedeutet, und alle wussten, dass er es ernst meinte.« Der Sprecher machte eine Pause.

»Weiter, weiter!«, drängten viele Stimmen auf einmal.

»So viel ist da gar nicht mehr zu erzählen. Claverhouse hatte wohl vor, aufzuspringen und die Klingelschnur am Fenster zu ziehen, doch George Mackenzie hinderte ihn daran, als er sah, dass der Rächer den Bogen spannte. Der ›Blutige Clavers‹ war seinem Tod nie näher als in diesem Augenblick. Neil sagte,

Graham habe den Rächer verflucht und ihm geschworen, dass er ihn nicht lebendig von der Stelle gehen lasse. Aber der Mann in Schwarz lachte nur darüber und sagte, er werde das Zimmer verlassen, wie er es betreten habe. Dann sagte er ihnen noch, er habe einen schwarzen Pfeil für schwarze Herzen. Sie sahen ihn den Bogen spannen, diesen schrecklichen, schwarzen Bogen, und alle erwarteten, dass einer von ihnen sterben müsste. Phineas Groat wurde ohnmächtig und fiel auf den Fußboden. Dann hörten sie den Einschlag des Pfeiles und sahen, dass er dem König auf dem Bild an der Wand mitten ins Herz gedrungen war. Als sie sich wieder umdrehten, war der Rächer nicht mehr da.«

Die Schar der Gäste saß in ehrfürchtigem Schweigen da.

»Aber wie kam er wieder aus dem Haus?« Es war Angus McEwan, der schließlich diese Frage stellte.

»Auf die gleiche Weise, wie er hineingekommen war. Er ging in der Verkleidung eines Offiziers vom 81. Regiment aus Dumfries hinein und hinaus. Der Witz bei der Sache liegt darin, dass das Claverhouses eigenes Regiment ist. Er trug seinen schwarzen Mantel und den schwarzen Bogen an dem Wachtposten vorbei ins Haus und ließ später beides im Vorzimmer. Dem Wachsoldaten hatte er befohlen, an der Haustür zu warten und ihn wieder hinauszulassen.«

An dieser Stelle seiner Erzählung brach Buchan in ein so unbändiges Gelächter aus, dass ihn die Gesellschaft zuerst erstaunt ansah, sich dann jedoch anstecken ließ.

Als sich der Sprecher einigermaßen beruhigt hatte, verschaffte er sich wieder Gehör. »Das Beste habt Ihr noch gar nicht gehört«, fuhr er fort und musste noch einmal lachen. »Nachdem er das Ratszimmer verlassen hatte, kam die Wache herein und

brachte eine Flasche Whisky. Hauptmann Black habe das befohlen, weil die Ratsherren einen Schluck zur Stärkung bräuchten, für die Nerven.« Die Lachsalven, die diesen Worten folgten, erschütterten das alte Gasthaus »Zum Eberkopf« bis in die Grundfesten.

»Ist das ein Mensch oder ein Teufel, Angus? Was meint Ihr?«, fragte endlich einer der Gäste.

»Oh, ich glaube, er ist ein richtiger Mensch«, antwortete der Besitzer. »Daran zweifle ich nicht. Aber was für ein Mensch! Was für ein Mann! Kein Wunder, dass sie ihn den Hammer Gottes nennen. Seit der Schwarze Douglas im Jahre 1314 die Engländer in Furcht und Schrecken versetzte und bei der Befreiung Schottlands mithalf, hat unser Land keinen Mann dieses Schlages mehr hervorgebracht. Aber was ist denn da draußen los?« Der letzte Ausruf bezog sich auf das Geräusch von Marschritten und lauten Stimmen im Hof. »Mir scheint, wir bekommen Besuch, und unbetenen obendrein«, sagte McEwan.

»Hört zu, Angus«, erklärte Buchan hastig. »Das ist der ›Tiger‹ mit seinen Leuten. Neil Gow verriet mir, dass ihn Claverhouse in diese Gegend schicken wollte, um dem Rächer eine Falle zu stellen. Claverhouse hat geschworen, wenn nötig jeden Liberalen und Angehörigen des Glaubensbundes einzeln auszupeitschen, wenn er dadurch nur den geringsten Hinweis zur Ergreifung seines Gegners bekommt.«

Mehr konnte Buchan nicht sagen, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür der Gaststube, und ein Riese von einem Mann mit dichtem, feuerrotem Haar trat ein. Die roten Haare auf seiner Brust konnte man nicht sehen, aber dafür die auf seinen Händen. Er war groß und kräftig gebaut, hatte ei-

nen kurzen, bulligen Hals, große, dicke Arme und eine ziegelrote Gesichtsfarbe. Das war Major Sean O'Malley, den man auch den »Tiger« nannte, weil er stets einen grausamen Durst nach Menschenblut an den Tag legte, besonders wenn es sich um Bergbewohner handelte. Er war einer der ungebildeten Schotten, die aus dem Hochland herabgekommen waren, um für Claverhouse zu kämpfen. Sein Hass gegenüber dem Glaubensbund war tief verwurzelt und spiegelte sich in der Beharrlichkeit wider, mit der er die Glaubensbündler aufspürte und in die Folter und den Tod schickte. Ihre Schreie und ihr Wimmern, wenn ihnen die Glieder gebrochen wurden, waren Musik für seine Ohren. Diesen Mann hatte General Graham dazu ausersehen, die Auskünfte zu erpressen, die ihm den Todfeind in die Hände spielen sollten.

Der »Tiger« hatte drei Männer bei sich, die ihm auf dem Fuß folgten, als er voller Arroganz in die Herberge trat. Einige der Gäste, die um den langen Tisch gegessen hatten, rückten beiseite, andere verließen den Raum. Einer von den Letzteren war ein großer Mann in abgetragenen Kleidern, wie man sie an den berufsmäßigen Bettlern Schottlands zu jener Zeit sah. An seinem Platz hielt Major O'Malley an, um sich mit seinen Männern zu setzen. Von allen Seiten wurde er mit unbehaglichem Schweigen und mit Blicken des heimlichen Hasses und der Verachtung empfangen, denn alle wussten, welchen Ruf er hatte.

»Hört zu, ihr Liberalen«, begann er ohne Vorrede und knallte seine Pistole auf den Tisch. Dabei fiel sein Blick auf ein Stück Papier, das vor ihm lag. Drei Worte waren darauf geschrieben, aber weil O'Malley nicht lesen konnte, reichte er es einem seiner Leute. »Was steht da?«, grollte er.

Der Soldat nahm den Zettel, wurde bleich, zögerte und sah seinen Vorgesetzten furchtsam an.

»Was ist, Ihr Narr?«, herrschte der ihn an. »Was steht da?«

Der Mann schluckte und sagte schließlich in die Stille hinein, sodass es jeder hören konnte: »Hier steht: ›Ihr sterbt morgen!‹ Und als Unterschrift: ›Der Schwarze Rächer.‹«

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch den Raum. Unter dem Rot seiner Hautfarbe ließ sich bei O'Malley ein ungesundes Gelb sehen. Etwas so Unglaubliches war ihm noch nie vorgekommen.

Langsam wandte er sich zu Angus McEwan um, der neben ihm auf die Bestellung wartete. »Steht das wirklich auf diesem Papier?«, fragte er.

Angus warf einen Blick auf den Zettel. »Ja, so steht es hier geschrieben.«

Allmählich erholte sich der »Tiger« von seinem Schock. »Wer hat das hier liegen lassen?«, brüllte er McEwan an.

»Wie soll ich das wissen?«, antwortete Angus. »Und schreit mich nicht so an, lieber Mann. Ich bin nicht taub. Im Laufe des Abends hat hier eine Reihe von Leuten gegessen.«

»Hört zu!« Gereizt wandte sich der »Tiger« zu den Gästen um. »Dieser Verräter an der Sache des Königs, dieser Schwarze Rächer, ist heute Abend hier gewesen. Weiß irgendjemand, wer hier saß und den Zettel schrieb? Ich sitze hier auf Befehl und mit Vollmacht von General Graham und werde den Schurken fangen. Doch für den, der mir dabei hilft, gibt es 5 000 Pfund Belohnung.«

Die einzige Antwort war ein einmütiges Schweigen der Anwesenden. Finster schaute der Soldat um sich und ließ eine Flut von

Beschimpfungen hören. Doch schließlich gab er seine Bemühungen auf und bestellte für sich und seine Leute Getränke.

»Ich bleibe in der Burg von Balterson, bis ich den Verräter erwisch habe«, sagte er. »Wenn ihn einer von euch kennt und weiß, wo er sich versteckt, und mir das nicht sagt, dann wird er sich noch wünschen, er wäre gestorben, ehe er die Muttermilch kostete.«

Als der Soldat seine Verwünschungen einen Augenblick lang unterbrach, um Luft zu holen, war von irgendwoher aus der Dunkelheit ein spöttisches Lachen zu hören, das allen einen Schauer über den Rücken jagte. In die darauffolgende Stille hinein rief eine hohe, unwirkliche Stimme aus unbestimmter Ferne: »Denkt daran, Tiger, morgen sterbt Ihr!«

Als sich O'Malley und seine Männer von ihrem Schrecken erholt hatten und zur Tür stürzten, hörten sie nur donnernden, sich rasch entfernenden Hufschlag und wieder das spöttische Lachen, das sich schließlich im Pfeifen des Windes verlor.



Burg Balterson war ein großes altes Gebäude, das sich am Rand der Sanddünen nahe der Clyder Förde bei Girvan erhob. Jahrelang hatte hier der Herzog von Craigellan mit seiner Frau und seinem einzigen Sohn gewohnt, den die Leute in der Nachbarschaft als »nicht ganz normal« bezeichneten. Als die Frau des Herzogs starb, entwickelte sich Alisdair, der Sohn, zu einem Einsiedler, der sich selten in der Öffentlichkeit sehen ließ. Ein alter Diener der Familie, der ebenso schweigsam war wie sein Herr, versorgte ihn. Ab und zu verließ er die Burg, die schon bald die Bezeichnung »Ruine« ver-

diente, doch niemand wusste, wohin er ging. Meist blieb er dann eine Weile fort und tauchte so heimlich wieder auf, wie er gegangen war. Als der alte Diener starb, verließ auch sein Herr das Haus und ward nie mehr gesehen. Ein Jahr später starb er irgendwo im Ausland. Es gab niemanden, der diesen Verlust betrauerte, und so stand das alte Gebäude genauso einsam und verlassen da wie zu Lebzeiten des Besitzers. Ein oder zwei Jahre blieb es still und leer, während in geringer Entfernung die Wellen des Atlantischen Ozeans donnernd gegen die Küste prallten. Die Winde heulten um die Giebel des alten Gemäuers und sangen in den Ästen der Bäume, die es zum Teil umgaben, doch das waren die einzigen Laute, die die schweigende Einsamkeit durchbrachen.

Dann war Claverhouse gekommen, hatte Anspruch auf das Gebäude erhoben und es wieder bewohnbar machen lassen, damit es als Quartier für die Truppen des Distrikts benutzt werden konnte. Er war es auch, der dem »Tiger« geraten hatte, von dort aus die Suche nach dem Schwarzen Rächer zu beginnen. O'Malley hatte bereits vier Gefangene gemacht: zwei Prediger des Glaubensbundes, einen Schäfer und einen Weber aus Maybole. Alle vier hatten eine heimliche Zusammenkunft der Gläubigen besucht.

»Wenn ihr mir nicht freiwillig verraten wollt, wer dieser Schwarze Rächer ist, werden wir euch eben ein bisschen foltern, und dann werden wir ja sehen, wie fest eure Zungen sitzen.« Das hatte er den Männern angedroht, bevor er zur Herberge »Zum Eberkopf« aufgebrochen war. Von dort kehrte er in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages zurück. Drei seiner Männer waren mit ihm geritten, drei waren als Wächter bei den Gefangenen geblieben. Inzwischen wünschte er, er hätte mehr Solda-

ten mitgebracht. Doch für ein Vorhaben wie das seine hatte man anfangs sechs Mann für ausreichend befunden. Wenn er nun die Dinge bedachte, die man sich über den furchtbaren Feind erzählte, und sich an die Erfahrung der letzten Nacht erinnerte, war ihm nicht mehr ganz wohl bei der Sache. Über seine neu gewonnene Erkenntnis, dass er den Gegner nicht mit List würde überwältigen können, tröstete ihn nur der Gedanke hinweg, dass Claverhouse dem in der Nähe stationierten Hauptmann Menzies befohlen hatte, ein halbes Dutzend Männer nach Burg Balterson zu entsenden.



Am Mittag des nächsten Tages saßen zwei Männer mitten in einem dunklen Wald, ungefähr sieben Kilometer von Burg Balterson entfernt, beisammen und ließen sich eine Mahlzeit aus kaltem Kaninchenbraten, Haferkuchen und Tee schmecken. Beide hatten im Gasthaus »Zum Eberkopf« gegessen, als O'Malley hereingepoltert war, und beide waren zusammen hinausgegangen.

»Du weißt also, was du zu tun hast, Andra«, sagte Duncan Fenwick. »Wir dürfen nichts dem Zufall überlassen.«

»Vollkommen«, antwortete McQuater. »Wenn Neil Gow mit seinen Voraussagen recht hat, dann wüsste ich nicht, warum der Plan misslingen sollte.«

»Gut, mach dich also auf den Weg, Andra.«



Am frühen Nachmittag sollten auf O'Malleys Befehl die Gefangenen in den alten, beschädigten Speisesaal der Burg zum Ver-

hör gebracht werden. Die Männer waren vollkommen gefasst und ruhig, was O'Malleys Hass und Wut noch weiter steigerte. Er wusste ja nichts von den ewigen Quellen, aus denen sie tranken, und von der Kraft Gottes, die sie in sich trugen. Was er auch tat oder sagte – nichts konnte ihre Gelassenheit erschüttern oder auch nur ein verräterisches Wort aus ihnen herauslocken. Gerade drohte er ihnen an, sie mit dem gefürchteten »Stiefel« zu foltern, als ein Soldat eintrat und ihm eine kurze Meldung machte. Mit einem Wink wurden die Gefangenen entlassen, und die Wachen führten sie in ihr Zimmer.

Der »Tiger« wandte sich dem Mann zu, den der Soldat hereinführte. »Nun, was wollt Ihr?«, brummte er.

»Ich bitte, eine Meldung machen zu dürfen, Euer Ehren. Ich saß gestern Abend in der Herberge ›Zum Eberkopf‹, als Ihr sagtet, dass sich jeder bei Euch melden müsste, der über den Schwarzen Rächer Auskunft geben kann.«

»Das stimmt. Wisst Ihr irgendetwas?«

»Ihr habt auch etwas von Geld gesagt, von 5 000 Pfund Belohnung. Ich kenne den Rächer und weiß, wie er Eure Gefangenen befreien will.«

Die Augen des »Tigers« leuchteten auf. »Dann macht nur den Mund auf, oder Euer Kopf wird bald das Eingangstor von Burg Balterson zieren.«

»Und was ist mit dem Geld?«

»Kümmert Euch nicht um das Geld! Wenn ich den verfluchten Kerl in Händen habe, können wir weiter darüber reden.«

»Na gut«, willigte der Mann ein. »Ich habe kein Bedürfnis, meinen Kopf zu verlieren. Wisst Ihr, Euer Ehren, das ist so: Ich schlief in einer alten, leeren Scheune, die an die sieben Kilometer

von hier entfernt steht. Ich lag auf dem Heuboden, als ich plötzlich unten ein paar Männer hereinkommen hörte. Es waren der Rächer und einige andere, die die geheime Zusammenkunft besucht hatten, bei der Ihr Eure Gefangenen gemacht habt. Der Rächer schwor, dass er die Männer befreien würde, die Ihr hier festhaltet, und er erklärte den anderen auch, was er plant. Er weiß, dass Hauptmann Menzies ein halbes Dutzend Männer schickt, die Euch auf Befehl von Claverhouse helfen sollen. Aber der Rächer hat selbst ein halbes Dutzend Leute und auch Uniformen für sie. Sie wollen noch heute Abend nach Einbruch der Dunkelheit in Balterson ankommen, weil er weiß, dass Hauptmann Menzies nicht vor morgen früh eintreffen kann. Er und seine Leute wollen vorgeben, die Verstärkung zu sein, die Ihr erwartet. Sobald Ihr sie dann eingelassen habt, wollen sie Euch alle überrumpeln. Das ist alles, was ich weiß.«

»Wo sind sie jetzt?«, fragte O'Malley, und seine Augen glänzten vor teuflischer Freude.

»Das kann ich nicht sagen. Sie gingen von der Scheune aus irgendwohin, wo sie die Uniformen holen wollten. Aber ich habe gehört, dass sie in der Dunkelheit hier ankommen wollten, gegen zehn Uhr. Den großen Mann hörte ich dann noch sagen, dass sie keine Gnade von Euch erwarten könnten und deshalb mit Todesmut kämpfen müssten. Euch will er für alle Eure Verbrechen aufknüpfen«, schloss McQuater, denn er war es, mit wichtiger Miene.

»Ach, tatsächlich? Sagte er das?«, zischte der Soldat und fügte einen Fluch hinzu. »Wir wollen sehen, wer von uns beiden hängen wird.«

Dann fiel ihm etwas anderes ein, und er wandte sich noch einmal an den Mann, der vor ihm stand. »Wie heißt Ihr?«

»McQuater, Euer Ehren.«

»Passt auf, McQuater, Ihr geht jetzt in dieses Verräternest, in die Herberge ›Zum Eberkopf‹, zurück und versucht, weitere Auskünfte zu bekommen, die Ihr mir dann hierherbringt. Aber wenn Euch Euer Kopf lieb ist, dann erzählt Ihr mit keiner Silbe irgendjemandem, was wir besprochen haben, oder Ihr bereut noch heute den Tag Eurer Geburt.«

»Ich werde ganz gewiss Euer Ehren aufs Wort gehorchen«, beteuerte McQuater beflissen. »Und ich hoffe, dass ich erleben kann, wie ein Schuft gehängt wird.«

Als er die Burg von Balterson verlassen hatte, lief er die achthundert Meter zu seinem Pferd und trieb es dann zwei Stunden lang zu höchster Eile an. Als er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begann es zu regnen, und dieser leichte Regen begleitete ihn, bis er bei Einbruch der Dunkelheit den kleinen Weiler Killochan erreichte. Dort war Hauptmann Menzies stationiert, und diesem hatte er eine sehr unwahrscheinliche Geschichte zu erzählen. Normalerweise hätte der Soldat sie ihm kaum geglaubt, doch die letzten waghalsigen Taten des Schwarzen Rächers ließen alles möglich erscheinen.

»Ihr sagt, er hat Balterson besetzt?«, fragte Menzies argwöhnisch.

Sein Gegenüber nickte.

»Wie wollt Ihr das wissen?«, herrschte ihn der Soldat an. »Wer sagt mir denn, dass Ihr nicht mit dem Rächer im Bunde steht?«

»Niemand sagt es Euch, und ich kann mir nicht denken, wie Ihr es erfahren wollt, wenn Ihr nicht selbst hingehet und Euch überzeugt. Übrigens wird O'Malley heute Abend gehängt, wenn Ihr ihn nicht befreit.«

»Sagt noch einmal, wie Ihr das alles erfahren habt.«

McQuater zuckte die Achseln. »Wird es wahrer dadurch, dass ich es wiederhole? Aber bitte schön! Ich saß in der Herberge ›Zum Eberkopf«, als O'Malley und seine Leute hereinkamen. Sie suchten den Rächer. O'Malley setzte sich an einen Tisch, und dort lag genau vor seiner Nase ein Stück Papier mit den Worten: ›O'Malley, morgen sterbt Ihr.« Das war alles. O'Malley bekam einen bösen Schreck, kann ich Euch sagen.«

»Jetzt weiß ich, dass Ihr lügt«, unterbrach ihn der Soldat barsch. »O'Malley kann gar nicht lesen.«

»Nur ruhig Blut. Ich habe ja gar nicht behauptet, dass O'Malley den Zettel gelesen hat. Einer seiner Leute tat es für ihn, und dann las es ihm noch Angus McEwan, der Wirt, vor, aber niemand konnte mehr sagen, wer den Zettel dort hingelegt hatte oder dort gesessen hatte.«

»Und wie ging es weiter?«

»Letzte Nacht schlief ich auf dem Heuboden einer leeren Scheune in der Nähe von Turnberry. Da hörte ich Männer hereinkommen, die ich zuerst für Schmuggler hielt. Es wird, wie Ihr wisst, an der Küste von Ayrshire viel geschmuggelt, und ich wollte mit solchen Menschen nichts zu tun haben. Deshalb verhielt ich mich still und erfuhr so zu meinem Schrecken, dass unter mir der Schwarze Rächer saß. Ich hörte, wie er davon sprach, dass Ihr O'Malley zu Hilfe kommen solltet. Als sie wieder gegangen waren, lief ich, so schnell ich konnte, nach Burg Balterson und ließ O'Malley den Plan des Rächers wissen. Er gab mir gleich ein Pferd und befahl mir, so rasch wie möglich zu Euch zu reiten und Euch um schnellste Hilfe zu bitten. Ihr werdet doch gewiss daran denken, dass es Andra McQuater war, der Euch geholfen

hat? Wenn Ihr erst den Rächer gefangen habt, dann bekomme ich doch einen Teil des Geldes?»

Der Hauptmann fühlte zwar ein gewisses Unbehagen bei der Geschichte des Bettlers, der da vor ihm stand, doch er konnte ihm keine Lüge nachweisen, und der Bericht hatte eigentlich keine schwache Stelle.

»Nun gut«, rief er aus. »Sechs Mann bereiten sich sofort zum Aufbruch vor«, wies er seinen Adjutanten an. »Und Ihr«, wandte er sich an McQuater, »werdet mit uns reiten. Wenn Eure Geschichte nicht stimmt, dann gnade Euch der Gott, an den Ihr glaubt.«

»Das wird er tun«, erwiderte der andere ruhig. »Aber ich kann Euch versichern, dass Ihr heute in der Burg von Balterson den findet, den man den Schwarzen Rächer nennt.«

Eine Viertelstunde später ritt die kleine Truppe los. Noch immer fiel der feine Regen, der sich sofort in Mützen und Mäntel hängte. Ab und zu kam ein Windstoß vom Meer her über die wilde Moorlandschaft, die sie noch zu überqueren hatten, bevor die holperige Straße in einen dunklen Fichtenwald führte. Hier konnte man kaum die Hand vor Augen sehen, und der Wind ächzte unheimlich klagend in den Ästen der Bäume. In der Finsternis merkte niemand, dass McQuater ein ganzes Stück zurückgeblieben war.

Zwei Stunden waren vergangen, seit die Reiter Killochan verlassen hatten. An dieser Stelle verließ die Straße den Wald und führte weiter über eine Ebene. Nach links zweigte am Waldrand entlang ein Weg ab. Hier ließ Hauptmann Menzies anhalten. Der Dauerregen und der Wind, gegen den sie ankämpfen mussten, hatten die Männer müde gemacht, und die Dunkelheit des dichten

ten Waldes war auch nicht geeignet, ihre Stimmung zu heben. Das ganze Abenteuer war sowieso nicht sehr verlockend für sie, und so fluchten sie zwar nicht laut, aber kräftig vor sich hin.

»Wir werden unsere Pferde hier zurücklassen«, sagte der Offizier mit gedämpfter Stimme. »Wo ist dieser Bettler, dieser McQuater?«

»Hier, Euer Ehren«, ließ sich der vernehmen, denn inzwischen hatte er die Gruppe wieder erreicht.

»Ihr werdet nach den Pferden sehen, bis wir mit dem Rächer zurückkommen.«

»Aber was geschieht, wenn nicht Ihr den Rächer fangt, sondern er Euch?«, erwiderte Andra mit furchtsamer Stimme, die ganz dem glücklicherweise von der Dunkelheit verborgenen pfiffigen Gesichtsausdruck widersprach.

»Dann wird Euch entweder er oder O'Malley erschießen«, brummte der Soldat. »Hört zu, Männer. Das Schloss liegt nur vierhundert Meter entfernt. Das bedeutet Abendessen, Betten und Wärme und 10 000 Pfund Belohnung für uns, wenn wir den Schuft festnehmen. Lasst uns gehen!«

Doch die bloße Erwähnung ihres schrecklichen Gegners schwächte die Moral der Männer. Alle Geschichten, ob wahr oder Gerücht, die sie von ihm gehört hatten, von seiner Stärke, seiner Geschicklichkeit und seinen Listen, von seiner Furchtlosigkeit und davon, wie er selbst vor Claverhouse nicht zurückschreckte – all das ließ vor ihren Augen das Bild einer fast übermenschlichen Gestalt entstehen. In ihrer erhitzten Einbildungskraft wurde der finstere Wald plötzlich lebendig, und unheimliche, geisterhafte Laute in den Wipfeln der Bäume erschreckten sie auf Schritt und Tritt. Die Überzeugung, dass der gefürchtete Feind

nicht weit sei, fest entschlossen, die unschuldigen Opfer ihrer sadistischen Grausamkeit zu befreien, lähmte ihre Gedanken, durch die schon die Schmerzensschreie der Gefangenen geister-ten.

Die Luft, die sie atmeten, schien voller Drohungen und Warnungen. Mit gesenkten Köpfen und fester gefassten Musketen kämpften sie sich durch Wind und Dunkelheit. Eine plötzliche Öffnung in der dichten Wolkendecke zeigte ihnen die Umrisse von Burg Balterson dicht vor ihnen. Im nächsten Augenblick war das große, bedrohliche Gemäuer schon wieder vor ihren Augen verschwunden, weil neue Wolken vor den Mond jagten.

Urplötzlich tauchten ein halbes Dutzend Männer aus der Dunkelheit auf. Nun brach die Hölle los. O'Malleys Leute fielen über die her, die sie für den Rächer und seine Gefährten halten mussten. War nicht alles so eingetreten, wie man es ihnen vorausgesagt hatte? In der Dunkelheit war es unmöglich, Freund von Feind zu unterscheiden, und die Anweisung des »Tigers« lautete nur, den Gegner, wenn möglich, lebend zu fangen. Etwa fünfzehn Minuten lang tobte der Kampf mit unerbittlicher Entschlossenheit auf beiden Seiten. Flüche und Schreie klangen durch die Nacht, das dumpfe Geräusch von Schlägen und Stößen. Doch keiner wusste eigentlich, mit wem er es zu tun hatte.

Im Hof der Burg, wo nur eine Fackel etwas Licht spendete, wartete O'Malley mit den Gefangenen auf die Gefangennahme des Rächers. Er malte sich aus, dass seine Freude noch erheblich größer sein würde, wenn die Glaubensbündler das unrühmliche Ende ihres Helden miterlebten.

Da wurde das unverschlossene Tor aufgestoßen, und er sah zu seinem Entsetzen den Racheengel, eine Gestalt ganz in Schwarz,

in den Hof treten. Sein Schrei ging im Lärm des Kampfes draußen unter, und als er sich wild entschlossen dem Feind entgegenstellte, raubte ihm ein Schlag das Bewusstsein, ehe er noch recht wusste, was geschah.

Die Gefangenen standen in ungläubigem Staunen daneben, doch schon waren ihre Fesseln zerschnitten, und im nächsten Augenblick sahen sie, wie die schwarze Gestalt O'Malley mit demselben Seil die Hände band, mit dem sie aneinandergefesselt gewesen waren. Dann steckte ihr Retter dem Soldaten einen Knebel in den Mund und stellte ihn mit ihrer Hilfe gegen einen in der Nähe stehenden Pfahl. Was dann geschah, verstanden sie noch weniger als alles Vorausgegangene. Der Rächer zog seinen schwarzen Mantel aus und legte ihn um den »Tiger«, und zum Schluss streifte er dem Bewusstlosen noch die schwarze Maske über, sodass keiner der Stricke, die ihn am Pfahl festhielten und den Knebel in seinen Mund drückten, mehr sichtbar war. Eilig führte er nun die befreiten Glaubensbrüder zum hinteren Tor der Burg und bat sie, dort auf ihn zu warten. Im Burghof warf er noch einen prüfenden Blick auf die gefesselte und geknebelte Gestalt und stieß dann das große Tor vollends auf.

Inzwischen war der Kampf bis auf hundert Meter näher gekommen.

Plötzlich hörte man einen Ruf, der Lärm und Geschrei durchdrang: »Er ist hier! Der Rächer ist hier! Schnell, beeilt euch!«

»Da ruft O'Malley!«, schrie jemand.

Im nächsten Augenblick rannten sie alle – Angreifer und Verteidiger – auf das offene Tor zu. Im schwachen, flackernden Licht der einzigen Fackel sahen sie in drohendem Schwarz eine Gestalt an einem Pfahl stehen. Doch keiner sah O'Malley. Irgendjemand

aus der Schar rief: »Schnell, erschießt ihn!« Fast gleichzeitig fiel schon ein Schuss. Die schwarze Gestalt zuckte zusammen, doch sie fiel nicht zu Boden. Die blutenden und zerschundenen Männer sahen sich ungläubig an und schauten dann wieder auf den Mann in Schwarz.

Es war Hauptmann Menzies, der sich schließlich vorwagte und dem vermeintlichen Rächer die Maske vom Gesicht zog. O'Malley hatte sein letztes Opfer gefoltert. Er war schon tot, als sie ihn vom Pfahl schnitten.

Irgendwo schrie eine Eule, als der Rächer mit den Gefangenen dort ankam, wo McQuater mit den Pferden wartete.

»Hört«, keuchte einer der Soldaten, als man noch bestürzt um O'Malleys Leiche herumstand.

Von der Straße klangen Hufschläge herüber, die ihnen sagten, dass wieder einmal der Rächer das Spiel gewonnen hatte und wieder einmal Bergbewohner auf dem Weg in die Freiheit waren.

DER WEG IN DIE FREIHEIT



Der Tod von O'Malley mit seinen mysteriösen Begleitumständen und die dramatische Rettung der Gefangenen erregte nicht nur die Bevölkerung von Edinburgh, sondern den ganzen Süden Schottlands. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, und jede Einzelheit wurde weitererzählt. Unter den einfachen Leuten stieg das Ansehen des Rächers ins Unermessliche, und man schrieb ihm schließlich die gleichen übernatürlichen Eigenschaften zu, die die Ahnen von den Göttern angenommen hatten. Unter den Angehörigen des Glaubensbundes herrschte die Überzeugung, dass Gott ihm besondere Gaben an Weisheit, Stärke und Verkleidungsgeschick verliehen hatte, dazu Unverwundbarkeit, damit er seine großen Aufgaben bis zum Ende erfüllen konnte.

Bei den Mitgliedern des Staatsrates gab es nur Gefühle der Verwirrung, der Ohnmacht und des Ärgers. In Graham von Claverhouse brachte dieser letzte Erfolg des Rächers eine so verzehrende, sprachlose Wut hervor, wie er sie noch nie verspürt hatte. Noch war die Erinnerung an das Eindringen des Gegners in die heiligsten Bezirke des Staatsrates, an seine Warnung und seinen Spott ganz frisch, und die neue, unglaubliche Tat brannte wie Salz in der offenen Wunde. Während aber die anderen Ratsmitglieder tobten, fluchten und mit den Zähnen knirschten, blieb Graham nach außen hin ganz der Alte, erschien so gelassen, selbstsicher und unantastbar wie immer und verstand es, den Vulkan des Hasses, der in ihm loderte und brodelte, zu verbergen.

Er rief seine Adjutanten und Spione, gab seine Befehle, verhörte gefangene Mitglieder des Glaubensbundes und verdreifachte die Zahl der Patrouillen. Sie beobachteten Straßen und Wege,

stiegen auf die Berge und durchsuchten die Schluchten. Einige Male fassten sie einen oder zwei Bergbewohner, die sich in irgendeinem Moor versteckt hatten. Doch der Hauptgegenstand ihrer Suche blieb unsichtbar. John Graham von Claverhouse begann langsam, an sich und seinen Männern zu zweifeln. Weder vom Schwarzen Rächer noch von den Gefangenen, die er befreit hatte, gab es die geringste Spur. Die Häuser der Männer wurden Tag und Nacht bewacht, doch ohne Erfolg. Kein Wunder. Sie waren schon längst in der Ferne und in Sicherheit. Dafür hatte ihr Befreier gesorgt.

Noch in derselben Nacht, in der sie befreit worden waren, hatten Duncan und McQuater sie durch Moor und Moos und Dunkelheit an eine entlegene Stelle der Küste von Ayrshire geführt, wo ein kleines Boot auf sie wartete, um sie über die Clyder Förde zu einem größeren Fahrzeug zu rudern, das sie nach Irland und in Sicherheit bringen würde.

»Ihr werdet bald wieder zu Hause sein«, versicherte ihnen der Rächer, als sie ins Boot stiegen. »Die dunkle Nacht ist bald vorbei, und der Tag ist nahe.«

»Gott gebe es, guter Freund«, antwortete ein jeder von ihnen, während sie dem Mann die Hand schüttelten, der täglich für ihresgleichen sein Leben aufs Spiel setzte. »Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf Euch ruhen und Euch seine ewigen Arme jeden Tag beschützen. Wir werden täglich darum bitten, dass der Herr Euch reichlich für das belohnt, was Ihr an uns armen Wesen getan habt und was wir selbst Euch nicht vergelten können.« Das Boot legte ab, und noch lange Zeit konnten sie in der Morgendämmerung die beiden Gestalten am Ufer stehen und ihnen zum Abschied winken sehen.

»Wo gehen wir von hier aus hin, Duncan?«, fragte McQuater, als sie das Boot nicht mehr sahen. »Ich habe das Gefühl, dass es für uns beide besser wäre, wenn wir in dem Boot dort draußen säßen. Unsere Freunde werden bald in Irland sein und warten können, bis der Sturm vorüber ist, und ich meine, wir sollten uns auch für eine Weile verstecken und uns ausruhen.«

»Du hast recht, Andra. Lass uns doch an die schöne, wilde, einsame Küste von Carrick reiten. Wir brauchen wirklich etwas Ruhe, und dort werden wir sie finden. Diese Pferde, auf denen wir unsere Freunde hierhergebracht haben, lassen wir als anonymes Geschenk vor irgendeinem Bauernhof in der Nähe stehen. Von hier bis zu Sandy McVicar's Hütte sind es ungefähr fünfzehn Kilometer, und bei ihm finden wir ein Plätzchen zum Schlafen und etwas zu essen. Aber beeilen sollten wir uns, damit wir dort sind, bevor es ganz hell wird. Ich verspüre keine Lust, jetzt noch Dragoner zu treffen. Wir verlassen am besten diesen Weg in Dunure und halten uns an die Küste. Weil gerade Ebbe ist, können wir am Strand entlangreiten.«

Eine halbe Stunde lang ritten die Männer schweigend nebeneinander her und sahen zu, wie im Osten der silberne Streif der Morgendämmerung heller und breiter wurde.

Schließlich brach McQuater das Schweigen. »Wie lief es bei der Burg?«, fragte er neugierig.

»Du hast deine Rolle gut gespielt, Andra. Alles klappte nach Plan.«

»Was ist mit O'Malley?«

»Er ist tot«, war die leise Antwort.

Es schauerte McQuater, als er seinen Gefährten ansah. Wieder staunte er über die Hingabe und Entschlossenheit, mit der der

andere seine Aufgabe erfüllte. »Hast du ihn aufgehängt?«, fragte er langsam und holte tief Luft.

Die Antwort ließ so lange auf sich warten, dass Andra dachte, der Freund habe die Frage nicht gehört. Doch er irrte sich.

»Nein, Andra, ich habe ihn nicht gehängt, obwohl ich mich gerechtfertigt gefühlt hätte. Wenn irgendjemand den Tod verdiente, dann war es O'Malley mit seinen zahllosen Verbrechen. Ich fesselte ihn nur, hängte ihm den schwarzen Mantel um und zog ihm die Maske über das Gesicht. Dann rief ich den kämpfenden Soldaten zu, dass der Schwarze Rächer da sei. Sie haben ihn erschossen, weil sie dachten, ich sei es. Sein Ende war besser, als er es verdiente. Jetzt steht er vor unser aller Richter, dessen Urteil gerecht ist«, sagte er ernst.

Die Straße, die sie entlangritten, führte über eine Anhöhe. In ein paar Kilometern Entfernung konnten sie die Clyder Förde sehen. Jetzt verließen sie die Straße und bogen in einen Weg ein, der eigentlich mehr ein Trampelpfad war und durch ein ödes Stück Land zum Meer führte. Es war Ebbe. Riesige Felsen, die bei Flut vom Wasser bedeckt waren, lagen jetzt offen da und zeigten ihr Kleid von Seetang und Muscheln. Zwischen ihnen gab es viele Salzwasserpfüten. Die beiden Reiter suchten sich einen Weg hindurch und gelangten bald an einen schier endlosen Sandstrand, der im Licht der aufgehenden Sonne golden glänzte. Vom Meer her wehte ein frischer Wind und setzte draußen den Wellen der Förde weiße Mützen auf.

In weiter Ferne, mit dem bloßen Auge kaum erkennbar, sahen sie die Umrisse eines Schlosses. Es lag direkt an der Förde und war auf einem mächtigen Felsen erbaut, der 120 Meter über den Wasserspiegel emporragte. Das war Schloss Culzean, ein ein-

drucksvoller Bau, Sitz der Kennedys, eines der Fürstengeschlechter von Carrick. Eindrucksvoll war es für den Schwarzen Rächer aber vor allem deswegen, weil dort Marion Kennedy lebte. Dem vielfach Gesuchten und Gehetzten bedeutete sie alles, was er sich vom Leben wünschen konnte, und er liebte sie mit aller Empfindung, die er besaß. Liebe, Freude und Geborgenheit sah er vor seinem inneren Auge, wenn er zum Schloss schaute.

McQuater schwieg während der kurzen Zeit, die sie am Strand verbrachten. Er wusste, was in seinem Freund vorging, und konnte ihn gut verstehen. »Wir müssen reiten, Duncan«, sagte er endlich. »Die Sonne steht schon über dem Horizont, und wir haben noch die Hälfte des Weges vor uns.«

»Danke, Andra. Komm nach!« Er schüttelte einmal die Zügel seines herrlichen Pferdes, das im nächsten Augenblick Flügel zu haben schien. Wie der Wind stob es über den Sand, und McQuater blieb weit zurück.

Nach einer halben Stunde standen sie vor einer roh zusammengezimmerten Hütte, der einzigen Behausung, so weit das Auge blickte. Hohes Gras wucherte ringsumher, und dahinter stand dunkel ein Wald von schottischen Fichten, der sich längs der Küste ausdehnte. An der Rückseite des Gebäudes sah man eine Art Schuppen, der als Stall diente. Ein alter Mann trat aus der Tür, gefolgt von einem schwarzen Hund, der mit allen Anzeichen der Freude auf Duncan losrannte.

»Komm, Major, wir haben uns lange nicht mehr gesehen«, sagte der und kraulte den struppigen Kopf. Zu dem alten Mann gewandt fuhr er fort: »Wann ist er angekommen, Sandy?«

»Vor zwei Tagen«, war die Antwort. »Angus McEwan brachte ihn. Er sagte, Ihr hättet das Tier bei ihm gelassen, und er solle

ihn zu mir bringen. Dadurch wusste ich, dass Ihr kommen würdet. Kommt beide herein und esst einen Happen. Wahrscheinlich wollt Ihr Euch auch für ein oder zwei Tage ausruhen, denn Angus berichtete, Ihr hättet in letzter Zeit viel zu tun gehabt. Hoffentlich erfahre ich beim Essen etwas davon. Ich habe viele gute Sachen im Haus.«

Der alte Mann sagte die Wahrheit. Die Speisekammer war gut gefüllt, wie in jenen Tagen fast überall in Ayrshire. Eine wilde Moorlandschaft lag nur ein paar hundert Meter entfernt, und dort wimmelte es von Schnepfen, Moorhühnern, Birkhähnen, Kiebitzen und Fasanen. Ein breiter Bach, der durch die Feenschlucht herabkam und sich ins Meer ergoss, versorgte Sandy mit frischen Forellen, während die See vor seiner Tür Heringe, Makrelen, Weißfische und Schellfische hergab, sooft er in seinem kleinen Boot hinausfuhr.

Das Mahl war reichlich, und das Leben sah ganz anders aus, als die Männer ihren Hunger gestillt hatten.

»Alles, was wir jetzt brauchen, damit sich unsere Kräfte wieder verjüngen wie die des Adlers, ist ein Bett für den Rest des Tages, Sandy«, sagte Duncan müde.

»Die Betten sind in der Scheune, Ihr wisst ja, wo. Auch für Decken ist gesorgt. Ich will mich mit dem Fernrohr auf die Wache begeben, und beim geringsten Anzeichen eines roten Rockes wecke ich Euch. Aber keine Sorge, sie kommen selten in diesen Tagen. Auf alle Fälle wecke ich Euch in zehn Stunden zum Abendessen.«

Die Schläfer hatten das Gefühl, als hätten sie sich gerade erst zur Ruhe gelegt, als sie der Alte wieder weckte. Doch die Sonne stand schon weit im Westen und zeigte an, wie viel Zeit in-

zwischen vergangen war. Der angenehme Duft von gebratenem Fisch regte ihren Appetit an.

Nach dem Essen schrieb Duncan einen Brief, rief den Hund, der vor der Hütte geschlafen hatte, und befestigte die Botschaft an seinem Halsband. Dann zeigte er in Richtung des Schlosses und sagte nur: »Marion.« Augenblicklich lief das Tier los, am Wasser entlang, und war bald nur noch ein kleiner Punkt in der Ferne. Die beiden Freunde saßen auf einer Bank am Ufer und schauten ihm nach.

Sandy McVicar kam aus dem Haus und setzte sich zu ihnen. »Ihr habt ihn gut abgerichtet, Duncan«, sagte er bewundernd. »Glaubt Ihr, dass er die Nachricht sicher abliefern?«

Duncan lächelte. »Da bin ich völlig sicher«, erklärte er mit Nachdruck. »In spätestens vierzig Minuten hat er den Brief abgegeben. Nur ein gewaltsamer Tod könnte Major daran hindern. Wenn er sich die Beine bräche, würde er auf dem Bauch nach Culzean kriechen, solange die Kräfte reichen. Hätte ich ›McEwan‹ zu ihm gesagt, dann würde er auch diesen Auftrag ausführen. Er würde den Brief in die Herberge ›Zum Eberkopf‹ tragen und ihn Angus und keinem anderen überlassen. Ihn kann nichts davon abbringen, eine Botschaft bei dem Menschen abzuliefern, den ich ihm nenne. Wenn er einen Rotrock auf dem Weg sieht, dann versteckt er sich im hohen Gras, verschwindet im Wald oder springt sogar ins Meer.«

Obwohl die beiden Zuhörer die Klugheit des Tieres kannten, schauten sie jetzt ungläubig ihren Freund an.

»Das ist ja unheimlich!«, rief McQuater bewundernd aus.

»Nicht unheimlich, Andra«, war die einfache Antwort. »Es ist einfach eine Sache der Abrichtung. Drei Jahre geduldiger Arbeit

waren nötig, um den Hund zu dem zu machen, was er heute ist. An ihn kommt kein anderer Hund in Schottland oder vielleicht in der ganzen Welt heran. Die Arbeit hat sich bezahlt gemacht, denn er hat mir einige Male dadurch das Leben gerettet, dass er mir von Neil Gow oder Angus McEwan Auskünfte über die Pläne meiner Feinde brachte. Bei beiden lasse ich ihn oft zurück. Abgerichtet habe ich ihn noch auf Schloss Fenwick, bevor ich in die Berge flüchten musste«, erklärte er. »Major ist ein guter Glaubensbündler«, fügte er spaßhaft hinzu, doch in seiner Stimme schwang berechtigter Stolz mit. »Ob ihr es glaubt oder nicht – er hat schon vielen der verfolgten Bergbewohner den Weg in eins meiner Verstecke gezeigt.«

»Woher willst du denn erfahren, ob er den Brief abgeliefert hat?«, fragte McQuater neugierig. »Kommt er dann sofort zurück?«

Duncan schüttelte den Kopf. »Nicht heute. Er wird bei Marion in Culzean bleiben, bis ich ihn abhole. Inzwischen ist er eine halbe Stunde unterwegs, und bald werden wir wissen, ob er sein Ziel erreicht hat.«

»Aber wie erfahren wir es?«, bohrte der andere.

»Warte nur ab, bis du es siehst.« Damit trat Duncan in die Hütte. Einige Augenblicke später kam er mit einem Handspiegel zurück.

Der Wind hatte sich gelegt, und die drei Männer schauten schweigend auf die ruhige See hinaus, deren Wellen sachte auf den Sand schwappten. Es war Flut, und das Wasser begann nur ein paar Schritte von der Bank entfernt.

Duncans Augen suchten den runden Turm von Culzean, der sich in einer Entfernung von sieben oder acht Kilometern über

der Küste erhob. Plötzlich sprang er mit einem Ausruf auf: »Der Brief ist angekommen. Seht dort das Signal!«

Die Sonne war schon fast hinter der Insel Arran versunken, und ihre letzten Strahlen ließen das Wasser funkeln. Culzean wurde von dem goldenen Licht gerade noch erreicht, und so sah man dort ein helles Signal aufblitzen. Duncan erwiderte es mit seinem Spiegel. Dreimal wiederholte sich das Blinken, und dreimal kam die Antwort von der Hütte. Bald war die Sonne gänzlich verschwunden, und nur der Himmel brannte noch von ihrer Herrlichkeit.

Eine Zeit lang saßen die Männer noch schweigend da und tranken die roten, goldenen, purpurnen und zinnobernen Farben in sich hinein. Wie ein gläsernes Meer aus der Offenbarung, in das sich helle Flammen mischten, schillerte die Förde, bis der Abendstern erschien, um die Nacht anzukündigen.

Der alte Mann drückte aus, was alle drei empfanden, als er die Worte des Hirten aus Thekoa aussprach: »Der das Siebengestirn und den Orion gemacht hat und den Todesschatten in Morgen verwandelt und den Tag zur Nacht verfinstert, der die Wasser des Meeres ruft und sie über die Fläche der Erde ausgießt: Herr ist sein Name.«

»Amen«, sagte Duncan, und alle drei erhoben sich, um in die Hütte zu gehen.

DAS TAL DES GLÜCKS



Sandy McVicar lebte seit einem halben Jahrhundert in der kleinen Hütte an der Küste von Carrick und stand im Dienst der Herren von Kennedy, auf deren ausgedehnten Ländereien sein Heim stand. Als junger Mann von zwanzig Jahren hatte er hierher seine Braut gebracht. Hier waren seine zwei Söhne geboren worden, und hier waren sie gestorben, kurz nachdem sie mit schweren Wunden aus dem Pentland-Aufstand und der Schlacht von Rullion Green nach Hause gekommen waren. Mit einer Stunde Abstand waren sie auf die Welt gekommen, und mit einer Stunde Abstand waren sie gestorben. Sandy hatte ihre Gräber hinter der Hütte am Abhang des blumenübersäten Hügels ausgehoben, von wo man einen Blick auf das Meer hatte.

Es war im Monat Mai, der der Monat der Liebe genannt wird. Die Möwen schrien das Lied der Totenmesse, und aus ihrem Nest in der Nähe des Hügels erhob sich eine Lerche und stieg jubilierend und triumphierend in die Lüfte, als wollte sie die Seelen der Gestorbenen auf dem Weg an die Pforten des Himmels begleiten. Die Mutter weinte still, während der Vater in tiefer Trauer und doch voller Liebe sagte: »Gut und fromm sind sie ihr ganzes Leben lang gewesen, und selbst im Tod sind sie einig.« Zwei Jahre später folgte die Mutter den Söhnen.

Das alles war nun zwanzig Jahre her. Während dieser Zeit war er jeden Tag die acht Kilometer nach Schloss Culzean gelaufen und nach getaner Arbeit am Abend von dort zurückgekehrt. Als er siebzig wurde, war sein Herr der Meinung, dass er nun einen ruhigen Lebensabend redlich verdient habe, und so überließ er ihm die Hütte auf Lebzeiten und dazu ein Pony für einen gelegentlichen Ritt nach Culzean. Ab und zu ließ sich der alte Mann dort sehen, oder er ritt nach Maiden, einem Dorf in zwölf Kilo-

meter Entfernung. Mit seinem grauen Haar, dem wallenden Bart und der kräftigen Gestalt sah er wie ein biblischer Patriarch aus, dessen Auge nicht verdunkelt war und den die Jahre nicht geschwächt hatten.

Sandy war in der Heiligen Schrift zu Hause wie wenige und gehörte mit Leib und Seele dem Glaubensbund an. Allein die Abgelegenheit seiner Behausung, der mühsame Weg bis dorthin und die Tatsache, dass sie auf dem Grund und Boden der Kennedys stand, verschonte ihn mehr oder weniger von den Besuchen der Dragoner. Die Kennedys waren eine einflussreiche Familie mit guten Beziehungen, und wer sich mit ihnen anlegen wollte, musste mit Schwierigkeiten rechnen.

Hierhin zog sich der Schwarze Rächer oft zurück, wenn die Verfolgungsjagd einen Höhepunkt erreichte. Die vielen Höhlen und Buchten der felsigen Küste boten ihm und seinen Schutzbefohlenen genügend Deckung, und so manchen Flüchtling sandte er von hier auf die irischen Inseln oder auf die Insel Arran. Sie waren sich alle bewusst, was für ein gefährliches Spiel sie trieben, doch dadurch ließ sich nicht einer von seinen Entschlüssen abbringen.

»Was sind Eure nächsten Pläne, Duncan?«, fragte Sandy, als die drei in der Hütte beisammensaßen. »Ich hörte von Angus McEwan, dass Ihr den Stolz von George Mackenzie gewaltig gebeugt habt und Graham von Claverhouse einen regelrechten Nasenstüber versetzt habt. Inzwischen sind es wohl ein Dutzend Wespennester, in die Ihr gestochen habt, und ich meine, Ihr solltet ein Weilchen pausieren, falls Ihr nicht nach Arran oder Irland fliehen wollt.«

»Mit Eurer Erlaubnis werden Andra und ich uns hier ausruhen, Sandy«, war die Antwort. »Schottland braucht uns noch,

glaube ich, denn die Zeit der Anfechtung ist noch nicht vorbei. Doch bald werden bessere Tage kommen«, fügte er mit Überzeugung hinzu.

»Wie lange haben wir schon auf diese besseren Tage gewartet, Duncan. Ihr wisst doch, was Salomo sagt: ›Lang hingezogenes Harren macht das Herz krank.‹ Und es gibt unzählige geängstigte Herzen in Schottland«, antwortete der alte Mann traurig.

»Ihr habt schon recht, Sandy, aber Ihr habt die folgenden Worte Salomos unterschlagen: ›Aber ein eingetroffener Wunsch ist ein Baum des Lebens«, sagte der andere, und Vertrauen, ja, sogar Freude war in seinen Augen zu lesen. »›Siehe, die Hand des Herrn ist nicht zu kurz, um zu retten, und sein Ohr nicht zu schwer, um zu hören.‹ Wer auf ihn vertraut, den wird er nicht enttäuschen. Glauben wir das denn nicht?«

»Ein Baum des Lebens! Ein Baum des Lebens!«, wiederholte McVicar mit bewegter Stimme, und er schien von dem brennenden Herzen des Schwarzen Rächers angesteckt zu sein. »Duncan, Ihr seid für das schottische Volk in dieser trostlosen Zeit eine Quelle der Ermutigung. Was wir Euch schulden, können wir wohl nie ganz bezahlen.«

»Amen, sage ich da«, bekräftigte McQuater begeistert, »und noch einmal Amen. Dein Name ist eine Legende, Duncan, und die Bewohner der Berge segnen dich, sooft sie von dir reden.«

Heftig schüttelte Duncan den Kopf und machte eine abwehrende Bewegung. »Still, Sandy. Ihr und Andra redet wie die törichten Freunde Hiobs und wisst nicht, was ihr sagt. Es sind Brüder des Glaubensbundes wie ihr, die dem Sturm getrotzt und jetzt schon mehr als ein Vierteljahrhundert für den Glauben gekämpft haben. Die sind die wahren starken Säulen des Kampfes

für die Freiheit des Gottesdienstes. Der Herr hat mir nur eine Rolle unter vielen übertragen und mir die nötigen Gaben gegeben, um sie mit der Hilfe von Männern wie Andra und Euch auszuführen. Ohne Andra hätte ich kaum etwas tun können. Er hat die Nöte, Gefahren und Entbehrungen genauso auf sich genommen wie ich. Alles haben wir für die leidenden Brüder und Schwestern in der Überzeugung getan, ihm damit zu dienen, dem aller Gehorsam gleich viel wert ist, ob er nun in einem härenen oder einem seidenen Gewand geschieht. Hierauf wollen wir uns einigen und im Übrigen jetzt zu Bett gehen. Bald werde ich Major von Culzean abholen, wenn die Küste von Rotröcken frei ist.«

Andra musste lächeln. Er wusste, dass es stärkere Bande als die Liebe zu seinem Hund waren, die den Freund auf das Schloss der Kennedys zogen.



Frühmorgens oder am Abend, wenn sich schon die Feuchtigkeit auf das Land senkt, ist der Blick auf jenen Teil der Küste von Ayrshire unübertroffen, der sich von Ayr über siebzig Kilometer hinweg nach Girvan erstreckt. Das Ufer ist wild und felsig und weist zahllose kleine Buchten und Höhlen auf, in denen das Meer sein ewiges Murmeln hören lässt und an denen es seit Anbeginn der Zeiten weiterragt. Doch Land und See schienen sich darin einig zu sein, aus dem Teil des Strand, der die Küste von Carrick bildet, ein besonders schönes Fleckchen, einen Vorgeschmack auf das Paradies zu machen. Tausende von Primeln bedeckten die flachen Hügel in der Nähe des Wassers, und kurz dahinter begann der dunkle Wald. Nicht weit von McVicar's Hütte sprudelte

durch einen Einschnitt in den Bäumen ein lebhafter Bach und ergoss sich ins Meer.

Drei Tage später hatten zwei Menschen zur gleichen Zeit denselben Gedanken – dass es wohl auf Erden nichts Schöneres gäbe als das, was sie vor sich sahen. Einer von beiden war der Schwarze Rächer, der zu spüren meinte, wie sich der Puls der Erde bei Anbruch des jungen Tages belebte. Und dann war da das Mädchen im runden Turm von Culzean, das aus seinem Fenster die Clyder Förde sehen konnte. Frieden atmete der blaue Himmel, Frieden das blaugrüne Meer und Frieden das grüne Land. Die Sonne war gerade aufgegangen und warf ihre Strahlen in verschwenderischer Pracht über das Wasser. Eine leichte Brise setzte den tanzenden Wellen weiße Mützen auf und ließ die Brandung mit stetigem Dröhnen auf die Felsen prallen. Freude und Frieden füllten das Herz des Mädchens, als sie die Worte einer alten Ballade vor sich hin summte:

*»O sanfter Wind von Süden her,
wo jetzt mein Liebster weilet,
bring einen Kuss mir von ihm her,
der meine Sehnsucht heilet.«*

Die Sonne ging gerade unter, und nur über der Insel Arran war der Himmel noch hell, als Duncan die Schritte seines Pferdes nach Culzean lenkte. Es herrschte Flut, und das Wasser ließ nur hundert Meter Sandstreifen vor dem langen, wogenden Schilfgras frei, hinter dem sich wie dunkle Wachtposten die Fichten

erhoben. Der Reiter bewegte sich nur langsam vorwärts und sog die Bilder in sich ein, die ihm Land und Meer, Himmel und Erde boten. Wie stets in solchen Augenblicken war in ihm ein Gefühl der Ehrfurcht, der Anbetung und des Dankes an den, der alle Dinge einzigartig geschaffen hat.

Auf der anderen Seite der Förde, zu seiner Rechten, erhoben sich die Gipfel von Arran in ihrer schroffen Pracht, und der Schnee auf dem Berg Goatfell glänzte golden in der untergehenden Sonne. So klar waren ihre Umrisse zu erkennen, so scharf hoben sich die grünen Flächen von den felsigen Hängen ab, dass man meinen konnte, nicht zwanzig, sondern nur fünf Kilometer lägen zwischen der Insel und der Küste.

Als sich der Reiter dem Schloss näherte, reichte das Spiegelbild der Sonne wie eine goldene Kette von Arran bis zum Strand von Ayrshire. Zur linken Hand sah er die Ländereien von Culzean, auf denen das Lied von Amsel und Drossel aus dem Laub der Bäume schallte. Über ihm erklang das Jubilieren einer späten Lerche. Wie ein Segen schien der unbeschreibliche Frieden um ihn her auf dem geplagten und zerrissenen Land zu liegen.

Einen halben Kilometer vor dem Schloss sah Duncan die Gestalt einer Frau mit einem Hund ihm entgegenkommen. Sein Herzschlag setzte für einen Augenblick aus, als er erkannte, dass es Marion war. Sein Pferd schien seine Erregung zu spüren, und kurze Zeit später waren sie am Ziel.

Der Mann sprang vom Pferd, warf dem Hund die Zügel zu und schloss unter einer Flut von Küssen das Mädchen in die Arme. »O mein Liebling, mein Liebstes«, flüsterte er glücklich, »ich bin schier verrückt vor Liebe zu dir. Jeder Augenblick ist ein Tag und jeder Tag ein Jahr, solange wir voneinander getrennt sind.«

»Duncan, Duncan«, erwiderte sie zitternd. »Ich stehe jeden Tag unbeschreibliche Ängste um dein Leben und deine Sicherheit aus. Muss es denn immer so sein? Wann – wann – wann –«

Die Lippen ihres Liebsten brachten sie zum Schweigen, und mit einem glücklichen Seufzer schmiegte sie sich an ihn.

»Duncan«, sagte sie nach einer Weile leise, »lass uns hinunter ins Tal des Glücks gehen und miteinander reden. Ich sterbe beinahe vor Verlangen, aus deinem Mund selbst zu hören, wovon sich die Leute erzählen.«

Beide standen am Wasser und ließen sich von der Schönheit des Sonnenuntergangs umfassen. Hinter ihnen begann ein Pfad, der durch den Wald nach Culzean führte.

Duncan stimmte dem Vorschlag des Mädchens zu, band sein Pferd an einen nahen Baum und befahl dem Hund, in der Nähe zu bleiben. Dann ging er mit Marion Hand in Hand den Pfad durch den Wald entlang, bis sie an das Tal kamen, das sie das Tal des Glücks genannt hatte. Diesen Namen verdiente es auch. Tief in den Wäldern um Culzean gelegen, war es ein Ort unberührter landschaftlicher Schönheit. Zwar hatte Marion mit der Hilfe der Gärtner ihres Vaters an verschiedenen Stellen Bänke aufstellen lassen, doch ansonsten legte sie Wert darauf, dass der ländliche Reiz des Fleckchens erhalten blieb und dass niemand seine Ruhe störte. Das Tal war etwa fünfhundert Meter lang und von dichtem grünen Gras bedeckt, das die Schritte des Spaziergängers dämpfte. Zu beiden Seiten erstreckten sich weite Flächen von Primeln, Glockenblumen, wilden Hyazinthen und Rosen, die mit ihrem Duft die Luft erfüllten.

Im milden Licht des Abends erschien dem Mann und der Frau das Tal wie ein Stück des Himmels. Kräftiger leuchtete hier das

dunkle Grün der Fichten, das Kupferrot der Buchen und das Weiß und Rot des Hagedorns, stärker blühte in Weiß und Purpurrot die Heide. Das Gefühl der Freude, das sie beide empfanden, war so tief, dass sie meinten, auch die Eltern des Menschengeschlechtes hätten in Eden, am Morgen der Zeiten, nicht glücklicher sein können. Dieser Ort war der Lieblingsaufenthalt des Mädchens, wo sie oft zum Nachdenken, Beten und Lesen hinging. Auch Duncan war diese Stelle teuer.

Sie setzten sich auf eine der Bänke und lauschten eine Weile dem auf- und abschwellenden Abendgesang der Vögel, der das Tal mit seinen Melodien erfüllte.

»Kann es denn überhaupt etwas Schöneres geben?«, fragte Duncan mehr sich selbst.

»Ich nenne es das Paradies«, sagte das Mädchen leise, als wollte sie das Loblied der Natur nicht stören. »Es liegt in dieser Welt, aber es ist nicht von der Welt. Sterbliche können es nur schwer finden, und nur die kommen hinein, die den Weg wissen – genau wie es beim Himmel ist.«

Duncan lächelte. »Kommst du oft hierher, Liebling?«, fragte er schließlich.

»Fast jeden Tag. Ich fühle, dass ich ohne mein Tal nicht leben könnte. Hier spricht Gott in besonderer Weise zu mir und gibt mir Trost und Kraft für diese wirren Zeiten. Ich weiß, dass das albern klingt, aber es ist nun einmal so. Es kommt mir immer so vor, als müsse ich singen, wenn ich in mein Tal komme.«

»Dann, mein Schatz, wäre es schlimm, deine schöne Stimme nicht erklingen zu lassen. Die kleinen gefiederten Sänger werden dich begleiten!«, rief Duncan fröhlich. »Sing eines der alten Lieder, die wir lieben.«

Marion lächelte. »Danke, mein Liebster. Dann lass mich dieses Lied für unser Tal des Glücks und für dich und für mich singen.« Und mit strahlender Stimme sang sie:

*»Weißt du, wo jener kleine Bach
durch weiche Wiesen rinnt?
Von Stein und Kiesel ungehemmt
eilt er zum Meer geschwind.
Die sanfte Drossel stimmt ihr Lied,
die Amsel ihres an,
und manches Vöglein mischt sich ein
und singt, so laut es kann.*

*Dort such mich, wenn uns keiner sieht,
dort küss mich noch einmal,
wenn sich der Tau des Abends senkt
auf Morags³ Feental.*

*Ein Lied klingt aus dem Wasserfall,
Gedichte rauscht der Baum,
und Schönheit atmen Wald und Flur,
und ich hab einen Traum.
Ich träume von der Zeit,
wenn wir nie auseinandergehn,
wenn Baum und Vogel, Bach und Flur
uns nur gemeinsam sehn.*

3 Morag: Name eines angeblichen Seeungeheuers, das im Loch Morar in Schottland leben soll.

*Dann such mich, wenn uns keiner sieht,
dann küsst mich tausendmal,
wenn sich der Tau des Abends
senkt auf Morags Feental.«*

Tiefe Liebe sprach stumm und doch so beredt aus den Augen des Mannes, als er bewundernd und beglückt nach dem letzten Ton die Hände des Mädchens in die seinen nahm. Die Sängerin, das Lied und die Umgebung beraubten ihn der Sprache.

Eine Zeit lang saßen die beiden schweigend inmitten der Herrlichkeit der Natur und dachten über das gerade verklungene Lied nach.

»Liebst du unsere alten schottischen Balladen, Schatz?«, fragte er schließlich.

»Ja. In ihnen klingt so viel von der stürmischen Geschichte unseres Vaterlandes mit, so viele Freuden, Sorgen und Tränen. Meine Mutter las und sang sie mir immer vor, die Verse von Sir Patrick Spens, von Alt Maitland, Kinmont Willie, Helen von Kirconnell, von den Höhlen von Yarrow und noch viele andere. Die alten Namen und Reime gehen mir nicht aus dem Gedächtnis, und oft freue ich mich an den Zeilen über den schönen Birkenbaum der Frau vom Brunnen von Usher:

*›Er grünte nicht in Moor und Schlucht
und nicht an dunklen Orten.
Sein Laub, das rauschte leise vor
des Paradieses Pforten.«*

Inzwischen war das lange schottische Zwielflicht hereingebrochen, das in diesen Breiten die Nacht einleitet.

Das Mädchen seufzte traurig.

»Ich gäbe etwas darum, jetzt deine Gedanken zu lesen«, versuchte Duncan, sie aufzumuntern.

»Da müsstest du viel hergeben«, erwiderte sie mit ernster Miene. »Ich träume niemals billige Gedanken im Tal des Glücks. Oft sehr traurige, denn großes Glück liegt in Zeiten wie der unseren meist ganz nahe bei großer Not. Wenn andere Leute für ihren Glauben leiden und sterben, dann habe ich manchmal wegen meiner eigenen Sicherheit ein schlechtes Gewissen.«

»Das tut mir leid, Liebling«, sagte Duncan bestürzt.

»Pst.« Sie legte ihm den Finger auf die Lippen. »Vor des Paradieses Pforten. So sagt es die Ballade.«

Fragend schaute der Mann sie an.

»Duncan, hast du die hübsche Birke am Eingang unseres Tals des Glücks bemerkt, da wo unser kleines Paradies anfängt?« Ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr sie fort: »Würdest du es für krankhaft halten, wenn ich dir sagte, dass ich dort gern begraben sein möchte? Nicht in der Gruft der Kennedys in Kirkoswald, sondern einfach dort drüben unter jener schönen Birke am Tor zu unserem irdischen Paradies.«

Der Freund schaute sie erstaunt an. »Aber wer wird denn an einem so herrlichen Tag vom Sterben reden?«, fragte er mit sanfter Stimme. »Es werden für Schottland und für dich und mich bessere Tage kommen. Die Schatten werden schwinden, und wir werden hier zusammen glücklich sein. Glaubst du nicht daran, Liebling?«

Sie lächelte schwach. »Auch in Eden gab es eine Schlange«, sagte sie, »und in jedem irdischen Paradies gibt es Schatten.

Selbst hier überschattet die Wolke der Sünde unser Glück und bringt uns in jeder Stunde in Gefahr. Zeitweilig kommt es mir vor, als könnte ich die Last der Sorgen nicht mehr tragen, und der Gedanke, dass du ein heimatloser, gehetzter und gejagter Wanderer und Enteigneter bist, zerreißt mir fast das Herz. Seit beinahe drei Jahren geht das nun so. Wie lange wirst du das noch durchhalten können, Liebster?«

»Bis mein Werk vollendet ist, Marion. Wnschst du denn, dass ich das Werk vorzeitig abbreche?«

»Nein, nein!«, rief sie hastig und rang unwillkürlich die Hände. »Ich weiß doch, dass die Bergbewohner dich brauchen. Für sie verkrperst du die Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit in diesem heillosen Land. Aber auch ich brauche dich, Duncan, dich, meinen tapferen und doch zärtlichen Beschützer. Tag und Nacht weint mein Herz nach dir und betet stndlich darum, dass dir nichts Böses zustt. Aber ich bin nur eine schwache Frau, und manchmal verlässt mich mein Vertrauen, und – und –« Ihre Stimme versagte, und sie weinte sich in den Armen ihres Freundes aus. »O Duncan«, schluchzte sie, »wann hört das alles endlich auf?«

Eine Weile schwieg der Mann. Als Marion schließlich ihr trnenberstrmtes Gesicht zu dem seinen aufhob, sagte er mit belegter Stimme, wobei er sie voller Liebe anschaute: »Hr zu, Marion. Wir sind dem Ende näher, als wir denken. Die Bevölkerung von Edinburgh wird unruhig, und auch in London hat das Regime der Stuarts Schwierigkeiten. Es gibt Gerüchte, nach denen eine Abordnung von Männern nach Holland fahren wird, um den Prinzen von Oranien zu bitten, dass er hierherkommt und Macht und Krone übernimmt. Deshalb lass uns Gott danken und

neuen Mut schöpfen. Ich glaube, Liebling, dass die Tage der Anfechtung bald vorüber sein werden und Schottland eine Wiedergeburt der Freiheit erleben wird. *Sursum corda* – die Herzen in die Höhe, Liebste.«

»Verzeih mir, Duncan.« Marion begann trotz ihrer Tränen zu lächeln. »Es tut mir leid, dass ich diesen Missklang und dieses Weinen in unser Tal des Glücks gebracht habe. Ich weiß es ja so gut, dass der Arm des Herrn nicht zu kurz ist und dass er sich in unserer Sache mächtig erzeigen wird. Aber meine Sorge war die einer Frau um den Mann, den sie liebt. Nach deinen Taten von Edinburgh und deinem Abenteuer auf Balterson neulich habe ich mich so gefreut, aber auch nachträglich so um deine Sicherheit gebangt. Mein Vater bekam vor ein paar Tagen Besuch von Cornet Johnstone und sechs seiner Leute.«

»Tatsächlich? Was wollte er?«

»Ich kann es nicht genau sagen. Er sprach von dir, schwor, dass sie dich bald fangen würden. Irgendwelche Pläne haben sie geschmiedet und Fallen gestellt und ergingen sich schon in Einzelheiten über deine Folter und deinen Tod. Mein Vater erzählte es mir. Ich hätte es wohl nicht ertragen, wenn Johnstone in meiner Gegenwart diese Dinge gesagt hätte. Er ist für mich die Verkörperung alles Bösen. Aber, weißt du, ich glaube, dass er Angst hat. Innerlich ist er feige, und seine Gewalttätigkeit und Grausamkeit dienen nur dazu, seine Erbärmlichkeit zu vertuschen. Er redete eine Menge von den Hislops, und ich habe das Gefühl, als hoffte er bei seinem Besuch hier, Moira zu finden. Anscheinend vermutete er, dass wir sie versteckt hielten, und obwohl er sich unbeholfen bemühte, seine Nachforschungen harmlos erscheinen zu lassen, weiß mein Vater, dass

wir verdächtigt werden, Bergbewohner zu decken und uns hinter den Glaubensbund zu stellen. Weißt du, wo Moira und ihre Mutter jetzt sind, Duncan?»

»Ja, und ich glaube, für den Augenblick sind sie sicher. Aber was sagt dein Vater? Meint er, dass sich die Leute hier in unmittelbarer Gefahr befinden?«, fragte er besorgt.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Liebster, das glaubt er nicht. Er sagt sich, dass Claverhouse zu viele drängende Probleme hat, als dass er sich auf Culzean weitere Schwierigkeiten einhandeln wolle. Wenn zu dem Ärger über den Schwarzen Rächer noch die Furcht vor dem Einfluss der Kennedys, Auchendraynes, Cassillis, Barganys und Clevelands hinzukäme, wäre seine Stellung noch unsicherer. Seine Majestät kann es sich nicht leisten, diese kleinen Fürsten von Carrick gegen sich aufzubringen, und das ist unser Schutz, von kleinen Belästigungen einmal abgesehen. Doch ich glaube, wir sollten jetzt gehen, Liebbling.«

Eine späte Amsel sang in der Birke, als sie das Tal des Glücks verließen. Der Abendhimmel bedeckte sich rasch mit Wolken, und irgendwie lag Regen in der Luft. Der Nachtwind, der sich fast unmerklich aufgemacht hatte, beugte die Wipfel der Bäume nieder, als könnten sie dann besser dem Lied des Vogels lauschen.

Draußen vor dem Tal schien eine andere Welt zu beginnen.

»Wo gehst du hin, Duncan?«, fragte Marion fröstelnd, als sie die Stelle erreichten, wo sich der Weg gabelte und der Pfad zum Schloss vor ihr lag. Sie hing an seinem Arm und hatte ihr schönes Gesicht dem seinen zugewandt. »Das war wieder ein so wunderbarer Abend in unserem Tal des Glücks, dass man sich wünscht, man könnte für immer dort bleiben.«

Sein mächtiger Arm umfing sie und drückte sie an sein Herz. »Für heute Nacht und vielleicht noch einige weitere Nächte gehe ich zu Sandy McVicar's Hütte zurück. Meine Geliebte, für uns hat sich heute Abend der Himmel ein wenig geöffnet. Von dieser Erinnerung werde ich jetzt viele Tage zehren, bis wir uns, so Gott will, wiedersehen.«

»Duncan, wirst du dich um Moira und ihre Mutter kümmern?«

»Ich hoffe, ich kann es tun. Um sie und um viele andere.« Er machte mit seinem ausgestreckten Arm eine weite Bewegung nach Culzean und dem Land jenseits des Schlosses hin.

»Mein Herz«, sagte er bewegt, »dort draußen in den Schluchten, den Wäldern und den Mooren unseres Landes leiden hilflose Gläubige, denen ich beistehen muss, solange noch Kraft in meinen Armen und Atem in meinen Lungen ist. Wollte Gott, dass der Tag der Erlösung nicht mehr fern ist! Aber du, meine Geliebte, du bist immer in meinem Herzen, bist Tag und Nacht ein Stück von mir selbst. Es kann sein, dass ich bald nach Edinburgh gehe, um Neil Gow zu sprechen.«

Einen kurzen Augenblick noch drückte er sie an sich, und ihre Lippen trafen sich zum letzten Mal. Für beide war es ein Moment bittersüßen Glücks, bevor sich Marion von ihm losmachte und der Küste zueilte. Aus dem Zwielflicht war nun ein fast völliges Dunkel geworden, und der Wind ließ in den hohen Fichten ein trauriges Seufzen vernehmen.

Schweigend legte das Mädchen den Weg zum Schloss zurück, tief in Gedanken versunken. Ihr Glück war ebenso groß wie ihr Schmerz, denn sie hatte ihn wiedergesehen, den Mann des Glaubens, den sie von ganzem Herzen liebte und der so überzeugend

den alten Wahlspruch seines berühmten Hauses von Fenwick verkörperte: *suaviter in modo, fortiter in re* – angenehm im Umgang, entschlossen in der Tat.

RETTUNG AM STRAND



Als Duncan Marion verlassen hatte, schritt er langsam den Pfad zur Küste entlang, wo er sein Pferd zurückgelassen hatte. Die Freude der letzten Stunden erfüllte sein Herz. Aber sein Glücksgefühl war nicht ungetrübt. Es erging ihm wie Marion: Wie bei ihr mischten sich Schmerz und Unsicherheit in die angenehmen Gedanken, als ihm die scheinbare Hoffnungslosigkeit seiner Situation neu bewusst wurde. Drei Jahre war es nun her, seit ihm Grund und Boden und Heim geraubt worden waren und man ihn, wie das Mädchen gesagt hatte, zum heimatlosen Wanderer gemacht hatte. Doch er bereute nichts, was geschehen war, und seine Niedergeschlagenheit löste sich meist in der Überzeugung auf, dass seine Zeit und die seines Landes in der Hand Gottes und unter seinem Willen ruhte.

Wenn er aber auch wusste, dass er unsterblich war, bis er seine von Gott gestellte Aufgabe erfüllt hatte, war ihm dennoch die Vorsicht zur zweiten Natur geworden, und seinen Geist hatte er zur beständigen Wachsamkeit erzogen. Mitten in tödlichen Gefahren schien er einen unfehlbaren sechsten Sinn entwickelt zu haben. Die übernatürlichen Eigenschaften, die ihm seine Feinde nachsagten, konnten ihn nur zum Lachen bringen, wenn ihm ihr Aberglaube auch sehr zustatten kam. Während all der Jahre seiner Wanderungen und seines Kampfes für die Sache des Glaubensbundes, die ihn häufig mit Claverhouse und den Soldaten des Königs zusammenbrachte, ließ er keine Überlegung außer Acht, die seine Sicherheit gewährleisten und ihm einen Fluchtweg sichern konnte.

Inzwischen war er ein gutes Stück auf seinem Weg vorangekommen, und der grasige Pfad hatte ihn schon nahe an den Strand geführt. Doch plötzlich hielt Duncan inne. Es war jetzt

völlig dunkel im Wald, und der Seewind ließ sich immer lauter und wehmütiger in den Wipfeln der Bäume hören. Zwischen den Fichten hindurch konnte er in der Ferne den Silberstreifen des Meeres sehen und das rhythmische Klatschen der Wellen gegen den Strand hören. In ihm läutete wie zur Warnung eine kleine Glocke, und mit angespannten, wachen Sinnen trat er leise in den Schutz der Bäume, um hier zunächst reglos zu warten. Er wusste, dass dort vorne eine Gefahr auf ihn wartete, doch welcher Art sie war und wo sie lauerte, konnte er noch nicht sagen.

Auf dem Pfad bewegte sich leise etwas, und dann spürte er eine weiche kalte Nase an seiner Hand.

Augenblicklich war ihm klar, dass es Major war und dass der Hund seinen Posten bei dem Pferd verlassen hatte, um ihn zu warnen. Wieder einmal hatte der Mann Grund, dankbar für die langen Stunden und Tage zu sein, die er und sein stummer vierbeiniger Freund miteinander verbracht hatten, und für die peinlich genaue Abrichtung, die das Tier erhalten hatte. Als Major noch ein kleines, verspieltes Hündchen gewesen war, hatte Duncan schon das Essen mit ihm geteilt und ihm einen Platz in seiner Wohnung eingeräumt. Oft war es kärgliche Speise gewesen, und als Schlafplatz hatten sie oft mit der harten Erde unter einem Strauch oder mit einer felsigen Höhle an der Küste von Ayrshire vorliebnehmen müssen. Für jede nur erdenkliche Situation hatten sie zusammen Auswege gesucht und eingeübt, bis der Hund schließlich eine fast menschlich zu nennende Intelligenz entwickelt hatte. Duncan brauchte nur den Namen McEwans, Marions, McVicars oder Gows zu nennen, und der Hund brachte aus jedem entlegenen Winkel des schottischen Südens eine Bot-

schaft an die richtige Adresse. Einmal war er von einem Dragoon verwundet worden, hatte sich aber doch noch in Sicherheit und zu seinem Herrn schleppen können.

Mann und Hund waren so sehr eins geworden, dass die Klugheit des Hundes für fremde Betrachter geradezu unheimlich war.

Sachte streichelte Duncan den struppigen Kopf, und Major antwortete mit einem leisen Winseln, als bedauerte er, seine Warnung nicht in Worten von sich geben zu können.

Ein paar Augenblicke lang überdachte Duncan die Lage. Was war geschehen? Er hatte Mitternacht direkt neben dem Pfad am Rand des Waldes angebunden. Er hatte eine einfache Schlinge gemacht, sodass Major, wenn er den entsprechenden Befehl bekam, nur am Zügel zu ziehen brauchte, um das Pferd loszubinden und zu Duncan zu führen. Diesen Auftrag hatte der Hund bei ähnlichen Gelegenheiten schon oft ausgeführt.

Er war sicher, dass ein paar Rotröcke nur darauf warteten, dass er kam, um das Pferd zu holen. Wie sie hierhergekommen waren, spielte im Grunde keine Rolle. Marion hatte ja gesagt, dass sie sich in der Nachbarschaft herumgetrieben hätten. Vielleicht waren sie zu Fuß von Girvan hergekommen, waren möglicherweise Teil einer Abteilung, die Claverhouse auf ihn oder andere Brüder des Glaubensbundes angesetzt hatte. Grimmig lächelte Duncan in der Dunkelheit vor sich hin. Offensichtlich hatte Major die Soldaten näher kommen sehen, sie als Feinde erkannt und sich im Wald verborgen, um die Ankunft seines Herrn zu erwarten. Sicherlich warteten die Gegner jetzt nur darauf, dass er auf dem Pfad zurück zum Strand ginge. Doch darin sollten sie sich täuschen. Eine feindliche Taktik war am besten dadurch zu durchkreuzen, dass man zu einem unerwarteten Zeit-

punkt und aus einer unvorhergesehenen Richtung auf den Feind traf – das hatte er mehr als einmal erfahren.

Ohne eine der Vorsichtsmaßnahmen außer Acht zu lassen, die ihn die Jahre als Flüchtiger gelehrt hatten, trat er wieder auf den Pfad hinaus und bewegte sich lautlos in Richtung auf das Schloss zu. Der Hund folgte ihm ebenso leise. Die Dunkelheit hinderte beide nicht daran, in zügigen Schritten voranzuschreiten. Bald hatten sie das mächtige Gebäude erreicht und überquerten im Schatten der hohen Mauern eine weite, weiche Rasenfläche. Auf diese Weise erreichte er ungesehen den Strand etwa einen Kilometer von seinen Feinden entfernt. Da gerade Ebbe herrschte, hatte er keine Schwierigkeiten, den Weg um die Felsen herum bis an die Stelle zu finden, wo er am Nachmittag in den Wald gegangen war.

Hier an der See war es heller als unter den Bäumen, doch eine dichte Wolkendecke und der scharfe Wind halfen ihm, sich ungesehen und ungehört anzuschleichen. Duncan rechnete damit, dass ihm der Hund die Witterung der Soldaten rechtzeitig anzeigen würde, und so bewegte er sich von Fels zu Fels durch den weichen Sand vorwärts. Plötzlich knurrte Major leise – so leise, dass nur Duncan, der darauf gefasst war, es hören konnte. Sofort blieb er stehen und hielt den Hund an seiner Seite. Vor sich sah er einen riesigen Felsblock, der bei Flut beinahe vollständig vom Wasser bedeckt war. Hinter diesem Hindernis musste die Gefahr lauern. Vorsichtig setzte der Mann einen Fuß vor den anderen und war für das Geräusch der Wellen und des Windes dankbar, dass das unvermeidliche Knirschen seiner Schritte auf dem jetzt mit Kies bedeckten Boden übertönte. Der Fels gab ihm vollständige Deckung, doch er verdeckte auch, was sich auf der anderen Seite verbarg.

Einige Minuten lang hielt Duncan inne und strengte sein Gehör an, so sehr er konnte, um irgendeinen Laut von der anderen Seite aufzufangen. Plötzlich war es ihm, als hörte er ein Stöhnen. Der Fels war ein ganzes Stück größer als er selbst, hatte aber viele Spalten und Scharten, die dem Fuß guten Halt gaben. So stieg der Lauscher vorsichtig nach oben, bis er deutlich zwei Stimmen unterscheiden konnte. Die eine gehörte anscheinend zu einem Gefangenen und die andere zu einem Dragoner, der als Wache bei ihm zurückgelassen worden war. Wie viele weitere Soldaten bei dem Pferd auf den Schwarzen Rächer warteten, war nicht auszumachen.

Der Soldat versuchte gerade, den Gefangenen einzuschüchtern. »Ihr sagt, dass Ihr nicht wisst, wo sich der Schwarze Rächer herumtreibt oder versteckt, und ich sage, dass Ihr lügt.«

»Ich habe Euch die Wahrheit gesagt«, antwortete der Gefangene mit schwacher Stimme. »Selbst wenn ich wollte, könnte ich es Euch nicht verraten, und wenn ich es könnte, so würde ich es nicht tun.«

Diese furchtlose Antwort brachte den Soldaten in Wut. »Wartet nur, Ihr Psalmen singender Heuchler! Ihr werdet noch damit herausrücken, und wenn wir Euch Stück für Stück zersägen müssen!«

»Niemals«, war die ruhige Stimme des anderen zu hören. »Weder Ihr noch irgendjemand anders könnt einen Menschen zwingen zu verraten, was er nicht weiß. Ich bin froh, dass mir der Aufenthaltsort des Rächers nicht bekannt ist, denn die Schwachheit des Fleisches könnte mich vielleicht verleiten, den besten Freund der Bergbewohner zu verraten. So aber kann ich Euch ins Gesicht lachen, Euch und Claverhouse, denn weder Ihr noch er könnt etwas aus mir herauspressen.«

Aus dem Klang der Stimmen schloss Duncan, dass der Gefangene auf der linken Seite mit dem Rücken zum Felsen saß und dass er nur versuchen musste, rechts um den Felsen zu kommen, um hinter den Wächter zu gelangen. Der steigerte sich immer mehr in seine Beschimpfungen und Drohungen hinein, und diese Redeschwall wollte Duncan ausnutzen.

Aus der Tasche zog er eine schwarze Maske und band sie sich vor das Gesicht. Mit einem kurzen Wort hieß er den Hund sich niederlegen und bewegte sich behutsam um den Felsen herum. Schließlich konnte er auf der anderen Seite die Gestalt des Gefangenen ausmachen, der gegen den Stein gesetzt worden war. Der Wächter beugte sich über ihn.

Hätte der Rächer alles geplant, hätte sein Erscheinen nicht dramatischer und wirkungsvoller ausfallen können.

»Ich frage Euch zum letzten Mal!«, drohte der Soldat unter Flüchen. »Wollt Ihr seinen Namen und sein Versteck preisgeben?«

Bevor der Gefangene antworten konnte, sagte eine grimmige Stimme: »Fragt den Rächer doch selbst.«

Der Soldat fuhr herum, als hätte ihn eine Hornisse gestochen, und sah voller Entsetzen die große schwarze Gestalt mit der schwarzen Maske. Sein Hilferuf erstickte, bevor er überhaupt hörbar wurde, unter der starken Hand, die seine Kehle zusammendrückte.

Schnell zerschnitt Duncan die Fesseln des Gefangenen, band damit den Soldaten, der schon bald wieder Lebenszeichen von sich gab, und steckte ihm schließlich einen Knebel in den Mund. Der Mann hätte wahrscheinlich vor panischem Schrecken und unsinniger Angst auch kaum einen Ton von sich geben können.

Alle abergläubischen Erzählungen, die er über seinen schrecklichen Gegner gehört hatte, kamen ihm in den Sinn, und die Leichtigkeit, mit der er überwältigt worden war, steigerte sein Entsetzen nur noch.

»Wie viele sind es?«, fragte Duncan den Gefangenen.

»Außer ihm noch zwei. Sie lauern Euch bei Eurem Pferd auf.«

»Gut.«

Duncan ging zu dem Dragoner hinüber, der jetzt wieder hellwach war, und nahm ihm den Knebel aus dem Mund. »Hört zu«, flüsterte er. »Wollt Ihr am Leben bleiben?«

Der Mann hatte Angst zu sprechen und nickte nur hastig. Duncan rief leise den Hund, und Major erschien augenblicklich.

Der Anblick des Tieres und die Geschichten, die man sich von seiner Wildheit und Klugheit erzählte, versetzten den Soldaten von Neuem in Schrecken.

»Wenn Ihr am Leben bleiben wollt, dann werdet Ihr genau das tun, was ich Euch jetzt sage«, wandte sich der Rächer wieder an ihn. »Ruft Eure beiden Freunde hierher, sobald Euch das von Eurem ehemaligen Gefangenen befohlen wird. Sagt, der Gefangene habe Euch etwas Wichtiges verraten. Ich lasse jetzt meinen Hund bei Euch. Wenn Ihr einen Laut ausstoßt, der Euch nicht befohlen ist, wird er Euch die Kehle zerreißen. Major, pass auf ihn auf.«

Sofort setzte der Hund dem Gefesselten beide Vorderpfoten auf die Brust und fletschte die Zähne. Wenn der Mann noch die geringste Absicht gehabt hätte, seine Kameraden zu warnen – der Anblick Majors zeigte ihm, wie ernst seine Lage war.

»Wie heißt Ihr, mein Herr?«, fragte Duncan höflich, indem er sich an den früheren Gefangenen wandte.

»Eccles, John Eccles. Ich stamme aus dem kleinen Ort Craigfin, wo ich verhaftet wurde.«

»Eure Geschichte höre ich mir nachher an, John. Doch für den Augenblick hört mir erst einmal zu. Die Stelle, an der ich mein Pferd zurückgelassen habe, ist ungefähr zweihundert Meter entfernt. Ich möchte, dass Ihr jetzt, während ich mit meinem Hund dorthin schleiche, die Muskete dieses Soldaten nehmt und Euch im Notfall damit verteidigt. Wenn Ihr den Schrei einer Eule hört, dann befiehlt dem Gefangenen, seine Freunde zu rufen. Richtet das Gewehr auf ihn und droht ihm mit dem Tod, falls er nicht genau das tut, was ich ihm vorgeschrieben habe. Ist das klar?«

»Völlig. Aber was kann einer gegen zwei ausrichten?«

»Zwei gegen zwei«, verbesserte Duncan. »Die Chancen stehen gleich. Macht Euch um uns keine Sorgen. Seid Ihr bereit?«

»Ich bin bereit«, erwiderte Eccles und hob die Muskete auf.

Mit Major an seiner Seite suchte sich Duncan einen Weg durch die Felsen am Strand. Er kannte jeden Meter des Bodens. Auf dem halben Weg wusste er einen großen Findling, ähnlich wie der, von dem er kam. Ohne große Mühe erreichte er ihn und kauerte sich hinter ihm nieder. Dann ahmte er den klagenden Ruf einer Eule nach.

Ein paar Sekunden später rief eine laute Männerstimme: »Mulvaine, Grebe, kommt schnell her! Ich habe etwas für euch.«

Nach kurzer Zeit schon hörte der Rächer die beiden Genannten über den Kies, den Sand und die Steine des Strandes heranstolpern.

»Was ist los?«, brüllten sie.

Bevor sie wohl eine Antwort erwarteten, sahen die zwei Dragoner eine riesige Gestalt aus dem Boden wachsen. Mulvaine

stürzte als Erster getroffen zur Erde, und Grebe sah einen schwarzen Strich auf sich zufliegen – den Hund, der ihm vor die Brust sprang und ihm durch den Anprall die Besinnung raubte. Es war das Werk eines Augenblicks, und die zwei Soldaten wurden dahin geschleift, wo ihr gefesselter Kamerad lag. Mit ihren eigenen Schals und Gürteln wurden auch sie an Händen und Füßen gebunden. Dann verließen die Sieger das Feld.

»Hol Mitternacht«, befahl Duncan dem Hund, und wenig später kam Major mit dem Pferd zurück.

»Ihr setzt Euch am besten hinter mich, John«, sagte Duncan.

»Wohin geht es?«, fragte Eccles.

»Dahin, wo wir uns ausruhen können und Ihr hoffentlich in Sicherheit seid.«

»Was geschieht mit den Soldaten? Werden sie nicht ertrinken, wenn die Flut einsetzt?«

»Nein, sie sind nicht in Gefahr. Ich hoffe, dass sie ordentlich nass werden, aber das ist auch alles. Spätestens bis Tagesanbruch haben sie sich dann selbst befreit. Im Grunde ist ihre Strafe viel zu mild.«

ECCLES ERZÄHLT SEINE GESCHICHTE



Es war am nächsten Morgen nach dem Frühstück, als John Eccles vor der Hütte Sandy McVicars seine Geschichte erzählte. Die vier Männer saßen auf Schemeln draußen und schauten auf das sonnenüberflutete Meer hinaus. Der Nachtwind hatte sich gegen Morgen verausgabt. Der Regen, der im Laufe der Nacht eingesetzt hatte, war weitergezogen, und die Wolkendecke war von der Sonne aufgesprengt worden. Licht und Wärme breiteten sich über den Teil der Welt, der sauber gewaschen den jungen Tag begrüßte. Furcht und Dunkel der Nacht waren der Freude und Majestät des Morgens, dem Schrei der Möwen, dem Geschwätz der Sandpfeifer und dem Lied der Lerchen gewichen. Während die Männer dort an der Küste von Carrick hinaus auf die blaue See sahen und in den Geräuschen und Düften des Morgens schwelgten, kam es ihnen vor, als hätte Gott die Erde neu angerührt und sie mit seiner heilenden Kraft von allen Sünden, Grausamkeiten und aller Verunreinigung befreit, die die Menschen über sie gebracht hatten. Jeder der vier spürte, dass er hier Gottes Welt vor sich hatte, wie sie sich der Schöpfer gedacht hatte: frei von Sünde, von Leid, von Sorge und voller Schönheit der Erde, des Meeres und des Himmels. Weit öffneten sich die Tore des Wunderbaren auf das nie endende Wunder der Schöpfung.

In diesem Staunen über den Morgen empfanden es alle als Bestätigung ihrer Gefühle, was der alte Mann aus dem Buch auf seinen Knien vorlas:

»Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen... Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel herabkommen von Gott, bereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut. Und ich hörte eine laute Stimme aus dem

Thron sagen: Siehe, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst wird bei ihnen sein, ihr Gott. Und er wird jede Träne von ihren Augen abwischen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Trauer, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der, der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu.«

»Amen«, sagte Eccles mit kräftiger Stimme. »Gott gebe, dass all das bald eintreffe.«

Die Geschichte, die John Eccles erzählte, war in jenen Tagen im Süden Schottlands nichts Außergewöhnliches. Tränen inneren Schmerzes traten dem Mann des Glaubensbundes in die Augen, als er von dem Leid erzählte, das die Dragoner ihm und seiner Familie zugefügt hatten. Tränen der Freude und Dankbarkeit wurden daraus, als er in seinem Bericht an die Errettung aus der Hoffnungslosigkeit durch den Rächer kam.

Duncan versuchte, seinen Teil an der Rettung herunterzuspielen und sah sie als Teil der Aufgabe an, die Gott ihm übertragen habe.

»Ihr sagt, dass Eure Frau nicht da war, als man Euch gefangen nahm, John. Wo war sie?«, fragte Sandy.

»Sie war bei ihrer Schwester in Maybole. Auch unsere beiden Kinder waren dort. Das Haus war leer, aber ich traute mich nicht hinein und verkroch mich in der Scheune im Heu, weil ich eine Woche lang nicht geschlafen hatte. Da haben sie mich überrascht. Sie schlugen mich und fragten, wo meine Frau sei. Darauf habe ich ihnen gesagt, dass sie nach Maybole gegangen sei. Das war vor drei Tagen. Sie nahmen mich mit nach Girvan, und wir hielten am Gasthaus ›Zum Eberkopf‹ an. Dort ließen sie ihre

Pferde zurück und schleppten mich mit sich an die Küste, weil sie hofften, noch weitere versteckte Bergbewohner zu finden und wenn möglich etwas über den Schwarzen Rächer zu erfahren. Angus McEwan kannte mich, konnte aber nichts für mich tun, außer dass er mir ein gutes Essen reichen ließ. Der Herr wird ihn dafür belohnen.«

Die drei Männer hörten schweigend zu, während der Sprecher seinen Tränen freien Lauf ließ.

»Wir stehen alle in der Hand Gottes«, fuhr er fort. »Ich weiß das, aber meine Frau und meine Kinder werden heute Abend ein schweres Herz haben, wenn sie erfahren, dass man mich gefangen hat. Ich weiß, dass Angus ihnen davon Nachricht geben wird. Doch alle Dinge haben ihre gute Stelle, denn alles hätte schlimmer ausgehen können, wenn die Soldaten auch sie ange getroffen hätten.«

»Sie wird erfahren, dass Ihr frei seid«, sagte Duncan ruhig.

Ungläubig starrte Eccles ihn an. »Wie soll sie das wissen?«

»Wenn die Dragoner nach Girvan zurückgehen, was wahrscheinlich heute Morgen geschieht, werden sie hoffentlich etwas niedergeschlagen aussehen. Von daher und durch die Tatsache, dass ihnen die Musketen fehlen, die ich ins Meer geworfen habe, wird Angus wissen, dass sie mit mir zusammengetroffen sind. Wahrscheinlich werden sie aber von sich aus über ihre Niederlage reden. Auf alle Fälle solltet Ihr Euren Lieben einen Brief schreiben. Ich will dafür sorgen, dass er über Angus morgen ankommt. Major wird ihn in den ›Eberkopf‹ bringen und, falls unsere Gegner morgen schon zur Berichterstattung nach Edinburgh geritten sind, auch gleich eine Antwort herbringen.«

Eccles fehlten die Worte, um seiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

»Herr«, sagte er schließlich, »ich beginne zu verstehen, warum die Bergbewohner Gott für Euch preisen und Euch täglich in ihren Gebeten segnen.«

»Nicht doch«, wehrte Duncan ab. »Lasst uns das vergessen und Gott für Eure Rettung danken. Ich wäre Euch aber dankbar, wenn Ihr mir irgendetwas berichten könntet, was die Soldaten über mich geredet haben.«

Das Gesicht des Angesprochenen hellte sich auf. »Ich wünschte nur, ich könnte Euch etwas sagen, was Euch hilft. Ihr habt so viel für mich getan«, sagte er aus tiefstem Herzen. »Sie haben viel von Euch gesprochen und glaubten, dass ich log, als ich bezeugte, nichts über Euch zu wissen.«

»Haben sie von Unruhen in Edinburgh gesprochen?«

»Das haben sie getan. Kurz zuvor waren sie erst aus der Hauptstadt gekommen. Sie sagten, dass sich Claverhouse fürchterlich mit dem Staatsrat zerstritten habe. Der Rat gibt ihm die Schuld daran, dass man Euch noch nicht gefangen hat, und drängt ihn unablässig, etwas dafür zu tun. Die Soldaten hatten gehört, dass Claverhouse versprochen haben soll, Euch in Ketten nach Edinburgh zu schleifen, und dass er schon konkrete Pläne zu haben scheint. Außerdem war von Aufständen in London und Unruhen in Edinburgh die Rede und davon, dass sich vielleicht sogar der König auf die Flucht vorbereitet, weil er befürchtet, es könne zum Bürgerkrieg kommen.«

Die drei Männer hatten gespannt zugehört.

»Was meinst du, Duncan?«, fragte McQuater. »Ist wohl viel Wahres daran?«

»Eine Menge. Es bestätigt mir, was ich seit einiger Zeit im Gefühl habe. Brüder, lasst uns Gott danken und neue Hoffnung schöpfen, denn wir stehen wohl am Anfang vom Ende.«

»Es sieht so aus, als sei das Regime der Stuarts bald vorbei«, fügte Sandy McVicar hinzu. Seine Augen glänzten, und seine Stimme vibrierte vor freudiger Erregung.

»Ihr müsst wissen, dass die Soldaten mir das nicht so erzählt haben, wie ich es Euch wiedergebe«, warf Eccles ein. »Ich habe all das nur bruchstückhaft aus ihren Unterhaltungen entnommen.«

»Habt Ihr vielleicht noch mehr über ihre Pläne, meine eigene Wenigkeit betreffend, erfahren, John?«, fragte Duncan lachend.

»Allerdings. Ich hörte den Dragoner namens Straube sagen, dass Hauptmann Monteith, der einst mit Claverhouse auf dem Kontinent kämpfte, den Befehl über die Männer erhalten soll, die man auf Eure Spuren setzen will.«

»Ihr wisst nichts über die Einzelheiten der Pläne?«

Eccles schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Doch, wartet! Sie sagten, es könne nicht schiefgehen und redeten etwas von dem Netz, in dem sie Euch fangen wollten. Ich fürchte aber, das hilft Euch nicht viel weiter«, fügte er entschuldigend hinzu.

»Danke, John. Ihr seid mir eine große Hilfe gewesen.«

»Meint Ihr wirklich?«

»Ja, ganz bestimmt.«

McQuater schaute den Freund besorgt an. »Was schließt du daraus, Duncan? Geht es schon wieder los?«

»Es sieht so aus, Andra, wenigstens was mich angeht.«

»Du reitest doch nicht allein fort?«

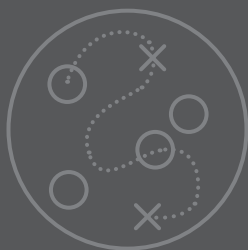
»Zunächst einmal doch. Ich muss so schnell wie möglich Neil Gow in Edinburgh besuchen.« Er wandte sich an Eccles und fuhr

fort: »John, ich glaube, wenn Ihr heute Eurer Frau einen Brief schreibt, können wir ihn heute Abend per Hundepost abschieken und haben dann vielleicht schon am Morgen Antwort von McEwan.«

Gegen sechs Uhr am folgenden Morgen kehrte der Hund zurück und brachte zwei Botschaften mit: eine an Eccles von seiner übergläcklichen Frau und eine von McEwan an Duncan, in der er gebeten wurde, möglichst schnell Neil Gow aufzusuchen.

»Ich glaube, John sollte noch eine Weile hierbleiben, Sandy, wenn Euch das recht ist. Andra könnte ihn im Falle einer Gefahr mit in den Boglewald nehmen. Wir hätten auch die Möglichkeit, ihn auf die Insel Arran zu bringen, wo er in Sicherheit wäre. Aber wenn ich mich nicht sehr täusche, ist die dunkle Nacht der Verfolgung für uns bald vorbei. Andra, dich bitte ich, heute in einer Woche mit Mitternacht am Boglewald auf mich zu warten.«

MOIRAS FRAGE



Am selben Abend fuhren ein Mann und eine Frau in einer Postkutsche aus Edinburgh hinaus in die Hügellandschaft vor der Stadt. Die Sonne im Westen erreichte mit ihren goldenen Strahlen gerade noch die gewaltigen Mauern des Schlosses, als das Fahrzeug über das Kopfsteinpflaster polterte, vorbei an der Kirche von St. Giles, die Königsmeile hinunter und hinaus aus der Stadt. Es war ein schöner Abend, und die Landstraße war belebt. Reiter, Fußgänger und Wagen kamen aus der schottischen Hauptstadt oder wollten noch in sie hinein. Die Postkutsche fuhr jetzt auf der Höhe von »Arthur's Seat«, jenem Berg, der wie ein Wachtposten vor dem Stadtrand steht.

Schließlich bog der Fahrer von der großen Straße in einen wenig befahrenen Weg ein, der in die kühle Stille der Hügel führte. Am Fuß des Berges fuhr er das Fahrzeug unter die Bäume eines schönen kleinen Hains, der augenscheinlich zu einem privaten Grundstück gehörte. Das Pferd wurde an dem Zaun festgebunden, der das Anwesen umschloss, und dann half der Fahrer der jungen Frau aus der Kutsche. Er öffnete das Tor und führte seine Begleiterin in den Hain. Hier war es ruhig, kühl und voller Blumendüfte. Ein kleiner Pfad endete an einem künstlich angelegten See, auf dem Wasserlilien trieben. Der Wald war vom Gesang der Vögel erfüllt, und der Verkehr auf der Landstraße war nur noch als fernes Murmeln zu vernehmen. Dieser Ort bildete eine Oase des Friedens mitten in einem vom Krieg zerrissenen Land.

»Sind wir wirklich ganz sicher hier, Neil?«, fragte Moira ängstlich.

»Völlig sicher, Liebling«, antwortete Neil. »Dieser Grund und Boden gehört zu den Besitzungen von George Mackenzie, und da

ich ihn gepachtet habe, habe ich das Recht, jederzeit hierherzukommen. Was die Sicherheit angeht – es gibt wohl gar keinen sichereren Platz, denn auf das Gelände des mächtigen Sir George wagt sich so schnell niemand.«

Ein Teil des Sees war von einer kleinen Mauer eingefasst, auf der die beiden eine Weile saßen und das Leben der Natur um sich her beobachteten. Enten, Blesshühner und andere Wasservögel fanden hier Zuflucht, und weiße Schwäne segelten wie stattliche Galeeren in schweigender Majestät vorbei. Kaum eine Bewegung verursachten sie auf der glatten Oberfläche des Wassers.

»Wie wunderschön, wie friedlich ist das alles hier!«, flüsterte das Mädchen und sog tief in sich ein, was sie um sich her sah. »Neil, warum sind wir hierhergefahren?« Fragend wandte sie sich zu ihm um. Ihre Augen sahen ihn so an, dass er, wie schon so oft, nicht recht wusste, womit er dieses Glück verdiente.

Zärtlich streichelte er ihre Hand. Als er dann sprach, tat auch er es im Flüsterton, als wollte er die friedliche Stille des Abends nicht zerstören und als hätte er Schwierigkeiten, die rechten Worte zu finden.

»Meine Liebste«, sagte er. »Ich habe dich hergebracht, weil ich dich so liebe, solche Sehnsucht nach dir habe, aber auch so viel Angst um dich.«

»Das sind eine Menge Gefühle, Neil«, sagte Moira und lächelte. Ein wenig errötete sie dabei, und ihre Augen leuchteten. Doch dann legte sich wieder ein Schatten über ihre Freude, und Tränen verdunkelten den Blick. »Ich weiß, dass du mich liebst und dass du ebensolche Sehnsucht nach mir hast wie ich nach dir, aber warum hast du Angst um mich, Neil? Stehen wir nicht in der Hand des Herrn?«

»Das ist wahr, Moira, aber manchmal versagt einem in diesen Tagen angesichts der Unterdrückung und Ungerechtigkeit der Glaube. Ich fürchte, dass Johnstone herausfinden könnte, wo ihr euch versteckt habt. Ich bin sicher, dass er nach euch sucht.«

Das Mädchen wurde sehr blass und zitterte. »Neil«, schluchzte sie, und plötzliche Furcht sprach aus ihrer Stimme. »Ich habe schreckliche Angst vor diesem bösen Menschen. Neulich sah ich ihn den Grasmarkt herunterkommen. Zum Glück konnte ich mich in einem Hauseingang verbergen, aber was wäre geschehen, wenn er mich gesehen hätte? Was wäre aus uns beiden geworden? Du hast Angst um mich, doch ich habe viel größere Sorge um dich selbst. Als du heute Abend zum Haus meiner Tante kamst, fürchtete ich schon wieder, er könnte uns zusammen sehen.«

Sie saß händeringend auf der Mauer und hielt die Tränen nicht zurück.

»Dabei habe ich mir so gewünscht, dich wiederzusehen, Neil. Du bist der Einzige, an den ich mich um Hilfe wenden kann. Wenn uns Johnstone nur nicht findet! Falls es doch geschieht, werden sie auch meine Mutter ins Gefängnis bringen, denn sie wird ihrem Glauben genauso wenig abschwören wollen wie ich.« Ein neues Schluchzen folgte.

Gow nahm die Weinende behutsam in die Arme. »Hör zu, Moira«, begann er mit belegter Stimme. »Die Gefahr wird nicht kleiner, wenn du da bleibst, wo du jetzt wohnst. Du und deine Mutter, ihr solltet in mein Haus ziehen. Tammis und Isobel McCrimmon werden für euch beide sorgen, und ihr könntet bei mir bleiben, bis die Verfolgung vorüber ist.«

»Nein, nein«, wehrte sie ab, »das ist unmöglich!«

»Aber warum? Ihr wärt bei mir sicher.«

»Vielleicht für ein paar Tage. Aber wie steht es danach? Nimm einmal an, Johnstone entdeckt, was der Sekretär des Staatsrates für die Angehörigen des Glaubensbundes tut. Dann wären alle, du und wir, verloren.«

»Niemals, Moira«, sagte er überzeugt. »Das wird niemals geschehen!«

»Wie kannst du so etwas sagen, Neil?« Sie bemühte sich jetzt, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben. »Du musst auch bedenken, dass meine Mutter keine Ahnung von dem hat, was du tust. Sie weiß nur, dass du für den Staatsrat arbeitest und kann das beim besten Willen nicht verstehen. Ich habe sie gebeten, dir so zu vertrauen, wie ich es tue, und bestimmt gibt sie sich alle Mühe. Aber sie hätte sicherlich Angst, in dein Haus zu kommen.«

Eine lange Zeit schwiegen beide und ließen sich von der Ruhe der anbrechenden Dämmerung anstecken.

»Neil«, fragte das Mädchen schließlich, »wirst du mir die Wahrheit sagen, wenn ich dir jetzt eine Frage stelle?«

Er antwortete nicht gleich, sondern sah sie erst prüfend an. Sie war das Wesen, das er auf dieser Erde mehr als alles andere liebte.

»Verlangst du da nicht zu viel, mein Herz?«, sagte er schließlich. »Du könntest mich ja etwas fragen, was ich gar nicht weiß und deshalb auch nicht beantworten kann. Und außerdem«, fügte er hinzu, und in seiner Stimme schwang ein leiser Tadel mit, »glaubst du, ich würde gerade dir etwas anderes als die Wahrheit sagen?«

Ein tiefer Seufzer war die Antwort. »O Neil, bitte verzeih mir. Das habe ich nicht so gemeint. Die Frage, die ich habe, beschäf-

tigt mich nur schon lange Zeit. Es ist nichts Persönliches, aber du brauchst mir nicht zu antworten, wenn du es nicht möchtest.«

Stumm segelte ein weißer Schwan an ihnen vorbei, ein Bild vollkommener Schönheit und Anmut, und schaute sie unbeweglich an. Im Gras des Hains raschelte etwas, und ein aufgeschrecktes Kaninchen besah sich kurz die unbekanntenen Gäste, bevor es zurück in die Sicherheit des Waldes hoppelte.

»Frag mich, was du willst, Liebste, und ich will mein Bestes tun, dir zu antworten«, sagte Neil.

»Sag mir, kennst du den Schwarzen Rächer?«

Der Freund schwieg einen Moment. »Ich wüsste nicht, warum ich dir darauf nicht antworten dürfte. Die Antwort ist: Ja. Aber bitte, Liebste, frag mich nicht nach seinem Namen.«

»Danke, Neil. Nein, das werde ich nicht tun. Doch das erklärt mir schon vieles.« Und mit einem Seufzer des Glücks warf sie ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn leidenschaftlich auf den Mund. Bald schon wischte sie auch ihre Tränen fort. »Wenn wir unter dem Schutz Gottes im Himmel stehen und unter dem seines irdischen Botschafters, des Schwarzen Rächers, warum sollten wir uns dann eigentlich fürchten? Und jetzt, Liebster, ist es wohl Zeit, dass du mich nach Hause bringst.«

DER RÄCHER MUSS STERBEN!



Zwei Tage später wanderte ein stämmiger, groß gewachsener Bettler in zerschlagenem Rock und altem Wollumhang, die Zehen neugierig aus den ausgetretenen Schuhen gesteckt, auf der großen Landstraße nach Edinburgh und spielte dabei voller Hingabe auf einem Dudelsack. Eine ganze Horde lärmender Kinder tobte um ihn herum. Am frühen Morgen war er vom Schwarzen Wald von Swanston aufgebrochen und hatte unterwegs oft angehalten. Inzwischen war es spät am Nachmittag, und die Straße war um diese Tageszeit sehr belebt.

Die Kinder drängten sich um den Bettler und baten ihn immer wieder weiterzuspielen, was er von sich aus gern tat. Er hatte sich jetzt auf einen Holzstapel nahe am Straßenrand niedergesetzt und erzählte ihnen in seiner weichen, angenehmen Hochlandmundart Geschichten. Ab und zu griff er dann zum großen Vergnügen seiner jungen Zuhörerschar wieder zum Dudelsack. Dass er ein richtiger Künstler auf seinem Instrument war, bemerkten auch die Erwachsenen, die auf der Straße vorübergingen, teilweise einen Augenblick stehen blieben und ihm zuhörten. Darunter waren auch einige Soldaten eines Hochlandregimentes, das unter Claverhouse kämpfte. Einer von ihnen begrüßte den Bettler in Gälisch, und dieser antwortete ihm in der gleichen Sprache.

Er schien es nicht eilig zu haben und verzehrte in aller Ruhe sein Abendessen aus Brot und Käse, wobei ihm die Kinder zusahen.

»Spielt uns einen Tanz aus dem Hochland, Heide-Tom«, bettelten die Jüngsten.

Der Bettler lachte und schien nichts dagegen zu haben, denn er spielte ihnen einen so munteren, mitreißenden Tanz, dass die

kleinen Füße fast von selbst zu springen und zu tanzen begannen.

»So, Kinder, jetzt ist es wirklich genug«, rief er, als sie fast eine halbe Stunde getanzt hatten. »Heim mit euch zu den Eltern und ins Bett! Der Heide-Tom muss sich auf den Weg machen.«

»Der Heide-Tom, er lebe hoch!«, riefen die Kinder, als der Bettler das Mundstück noch einmal an die Lippen hob und unter strammen Marschklingen den Weg nach Edinburgh in Angriff nahm.



Ungefähr vier Stunden später schlüpfte er unter dem Schutz der Dunkelheit durch die kleine Tür in der Mauer hinter Neil Gows Haus. Dort fand er ein herzhaftes Abendessen vor.

Nach der Mahlzeit streckte er seine Beine vor dem Kamin aus und gähnte genussvoll. Draußen war es kalt geworden. »Du sagst, dass der Staatsrat bald wieder zusammentritt, Neil.«

Gow nickte. »Übermorgen, um genau zu sein. Auch Hauptmann Monteith ist dazu geladen, denn ihn hat man zum Oberplaner deines Untergangs ausersehen. Zweck der Zusammenkunft ist es, Claverhouses Vorschläge für die Jagd auf dich zu besprechen. Er und der Staatsrat haben die Parole ausgegeben, dass der Schwarze Rächer sterben muss, und zwar wenn möglich am Galgen. Aus John Grahams leidenschaftlichem Hass auf dich ist eine Art Besessenheit geworden, und er wünscht sich nichts sehnlicher, als deinen Kopf auf dem Untertor zu sehen.«

Duncan lächelte traurig. »Wenn ich sterben muss, Neil, dann nicht, weil Graham von Claverhouse es befiehlt. Was ist der Tod

überhaupt anderes als ein Zwischenfall im Leben? Warum sollte man Angst davor haben, vom Leben in der Zeit zum Leben in der Ewigkeit überzugehen? Geboren werden und Sterben hat seine Zeit. Erinnerst du dich an unsere Gespräche hier an der Universität, Neil? Nichts scheint die Menschen so zu interessieren wie der Tod. Er wird nicht älter, und gewöhnen kann man sich auch nicht an ihn. Der Tod nimmt keine Rücksicht auf hohe Ämter, die jemand vielleicht bekleidet. Wenn ein Mensch stirbt, kann er vor dem Tod, dem großen Gleichmacher, getrost alle Orden und Bänder ablegen, denn sie nützen ihm doch nichts mehr.

Ich könnte mir für meinen bescheidenen Kopf kaum bessere Gesellschaft wünschen, als man sie heutzutage auf dem Untertor findet«, fuhr er fort. »Von dort bis zum Grasmarkt, vom Mercat Cross bis nach Cowgatehead ist das Blut der Märtyrer geflossen, und du wirst keinen Quadratkilometer Erde finden, der mehr durch das Blut der Auserwählten Gottes geheiligt wurde – jenen Hügel vor Jerusalem ausgenommen, den man Schädelstätte nennt. Aber Claverhouse muss sich beeilen, wenn er noch an meinen Kopf kommen will. Seine Zeit ist bald abgelaufen und die seines königlichen Gebieters ebenso.«

Neil Gow nickte. »Ich glaube, damit hast du recht, Duncan«, sagte er nachdenklich. »Ich bin sicher, der Rat spürt, wie ihm der Boden unter den Füßen heiß wird, und Claverhouses vergebliche Versuche, deiner habhaft zu werden, tun das Ihre dazu. Auch die Nachrichten aus London sind nicht gerade dazu angetan, ihre Gemüter zu beruhigen. Aber noch nutzen sie jede Gelegenheit, um Böses zu tun.«

»Nicht mehr lange, Neil, nicht mehr lange«, versicherte Duncan, und seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. »Ich füh-

le es ganz deutlich. Das blutige Haus Stuart wird vom Thron gestürzt werden, und das Schwert der Verfolgung wird zur Ruhe kommen. Die Gläubigen werden aus der Anfechtung wie der Mond aus den Wolken hervorgehen, wie die Sonne strahlen und wie ein Heer unter dem Banner dastehen. Der Gerechte wird nie mehr vergessen werden, aber das Andenken des Gottlosen wird vergehen.«

Duncan war aufgestanden und durchmaß den Raum mit langen Schritten. Seine Augen leuchteten, und sein Gesicht glühte. »John Graham vergisst, Neil, dass gejagte Männer meist lange leben, und noch hat er mich nicht gefangen. Ich glaube, ich muss dem Staatsrat noch einmal einen tüchtigen Schrecken einjagen.«

Besorgt und ungläubig starrte ihn der Freund an. »Duncan!«, rief er aus. »Du willst doch nicht etwa dein letztes Abenteuer wiederholen und noch einmal in den Sitzungssaal eindringen?«

Der andere lachte. »Sei unbesorgt, Neil, und reg dich nicht auf. So etwas Halsbrecherisches werde ich natürlich nicht versuchen. So etwas kann man nur einmal unternehmen. Ich werde mir etwas weniger Aufregendes ausdenken, um Sir George Mackenzie daran zu erinnern, dass es mich noch gibt.

Aber zu etwas anderem, Neil. Wie geht es Moira und ihrer Mutter?«

Gow machte ein sorgenvolles Gesicht. »Duncan, ich habe Angst um sie. Vor zwei Tagen habe ich mich mit Moira getroffen, und sie erzählte, dass sie Johnstone gesehen habe. Glücklicherweise konnte sie sich in einen Eingang stellen, als er mit einer Truppe Soldaten die Straße hinunterging, und so entging sie ihm knapp. Er sah sie nicht, aber sie hat große Angst vor diesem Mann. Sie fürchtet sich dabei nicht so sehr für sich als für ihre Mutter, denn

auch der würde es schlecht ergehen, wenn er Moira findet und sie sich gegen ihn wehrt. Aber warum fragst du?»

»Ich überlegte nur gerade. Johnstone war vor ein paar Tagen in Culzean. Marion meinte, er sei wohl auf der Suche nach den Hislops und im Besonderen nach Moira gewesen«, antwortete Duncan. Und als käme ihm dieser Gedanke gerade jetzt: »Könnten die beiden nicht vielleicht hier bei dir wohnen?«

Gow schaute den Freund an und war sehr bleich. »Vor zwei Tagen habe ich Moira gefragt, ob sie nicht ihre Mutter hierherbringen wolle und ob es nicht besser sei, wenn sie bei mir blieben. Aber sie wollte nichts davon wissen. Sie hatte Angst um mich und davor, dass Johnstone meine Doppelrolle durchschauen könnte. Sie war sehr traurig, weil noch dazu ihre Mutter denkt, ich stünde auf Claverhouses Seite und würde für den König und gegen die Bergbewohner arbeiten.« Seine Worte gingen in einem langen, schweren Seufzer unter.

Duncans Gesichtsausdruck zeugte von liebevoller Sorge, als er seinen mächtigen Arm um die schmalen Schultern des Freundes legte. »Nimm es nicht so schwer, Neil«, versuchte er zu trösten. »Es wird nicht mehr lange dauern, bis ganz Schottland weiß, was für eine Rolle du beim Kampf um die Kronrechte Christi in diesem Land gespielt hast. Vielleicht hatte Moira recht. Wir sollten sie am besten da wohnen lassen, wo sie jetzt sind, bis wir unsere Aufgabe erfüllt haben. Johnstone wird in den nächsten Tagen genug damit zu tun haben, nach dem Schwarzen Rächer zu suchen. Möglicherweise wünscht er sich nach dem, was Andrew Hislop vor seiner Ermordung sagte, auch, dass er mir nicht begegnet. Doch früher oder später kommt diese Begegnung auf ihn zu. Weiß Moira übrigens, wer ich bin?«

Neil schüttelte den Kopf. »Sie fragte mich, ob ich den Schwarzen Rächer kenne. Ich antwortete ihr wahrheitsgemäß, sagte aber nicht deinen Namen. Damit war sie aber völlig zufrieden.«

»Gut. Dieses Geheimnis ist für jeden gefährlich, der es kennt, und niemand kann etwas aussagen, was er nicht weiß.«

»Ich glaube, du hast recht, Duncan, und dabei wollen wir es belassen. Nur noch eins: Wie lange wirst du hierbleiben?«

»Bis nach der Sitzung des Staatsrates, von der ich mir einige Auskünfte über die Pläne zu meiner Ergreifung erhoffe. Andra wird mich in unserem Versteck im Schwarzen Wald von Swanston erwarten. Außerdem bleibe ich mit Angus McEwan in der Herberge ›Zum Eberkopf‹ in Verbindung, wo du mir immer Nachrichten zukommen lassen kannst. Jetzt lass uns noch den 126. Psalm lesen, ein großartiges Wort für angefochtene Menschen. Danach wollen wir zu Bett gehen.«

DER PLAN, DER FEHLSCHLUG



»Das also ist die Lage, in der wir uns heute befinden, meine Herren. Der Staatsrat von Schottland wird vor der Öffentlichkeit von diesem Verräter lächerlich gemacht.« Sir George Mackenzie, der Vorsitzende des erlauchten Gremiums, schaute sich bei diesen Worten unter seinen Zuhörern um. Sein Gesicht war gerötet, und seine gewöhnlich wohlklingende Stimme klang rau und ärgerlich. »Denkt nur«, fuhr er fort und ließ seine Faust krachend auf den Tisch niederfahren, »dieser Mensch hat die Frechheit besessen, nicht nur nach Edinburgh zu kommen, sondern auch in mein Haus einzudringen und mir diese Warnung an das Kopfkissen in meinem Schlafzimmer zu heften: ›Eure Pläne, George Mackenzie, sind auch dann vergeblich, wenn sie klug sind. Eure Macht wird schwächer. Warnend grüßt der Schwarze Rächer.«

Die Mitglieder des Staatsrates, die sich in dem üblichen, mit dunkler Eiche getäfelten Raum versammelt hatten, hörten ungläubig zu, als der Vorsitzende die Worte vorlas. Ein unbehagliches Schweigen folgte. Viele unangenehme Erinnerungen stiegen in ihnen hoch, und sie dachten an manche wahre und manche übertriebene Erzählung über dieses geheimnisvolle Wesen, das der gesamten Regierung und allen Streitkräften des Königs die Stirn bot.

»Aber wie ist er in Euer Haus hineingekommen?«, fragte der mürrische alte Phineas Groat, einer der führenden Anwälte Schottlands und ein erbitterter Feind des Glaubensbundes.

»Das kann ich nicht sagen. Meine Frau und meine Kinder waren den Tag über ausgegangen. Gow war hier bei mir in den Diensträumen, und die Dienerschaft hatte einen freien Tag. Es bleibt ein Geheimnis, wie er ins Haus gelangte. Alle Türen und Fenster waren verschlossen, und nur der böse Feind selbst konn-

te das Gebäude betreten und wieder verlassen, ohne eine Tür oder ein Fenster offen zu lassen.«

Die Erwähnung des Teufels durchfuhr alle Anwesenden, denn in jener Zeit des Blutes, der Verwirrung und des Aberglaubens galt es als bewiesen, dass ihr furchtbarer Feind im Bund mit dem Satan stünde. Seine waghalsigen Unternehmungen, sein Mut, seine Kraft, Umsicht und Klugheit, die er seine Verfolger spüren ließ, jagten den Feinden ein um das andere Mal Furcht und Schrecken ein.

Nur Neil Gow und General Graham schienen die Worte Mackenzies nicht zu rühren. Der Erstere stand an seinem hohen Pult und war emsig mit Schreiben beschäftigt, während der Soldat mit einem zynischen Grinsen seine schlanken Finger betrachtete.

»Benutzt nur ein wenig Euren gesunden Menschenverstand, meine Herren«, sagte er ruhig. »Ohne Zweifel drang er ins Haus ein, nachdem er gesehen hatte, dass Lady Mackenzie mit ihren Kindern fortgegangen war. Die einzige Lösung ist, dass er sich auf irgendeine Weise einen Schlüssel verschaffte, und daran ist wahrlich nichts Übernatürliches. Wir wollen uns doch nicht in abergläubischen Vermutungen ergehen und Altweibergeschichten Glauben schenken.«

Seine Worte wirkten. Die Gesellschaft war wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt worden.

»Zweifellos hat General Graham recht«, pflichtete ihm der Vorsitzende bei. »Was geschehen ist, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Wir können lediglich darauf achten, dass es nicht noch einmal geschieht. Wir müssen endlich dieser Missgeburt auf die Spur kommen und sie dingfest machen. Zu diesem

Zweck habe ich Euch zusammengerufen, denn ich vermute, dass sich General Graham einen Plan zurechtgelegt hat, wie unsere Aufgabe zu bewerkstelligen ist. Die letzten Streiche des Schurken haben ganz Schottland aufmerken lassen.«

Aller Augen richteten sich auf den Soldaten, der gelassen, aber doch ernst am Tisch saß und mit dem Spitzenbesatz seiner Uniformärmel spielte. Sein Blick fuhr über die Mitglieder des Rates und streifte auch Neil Gow, der mit seinem Gänsekiel in der Hand scheinbar kaum wahrnahm, was um ihn hervorging.

»Die unverschämte Belästigung, die Sir George Mackenzie erfahren hat, führt einen neuen Gesichtspunkt in unsere Überlegungen ein«, begann er. »Bisher hat unser Gegner seine Aufmerksamkeit nur den Mooren, Hügeln und Schluchten von Ayrshire, Galloway und den südlichen Landesteilen zugewendet. Er ist mit jedem Winkel und jeder Ecke dieser Gegenden so vertraut wie Ihr mit den Zügen Eurer Hand oder mit dem Gesicht Eurer Mutter. Wir wollen uns nichts vormachen. Sein Pferd ist das schnellste in ganz Schottland, seit das meine bei Drumclog getötet wurde. Er benutzt einen langen Bogen, der genauer und tödlicher trifft als alle Waffen meiner Männer. Außerdem ist er ein geübter Schwertkämpfer und verfügt über große Körperkräfte. Dazu kommt, dass er ein Meister in der Kunst der Verkleidung ist und – vielleicht sein größter Vorteil – seine Identität nur wenigen bekannt ist. Wenn man all das bedenkt, ist es gar nicht so verwunderlich, dass wir ihn bislang noch nicht zu fassen bekommen haben.«

Der Sprecher machte eine kurze Pause, und ein fast teuflischer Hass verzerrte seine wohlgestalteten Züge.

»Aber wir werden ihn ergreifen, und zwar lebendig«, sagte er unter Betonung jeder einzelnen Silbe. »Und dann, mein lieber

Schwarzer Rächer, werde ich dem Henker ein scharfes Messer in die Hand drücken, und er soll damit in Eurer Zelle herausfinden, wo Eure Gelenke sitzen. So wollen wir dann Eure Glieder Stück für Stück abtrennen, je eins für jeden meiner Soldaten, den Ihr hingerichtet habt.« Diese Worte wurden in einem so wilden und doch beherrschten Tonfall ausgestoßen, dass es selbst den durch Blut und Folter verhärteten Mitgliedern des Rates durch Mark und Bein ging.

Claverhouse lächelte zynisch. »Meine Herren, Ihr seid noch zu empfindlich. Wenn wir den Kerl fassen wollen, dann muss es durch List geschehen. Ich gebe zu, dass er schlau ist. Wir müssen ihm also eine noch schlauere Falle stellen, ihn ins Netz locken und dann alles daransetzen, dass er nicht wieder entspringt.«

»Mir ist, als hätten wir das alles schon einmal von General Graham gehört«, sagte Lord Inchkeith, ein anderes der Mitglieder.

»Und vielleicht werdet Ihr es noch einmal hören«, war die kühle Entgegnung, »weil es keine unfehlbare Lösung gibt, keinen Plan, der gegen menschliche Schwächen gefeit ist. Doch wenn der edle Lord einen besseren Vorschlag zu machen hat, sind wir begierig, ihn zu hören.«

»Ich will gar nichts vorschlagen«, wehrte der andere hastig ab. »Womit wollt Ihr Euer Opfer ködern, General Graham?«

»Ich möchte die Falle mit Menschen spicken, besonders mit Frauen und Kindern. Hört zu, meine Herren. Lasst uns eine Familie finden, die dem Glaubensbund angehört und aus mindestens einer Frau, einem Jungen, einer hübschen Tochter und einem Vater besteht, der einer dieser Sektierer ist. Er soll daraufhin verhaftet werden und in einem der stark befestigten Schlösser von Ayrshire

sein Urteil erwarten. Als Nächstes muss das Gerücht unter die Leute, dass der Rest der Familie ebenfalls festgenommen werden soll. Dabei ist natürlich dafür zu sorgen, dass sie uns der Rächer nicht entführt. Wenn nach einer Woche bekannt ist, dass die Familie unter Verdacht steht, wird sie tatsächlich verhaftet und unter der Begründung fortgeschafft, dass sie an einem bestimmten Tag in Edinburgh verhört werden soll. An diesem bewussten Tag haben wir sie dann nach Edinburgh zu schaffen, aber mit ihnen zusammen einige weitere, vermeintliche Gefangene, die jedoch in Wirklichkeit meine Leute sind. Sie werden sich als Glaubensbündler verkleiden, Psalmen singen, sich über die göttliche Vorherbestimmung und über die fünf Punkte des Calvinismus unterhalten. Jeder wird sie für hartgesottene Liberale halten, aber insgeheim werden sie ihre Pistolen bereit und ihr Pulver trocken halten, um mit dem Schurken fertigzuwerden, wenn er auftaucht.«

»Das klingt gut«, sinnierte Inchkeith. »Doch angenommen, der Rächer überlegt es sich anders und versucht keine Befreiung oder ist vielleicht anderswo beschäftigt?«

»Dann«, erwiderte Claverhouse ruhig, »sind wir genauso weit wie vorher. Die Soldaten bringen die Gefangenen wie vorgesehen hierher, wo sie verhört und bestraft werden, und dann stellen wir die Falle mit neuen Ködern. An Menschenmaterial haben wir ja in Ayrshire und Galloway keinen Mangel, sodass früher oder später der Rächer anbeißen wird.«

»Wer soll mit der Durchführung des Planes beauftragt werden?«, wollte der Vorsitzende wissen.

»Ich denke an einen der Offiziere des Regimentes von Dumfries, einen Soldaten, der reiche Erfahrung im Aufspüren von Flüchtlingen, Verrätern und ähnlichem Gesindel besitzt. Er in-

teressiert sich besonders für den Schwarzen Rächer und hat sich gründlich mit seinen Verbrechen, seinem Vorgehen und seinen Schlichen beschäftigt. Wenn irgendjemand diesen Schuft zur Strecke bringen kann, dann ist er es. Er wartet im Nebenzimmer, und wenn Gow ihn hereinbringt, könnt Ihr ihn kennenlernen.«

Neil Gow verließ sein hohes Pult und ging in den benachbarten Raum. Gleich darauf kam er mit einem Mann zurück, dessen Uniform ihn als Angehörigen des Regimentes von Dumfries auswies. Er war von ungewöhnlicher Größe, so groß wie der, den er jagen sollte. Breitschultrig und starkknochig stand er da, mit wettergebräuntem Gesicht und schon leicht angegrautem Haar.

»Meine Herren«, sagte Claverhouse, »ich darf Euch Hauptmann Monteith vorstellen, der in Europa, in der Schlacht von Senneffe, an meiner Seite kämpfte und sich außerdem bei Drumclog und Bothwell Bridge ausgezeichnet hat. Er hofft, uns von der Verräterpest zu befreien.«

»Glaubt Ihr, Ihr könntet das schaffen?«, fragte George Mackenzie den Soldaten. »Wenn Ihr es könnt, seid Ihr um 10 000 Pfund reicher.«

»Ich kann nichts versprechen«, war die langsame Antwort. »Man kann nur sein Bestes tun, aber ich hoffe stark, dass ich Erfolg haben werde. Mehr will ich im Augenblick nicht sagen.«

Die Bescheidenheit der Antwort schien den Ratsmitgliedern zu gefallen, und Mackenzie nickte anerkennend.



Zehn Tage später wurde das kleine Dörfchen Humeston und die ganze Umgegend durch die Verhaftung des frommen Pfarrers

Malcolm Faulds und seine Verschleppung in das alte Schloss Killochan aufgeschreckt. Hier hatte Hauptmann Monteith, der befehligende Offizier, sein Hauptquartier. Leutnant Smye, der den Gefangenen vorführte, machte seinem Vorgesetzten die Meldung, dass es unter den Bauern und Dorfbewohnern Anzeichen einer Erhebung gebe, da der Pfarrer anscheinend eine hochangesehene Persönlichkeit sei.

Am Tag nach der Gefangennahme erschien die Frau des armen Mannes und eine Abordnung aus dem Dorf vor Hauptmann Monteith.

Die gebrochene Frau erklärte, dass sich ihr Mann nie an den verbotenen Versammlungen unter freiem Himmel beteiligt habe und auch nicht an irgendwelchen anderen Unternehmungen des Glaubensbundes. Er sei einfach seiner Herde ein Hirte gewesen, habe allen in gleicher Weise das Evangelium verkündigt, das Wort des Lebens unverfälscht erhalten und den Kranken, den Leidenden und Trauernden ohne Ansehen der Person gedient. Die Abordnung bestätigte die Worte der Frau und beteuerte, dass der Pfarrer ein Segen für die ganze Gemeinde gewesen sei. Doch Monteith hatte für alle Bitten und Argumente nur taube Ohren.

»Wie steht er zur Schwurformel?«, herrschte er die weinende Pfarrfrau an. »Wird er den König öffentlich als das Haupt der Kirche anerkennen und ihm Treue schwören?«

»Niemals!«, war die bestimmte Antwort. »Mein guter Mann erkennt nur einen als Haupt der Kirche an, und das ist Jesus Christus. In seiner Morgen- und Abendandacht vergisst er aber nie, für Seine Majestät, den König, zu beten, dass ihn der Geist Gottes erleuchten, ihm die Augen öffnen und ihn zur heilsamen Erkenntnis Jesu Christi führen möchte.«

»Seht Euch vor, Frau«, drohte Monteith, »dass Euch Eure vorlaute Zunge nicht heute noch zusammen mit Euren Kindern dahin bringt, wo sich Euer Mann jetzt befindet.« Mit diesen Worten entließ er die Abordnung, als ob er die feindlichen Blicke und das halblaute Gemurmel gar nicht wahrnehme.

»Ich fürchte, mit denen werden wir Ärger bekommen, bevor unser Unternehmen noch zu Ende ist«, bemerkte Smye, der während der Unterredung anwesend gewesen war.

»Mein guter Smye, ich habe Ärger erwartet. Genau das wünschen wir uns ja, und im Grunde läuft alles nach Plan.« Er rieb sich befriedigt die Hände. »Unsere Aktion wird sich in ganz Ayrshire herumsprechen, und ziemlich sicher wird sie auch die Aufmerksamkeit des Schwarzen Rächers erregen. Wenn wir erst den Rest der Familie festnehmen, wird ihn das auf alle Fälle aus der Reserve locken. Ich bin überzeugt, dass er dann versucht, sie zu befreien, und da er nichts von unserem Plan weiß, wird er uns todsicher ins Netz gehen. Wir müssen nur darauf achten, dass unser Täuschungsmanöver bis in die letzte Einzelheit wie vorgesehen abläuft.

Denkt daran, Smye, dass niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen herausrutschen darf. Wir haben es mit einem Mann zu tun, der schlau wie der Teufel, stark wie ein Pferd und verwandlungsfähig wie sonst niemand ist. Erst wenige haben sein wahres Gesicht gesehen und können eine genaue Beschreibung von ihm geben. Etwas kann er allerdings durch keine Verkleidung verbergen, und das ist seine Größe. Deshalb achtet auf jeden, der größer als einen Meter neunzig ist. Seid eher etwas übereifrig in der Erfüllung Eurer Pflicht, als dass Ihr den Rächer entkommen lasst und 10 000 Pfund Belohnung dazu. Nun kümmert Euch da-

rum, dass das Gerücht verbreitet wird, die ganze Familie Faulds solle verhaftet werden. Lasst das Haus scharf bewachen, und nehmt sie heute in vier Tagen fest.«

Bestürzung gab es in der Gegend von Humestone, als die Familie Faulds abgeholt wurde. Die Bewohner schüttelten die Fäuste gegen Smye und seine Abteilung Dragoner, und wilde Verwünschungen waren zu hören, als die Mutter, der Sohn und die Tochter aus dem Haus geführt wurden. So feindselig war die Menge, dass Smye fast eine spontane Befreiungsaktion befürchtete. Er hatte nur zwei Soldaten mitgebracht, aber Verstärkung durch die vier erhalten, die das Haus vor dem Schwarzen Rächer bewahren sollten. Als die Gruppe das Haus verließ, hatte sich eine große Schar von Dorfbewohnern auf der Straße versammelt und stieß Drohungen gegen die Männer aus. Leutnant Smye erinnerte sich an die Worte seines Vorgesetzten und schaute sich suchend nach Männern um, auf die die Beschreibung des Schwarzen Rächers hätte passen können. Was die Größe anging, gab es wohl ein Dutzend Dorfbewohner, die infrage kamen. Da stand der Schmied, ein stämmiger Mann mit gewaltigen Händen und Muskeln aus Stahl. Dort hinten unterhielten sich aufgeregte Hirten und Viehtreiber, Bauern und sogar wandernde Bettler, die sich in Humeston versammelt hatten, da gerade Markttag war.

Die drei Gefangenen wirkten seltsam inmitten dieser kriegerischen Gruppe der Soldaten. Mary Faulds war mit ihrem weißen Haar, den sanften Augen und dem blassen Gesicht eine Erscheinung von überlegener Ruhe und Würde. Isabel, ihre siebzehnjährige Tochter, wurde »Rose von Carrick« genannt. Rotgoldenes Haar fiel in einem dichten Schleier über ihre Schultern. Zwischen ihr und ihrer Mutter stand Dugal, ein aufrechter jun-

ger Mann von zwanzig Jahren, der den beiden Frauen männlich den Arm bot.

Smye wurde langsam nervös und drängte zum Aufbruch. Er hatte das unheimliche Gefühl, dass irgendwo in der Menge vor dem Haus der gefürchtete Gegner stand, der immer noch Claverhouse und seinen Männern trotzte. Diese Angst kam nicht von ungefähr, denn einer seiner Leute brachte ihm einen Zettel, den er auf dem Küchentisch der Familie gefunden hatte und auf dem stand:

*»Wenn sie Euch von hier vertreiben,
könnt Ihr ganz gelassen bleiben.
Geht mit Smye, Gott ist Euch nah,
und auch ich bin für Euch da.
Der Schwarze Rächer.«*

Der Soldat las den Vers mit einem Gefühl von Erstaunen und Entsetzen. Keiner der Gefangenen konnte ihm sagen, wie das Stück Papier in die Küche gekommen war. Viele Freunde der Familie waren an diesem Morgen im Haus der Faulds ein- und ausgegangen, denn zum Markttag kam mancher in das Dorf, der nicht oft in der Gegend war. Sie gaben zu, die Botschaft, einige Minuten bevor die Soldaten eintraten, gelesen zu haben, aber von wem sie stammte, wussten sie nicht. Smye sah keinen Grund, sie der Lüge zu verdächtigen. Dass sich der Vers auf ihn bezog, wunderte ihn. Warum hatte der Rächer die Familie ermutigt, mit ihm zu gehen? Er wurde das unguete Gefühl nicht los, dass der geheimnis-

volle Unbekannte alles über ihre Pläne wusste und von sich aus Schritte unternahm, um ihnen zuvorzukommen. Schon wusste die Menge vor dem Haus von dem Zettel – so etwas sprach sich in Windeseile herum –, und Smye beschloss, nun wirklich aufzubrechen, da sich der Nachmittag bereits dem Ende zuneigte und die Entfernung nach Schloss Killochan über sechs Kilometer betrug. Auch seine Leute hatten sich von der allgemeinen Spannung anstecken lassen, und ihre Nerven waren nicht in der besten Verfassung. Dieser Ort war ihnen unheimlich. Feindseligkeit, Ablehnung und Schrecken sowie die Angst vor dem Unbekannten lagen in der Luft.

Um das Maß voll zu machen, drängte sich jetzt noch ein junger Bengel durch die Menge und ging auf Smye zu. »Hier, mein Herr!«, rief er, »das soll ich Euch von ihm geben.« Damit drückte er ihm einen zerknüllten Fetzen Papier in die Hand.

Wie automatisch griff der Leutnant nach dem Zettel und las:

*»Smye, hört zu und lasst Euch sagen:
Quält Ihr sie, werdet Ihr erschlagen!«*

»Haltet den Jungen fest!«, schrie er, und einer seiner Männer ergriff den Boten, der vergeblich zu entkommen suchte.

»Wer hat dir das gegeben?«, fragte der Offizier.

»Der große Mann«, antwortete der Junge mürrisch.

»Welcher große Mann? Siehst du ihn hier irgendwo stehen?«

»Nein, der ist schon längst fortgeritten.«

»Wo hat er dir das gegeben?«

»Auf der anderen Seite des Flusses«, sagte der Junge und machte eine unbestimmte Handbewegung nach Westen.

»Der Fluss ist ungefähr einen Kilometer entfernt«, erklärte einer der Soldaten, der sich in der Gegend auskannte.

»Was hat er dir aufgetragen?«, wollte Smye wissen.

»Er sagte mir: ›Gib das dem Leutnant Smye.«

»Und du weißt nicht, wer er war?«

»Doch, das weiß ich!«, war die Antwort.

»Wirklich?«, frage der Soldat verblüfft. »Wie heißt er?«

»Schwarzer Rächer«, rief der Bengel triumphierend, und man merkte, dass ihm das Verhör jetzt fast selbst Spaß machte.

»Woher weißt du, dass er es war?«, fragte Smye kurz.

»Woher ich das weiß?«, kam es spöttisch zurück. »Er trug eine schwarze Maske, ritt ein schwarzes Pferd und hatte einen schwarzen Hund bei sich.«

»Und du sagst, du siehst ihn hier nicht?«

»O doch, ich sehe ihn in diesem Augenblick.«

»Wo?«, bellte Smye.

»Hinter Euch, auf dem Kildoohügel.«

Die gesamte Dragonerschar, die angespannt das Gespräch be-
lauscht hatte, fuhr in die angegebene Richtung herum. Dort auf
der Höhe eines Hügels in ungefähr anderthalb Kilometer Ent-
fernung zeichnete sich deutlich die Silhouette eines hochgewach-
senen Mannes auf einem Pferd ab, neben dem ein großer Hund
stand. Einen Augenblick verharrten sie reglos, bis sie auf der an-
deren Seite des Hügels untertauchten.

Als sich Smye wieder umdrehte, war der Junge, der die War-
nung abgeliefert hatte, verschwunden.

Der Leutnant rief seine Leute zusammen, ließ sie die Gefangenen in die Mitte nehmen und bewegte sich trotz der Schmährufe der Bevölkerung langsam die Straße hinunter. Drei Kilometer lang führte der Weg durch das Moragsmoor, ein wüstes Stück Land, und dann durch eine bewaldete Schlucht, die Tairlaw Glen genannt wurde. Es war schon dunkel, als sie den Eingang der Schlucht erreichten, und ein dünner, fast nebelartiger Regen durchnässte die Kleidung.

Gegen Ende der Schlucht stieß plötzlich einer der Soldaten einen heiseren Schrei aus und zeigte den rechten Abhang hinauf. Dort oben, gegen den Abendhimmel, war die Gestalt eines riesigen Mannes zu sehen, der einen Bogen in der Hand hielt und einen Hund an seiner Seite hatte. Ein schwarzer Umhang bedeckte seinen Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Mann und Hund standen unbeweglich neben einem großen Felsbrocken. Doch mit einem Mal waren sie in der Dunkelheit verschwunden. Die Soldaten erschauerten.

»War das ein Mensch, oder war es der Teufel?«, fragte der Soldat, der als Erster die Erscheinung bemerkt hatte. »Wenn er noch einen Moment gewartet hätte, hätte ich es mit einer Kugel nachgeprüft.«

»Wenn er gewartet hätte«, erwiderte Smye, »dann wärt Ihr schon jetzt in der Hölle und könntet den Teufel am besten persönlich fragen.«

Eine halbe Stunde später erreichten die Dragoner mit den Gefangenen das Schloss.

»Damit wäre mein Bericht zu Ende«, sagte Leutnant Smye zu seinem Vorgesetzten, als sie drei Stunden später zusammensa-

ßen. »Zweifellos hat dieser Schurke die Absicht, die Gefangenen zu befreien.«

Hauptmann Monteith nickte, und seine Augen glänzten. »Wir fassen ihn, Smye, wir fassen ihn, so wahr ich Monteith heiße.«

»Was mir nicht ganz klar ist, Herr Hauptmann – warum hat er auf dem Weg hierher keinen Versuch unternommen und sich uns nur in der Tairlaw Glen gezeigt?«

»Das lässt sich leicht beantworten. Er möchte die gesamte Familie befreien, also auch den Vater. Selbst wenn er es fertiggebracht hätte, Euch die drei Gefangenen zu entreißen, musste er ja fürchten, dass der Vater umso sicherer umkäme. Außerdem war die Situation nicht besonders günstig für ihn: Ihr wart in der Überzahl, und die Gefangenen hätten getötet werden können. So zeigte er sich in der Schlucht nur, um Euch nach seiner ersten Warnung noch weiter einzuschüchtern. Glaubt mir, er will die Glaubensbündler auf eine weniger gewaltsame Weise befreien als durch einen Frontalangriff auf die Streitkräfte des Königs. Es ist unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass er eine entsprechende Gelegenheit erhält und dabei scheitert.

Da Claverhouse in einer besonderen Mission nach London reisen musste, habe ich mich an Sir George Mackenzie gewandt und um die Entsendung von sechs vertrauenswürdigen Männern gebeten, die wir als Glaubensbündler verkleiden werden. Sie werden zusammen mit den anderen in das Schloss gesteckt, und nach außen hin lassen wir den Zeitpunkt durchsickern, zu dem die ganze Brut nach Edinburgh überführt werden soll. Außer uns beiden werden dann nur noch zwei unserer Leute als Bedeckung mitreisen. Doch zusammen mit den falschen Gefangenen sind wir genug Männer, um dem Rächer die Überraschung seines Lebens zu bereiten.«

»Der Plan klingt vorzüglich. Aber warum sollen wir uns die ›Schauspieler‹ aus Edinburgh holen?«

»Weil die meisten unserer Männer inzwischen hier in der Gegend zu bekannt sind und dadurch der Gegner sicher Wind bekäme. Ich habe Sir George Mackenzie genau beschrieben, wie sich unsere Leute geben müssen: Sie haben in der Art und Weise der Glaubensbündler zu reden und dasselbe endlose fromme Kauderwelsch zu benutzen. Smye, ich fühle schon beinahe 10 000 Pfund in meinen Taschen und sehe uns für besondere Verdienste um König und Vaterland befördert.«



Vier Tage später saß Duncan Fenwick im Haus Neil Gows und lauschte gespannt dem Bericht seines Freundes.

»Der Mann kam vor zwei Tagen an, Duncan. Er sagte, er sei von Hauptmann Monteith geschickt und habe einen Brief für Sir George Mackenzie. Den habe ich gelesen, bevor ich ihn an Sir George weitergegeben habe. Er bat mich hinterher, ein Ermächtigungsschreiben für sechs Soldaten zu entwerfen, die Captain Duncan in besonderem Auftrag nach Schloss Killochan begleiten.«

Neil Gow schwieg für einen Augenblick. »Weißt du, Duncan«, sagte er sinnend. »Erinnerst du dich an den Abend, an dem du mich vor den Räufern gerettet hast und mich nach Hause trugst?«

Duncan nickte. »Ich erinnere mich gut daran, Neil.«

»Du wirst es kaum glauben, aber der Mann, der den Brief überbrachte, war einer jener Räuber, die mir damals so übel mit-

spielten. Ich erkannte ihn sofort wieder und vertröstete ihn unter einem Vorwand auf den nächsten Tag. Inzwischen sprach ich mit einem Freund. Der Bote bekam sein Ermächtigungsschreiben gestern Abend nach Einbruch der Dunkelheit. Zufällig war mein Freund hier in der Nähe, und auf dem Weg hatte der Soldat einen kleinen Unfall: Ein Backstein fiel ihm auf den Kopf und raubte ihm das Bewusstsein. Mein Freund hatte die Freundlichkeit, ihn mit zu sich nach Hause zu nehmen, wo er sich um ihn kümmert, bis er wieder genesen ist. Dann tut er wahrscheinlich am besten daran, so schnell wie möglich nach England zu fliehen, denn sollte ihn Claverhouse noch einmal zu Gesicht bekommen, wäre sein Kopf nicht mehr allzu viel wert. Er verlor nämlich das Dokument, das ich ihm gab.

Sir George hatte es eilig und gab sich nicht die Mühe, es besonders sorgfältig zu lesen, bevor er es unterschrieb und ich das Siegel des Staatsrates darauf drückte. Es bevollmächtigt Captain Duncan, sich sechs gefangene Männer des Glaubensbundes für eine besondere Aufgabe auszuwählen. Als sich Sir George das Schriftstück angesehen hat, stand dort noch ›Soldaten‹, doch das hatte ich mit einer besonderen Tinte geschrieben, die inzwischen verblasst ist. Morgen steht sechs Stunden lang ›Glaubensbündler‹ da. Dann, auf dem Weg aus der Stadt, bringst du das Schriftstück noch einmal zu mir, und ich werde für unseren Freund Hauptmann Monteith wieder ›Soldaten‹ an die entsprechende Stelle schreiben. Wenn der Betrug entdeckt ist, wird man die Schuld daran dem Schurken geben, der den Soldaten überfiel, und das muss ja einfach der Schwarze Rächer gewesen sein.«

Duncan sah Neil Gow an. Und dann lachten beide Männer, dass ihnen die Tränen kamen.



Die ganze Familie Faulds war in zwei benachbarte Zimmer im Schloss gesperrt worden. Dafür waren alle vier sehr dankbar, und das Wiedersehen mit dem Vater war ein regelrechtes Fest für alle. Dieses Vorrecht verdankten sie zum größten Teil der Fürsprache Smyes, dem die Warnung des Schwarzen Rächers noch im Ohr klang. Seiner Meinung nach hatte es keinen Sinn, den Gefangenen, die doch nur den Köder abgaben, unnötiges Leiden aufzubürden.

Hauptmann Monteith besuchte sie mehrmals, um vielleicht die eine oder andere Auskunft über den Rächer zu erhalten, doch er hoffte vergeblich.

»Entweder haben sie einen unglaublich starken Willen, oder sie wissen wirklich nichts«, sagte er zu Smye.

»Ich glaube, das Zweite ist der Fall, Herr Hauptmann, denn sie haben sicherlich nicht mehr Ahnung als Ihr oder ich. Auf der anderen Seite erwarten sie aber, befreit zu werden. Ihr Vertrauen in diesen Mann ist sehr groß.«

Sein Vorgesetzter nickte. »Ich weiß, ich weiß«, sagte er ge-reizt, »und das gibt mir zu denken. Sobald die anderen hier ein-treffen, bereiten wir unseren Abmarsch vor und werden in hof-fentlich ein bis zwei Tagen auf dem Weg nach Edinburgh sein. Der Befreiungsversuch wird wahrscheinlich unterwegs stattfin-den, und wir müssen deshalb sehr auf der Hut sein, Smye.«

Der Leutnant nickte zustimmend. »Wann können wir die sechs Mann erwarten?«

»Ich würde sagen, im Laufe des morgigen Tages. Wir werden sie zusammen mit den Gefangenen in dem Rittersaal im Erdge-

schoß unterbringen. Die Frauen sperren wir am besten in den Raum daneben. Ich hoffe, unsere Leute können sich mit den Faulds über Rechtfertigung, Heilsannahme und Heiligung unterhalten.«

Am späten Nachmittag des folgenden Tages traf der Reitertrupp unter Führung von Captain Duncan am Schloss ein. Neil Gow hatte dafür gesorgt, dass die Männer auf Kosten des Königs mit Pferden ausgerüstet wurden.

Hauptmann Monteith ging hinaus, um sie zu begrüßen, und warf einen neugierigen Blick auf den Offizier, der gerade von seinem Pferd stieg, um den Brief von George Mackenzie vorzuzeigen. Der Captain sprach mit eindeutigem Hochlandakzent, und Hauptmann Monteith sagte sich, dass er wohl aus einem der gälischen Regimenter stammte. Die Truppe war offensichtlich für ihre Rolle hervorragend ausgesucht und vorbereitet worden. Die sechs Männer hatten sich sofort von den übrigen Soldaten abge sondert und setzten in einer Ecke ihre unterbrochene ernste Erörterung religiöser Fragen fort.

»Bei der Auswahl Eurer Leute habt Ihr anscheinend eine gute Hand gehabt, Captain«, sagte Monteith anerkennend, als sie nach dem Abendessen vor dem Kamin im Empfangssaal des Schlosses beisammensaßen. »Man hat regelrecht Schwierigkeiten, sie von diesen langgesichtigen Presbyterianern zu unterscheiden. Wenn sie ihre Rolle weiterhin so gut spielen, wird unser Unternehmen wohl glücken.«

»Danke, Herr Hauptmann«, sagte der andere in seinem wohl lautenden Hochlandtonfall. »Es freut mich, dass Ihr zufrieden seid. Die Männer sind gründlich auf ihre Aufgabe vorbereitet worden und werden sie glänzend lösen.«

»Wissen sie alles, was sie zu tun haben?«

»Bis in die Einzelheiten. Ihr seht ja selbst, wie sehr sie sich ihre Rolle zu eigen gemacht haben. Niemand würde sie für etwas anderes als Glaubensbündler halten.«

»Wir werden sie bald mit den anderen Gefangenen zusammenstecken. Die ganze Umgebung weiß wahrscheinlich schon, was wir haben durchsickern lassen: dass weitere Gefangene gemacht worden sind und dass alle zusammen an einem bestimmten Tag nach Edinburgh geschafft werden sollen. Auf diese Weise hoffen wir, den Schurken in unsere Falle zu locken. Ich vermute, Ihr habt von diesem Kerl gehört, den man den Schwarzen Rächer nennt?«

»Ja, selbst im Hochland spricht man von ihm und erzählt von seinen Streichen. Aber glaubt Ihr wirklich, Ihr könnt ihn mit diesem Trick fangen?«

»Ich bin davon überzeugt, sofern jeder seine Aufgabe gewissenhaft erfüllt. Könnt Ihr Euch auf Eure Leute verlassen, Captain?«

»Ich wünsche mir nur, ich könnte mich auf die Euren ebenso verlassen wie auf die meinen. Sie werden mich nicht im Stich lassen. Hört nur!«

Hauptmann Monteith hörte voll Erstaunen, was draußen vor sich ging. »Was ist denn da los?«, fragte er schließlich.

»Das sind meine Männer. Sie singen den 23. Psalm nach dem Psalter der Märtyrer. Ich glaube, Ihr solltet sie jetzt zu den anderen sperren. Ich würde auch gern einmal das Zimmer sehen, wo sie bleiben werden. Weil meine Männer auf der Hut sind, braucht Ihr keine eigenen Wachen ins Zimmer zu beordern. Ich werde selbst während der ersten sechs Stunden die Bewachung übernehmen. Vielleicht kann mich danach der Leutnant ablösen.«

»Sehr wohl, Captain«, sagte Smye beflissen.

»Sind Eure Leute bewaffnet, Captain?«, fragte Monteith.

»Nein. Wir haben darauf verzichtet, weil wir meinten, die Gefangenen dürften sie auf keinen Fall mit Waffen sehen. Ich meine, es müsste genügen, wenn sie vor dem Abmarsch nach Edinburgh mit Pistolen ausgerüstet würden.«

»Ein guter Gedanke. Das wollen wir später so machen. Bringt sie jetzt her, damit wir sie zu den Faulds führen können.«

Wenig später saßen die sechs Männer und die gefangene Familie zusammen auf dem strohbedeckten Boden des Saales. Draußen war es pechschwarze Nacht. Regen trommelte auf das Dach und an die Scheiben, und der Wind heulte um die Ecken des Gebäudes, das mehr als ein Jahr leer gestanden hatte, bevor Monteith es zu seinem Quartier gemacht hatte.

Captain Duncan und Leutnant Smye saßen noch vor dem Kaminfeuer, als sie durch das Trappeln hastiger Schritte aufgeschreckt wurden. Hauptmann Monteith erschien in der Tür, schreckensbleich und mit zitternden Händen – das genaue Gegenbild jenes ruhigen und selbstsicheren Soldaten, der sich gerade von ihnen verabschiedet hatte, um zu Bett zu gehen.

»Seht nur«, keuchte er. »Das steckte in meinem Kopfkissen.« Die beiden Männer betrachteten überrascht den schwarzen Pfeil, den er in Händen hielt. Ärger, Erstaunen und Furcht waren auf sein Gesicht gemalt.

»Wie kam das hier ins Haus?«, fragte er barsch. Sein Blick fuhr prüfend über den Captain, aber sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, dass der es nicht gewesen sein konnte, da er ihn seit seiner Ankunft pausenlos hatte beobachten können. Es konnte auch keiner der anderen neu eingetroffenen Soldaten ge-

wesen sein, denn keiner von ihnen hätte es gewagt, einem Offizier einen solch üblen Streich zu spielen.

»Wann wart Ihr zuletzt auf Eurem Zimmer?«, fragte Duncan sachlich.

»Nicht mehr seit heute Mittag.« Monteith wandte sich an Smye: »Leutnant, wer hat heute das Schloss betreten?«

»Nur ein paar Händler, ein Viehtreiber aus Girvan, der Arbeit suchte, und einige Soldaten. Von denen kam kein einziger als Rächer infrage«, erinnerte sich Smye.

»Einer von ihnen muss es aber gewesen sein!«, fuhr ihn der Hauptmann an. »Wir werden uns morgen früh noch ausführlich mit dieser Sache beschäftigen.« Damit drehte er sich auf dem Absatz um und verließ den Raum. Einige Minuten später ging auch Smye.

Captain Duncan saß lange Zeit allein vor dem niederbrennenden Feuer. Der Wind seufzte im Gebälk und betonte nur die Stille, die über dem ganzen Schloss lag. Der Regen war in einen langen, schweren Wolkenbruch übergegangen und prasselte auf das Dach. Eine halbe Stunde lang starrte der Mann wie abwesend ins Feuer. Dann stand er leise auf, entriegelte die Hintertür und trat ins Freie. Er erreichte nach ein paar Schritten die Ställe und fand eine Laterne. Im Licht der kleinen Flamme sattelte er die Pferde, auf denen er und seine Männer angekommen waren. Zusätzlich suchte er weitere vier Tiere aus, die Monteiths Leuten gehörten. Danach verließ er den Stall wieder ebenso geräuschlos, wie er gekommen war, und schloss die Tür zu. Sein Rückweg führte ihn diesmal um das ganze Schloss, das er von früher genauestens zu kennen schien.

Am vorderen Eingang angekommen, schlich er vorsichtig in das Zimmer zurück, aus dem er aufgebrochen war. Das Feuer

war inzwischen zu einem Häufchen Glut herabgebrannt, und er musste ein neues Stück Holz auflegen. Wieder saß er eine lange Zeit, es mochte eine Stunde sein, vor den wärmenden Flammen. Als er zum zweiten Mal vor das Haus trat, hatte der Regen aufgehört, und die bleiche Scheibe des Mondes war in Abständen hinter den dahinjagenden Wolken zu sehen. Wieder schritt er einmal um das Schloss und lauschte anschließend angestrengt, ob sich im Haus etwas rührte, doch weder von oben noch von unten kam ein Laut.

Von einem Brett an der Wand nahm er nun einen Schlüssel und öffnete leise die Tür zum Rittersaal. Dort waren alle hellwach. Das Feuer warf einen rötlichen Schein auf die erwartungsvollen Gesichter, als ihnen Duncan kurz seinen Plan erklärte. Mary Faulds und ihre Tochter waren schon aus dem Nachbarzimmer herübergekommen, und so konnte man schließlich aufbrechen. Sorgfältig verschloss Duncan die Tür hinter der kleinen Gesellschaft und führte sie in den Stall. Der gepflasterte Boden dort war mit einer dicken Lage Stroh bedeckt, das die Hufschläge der Pferde dämpfte. Bevor Duncan ins Schloss zurückging, gab er noch einige letzte Anweisungen und schickte die Befreiten einzeln auf den Weg. Als der letzte in der Dunkelheit verschwunden war, überzeugte sich der Befreier erneut, dass kein Laut in den Sälen und Gängen des Hauses zu hören war. Dann ging er noch einmal in den Stall, band sein eigenes Pferd los und führte es am Zügel zu einem Dickicht in etwa fünfhundert Metern Entfernung. Dort beschrieb er den Wartenden den weiteren Weg.

Bevor sich die kleine Gruppe auf den Weg machte, fragte einer der Männer: »Ihr geht doch nicht noch einmal zurück in unseren Kerker, Duncan?«

»Doch, es ist nötig. Ich muss jetzt bald Smye wecken. Wenn er die Wache im guten Glauben antritt, dass alles in Ordnung sei, haben wir weitere sechs Stunden gewonnen. Dugal Faulds hier kennt die Gegend wie kein anderer, und unter seiner Führung könnt Ihr gar nicht fehlgehen. Morgen früh treffe ich Euch alle in der Höhle von Culzean. Dort wird ein Boot warten, das Euch auf die andere Seite der Förde und in Sicherheit bringt. Nun beilebt Euch, seid wachsam, und Gott behüte Euch.«

»Und er behüte auch Euch, unseren tapferen Befreier und männlichen Beschützer«, erwiderte Isabel Faulds mit tränenerstickter Stimme.

Duncan eilte zum Schloss zurück. Es war jetzt zwei Uhr früh, und er weckte Smye.

»Alles in Ordnung, Captain?«, fragte der Leutnant.

»Alles«, war die Antwort.

»Haben Euch die Gefangenen Ärger gemacht?«

»Nicht im Geringsten. Ich habe sie gerade noch gesehen, und sie scheinen mit ihrem Los ganz zufrieden zu sein. Ich schlage vor, dass Ihr sie bis zum Morgen in Frieden lasst. Macht es Euch wie ich vor dem Feuer bequem.«

»Habt Ihr keine Spur vom Schwarzen Rächer entdecken können?«, fragte Smye lächelnd.

»Ich sah niemanden, der gefährlicher war als ich selbst, und vermutlich werdet auch Ihr niemanden sehen. Gute Nacht, Leutnant.«

»Gute Nacht, Captain.«

Sobald Duncan in sein Zimmer kam, das im ersten Stock auf der Rückseite des Schlosses lag, öffnete er das Fenster und ließ sich aus fast vier Metern Höhe auf das weiche Gras fallen. Kurz darauf

stand er schon in dem Dickicht, in dem er sein Pferd angebunden hatte, und sprang mit einem grimmigen Lächeln in den Sattel.



Drei Stunden später kam Hauptmann Monteith aus seinem Zimmer und gesellte sich zu Smye, der vor dem Kamin saß.

»Ich kann an diesem verdammten Ort nicht richtig schlafen und habe tatsächlich geträumt, dass die Gefangenen entkommen seien. Solche Albträume kommen einem wohl, wenn man sich tagsüber viele Sorgen um etwas macht. Wie geht es den Leuten da drinnen?«

»Captain Duncan sagte, es sei alles in Ordnung, aber ich selbst habe sie mir noch nicht angesehen. Lasst uns einen Blick in den Saal – Aber hört!«

Beide Männer hörten verwundert auf das Klappern von Pferdehufen auf dem Vorplatz. Schon standen sie an der Tür und sahen sich einer Abteilung Dragonern gegenüber. Der Anführer war ein Offizier, den Monteith kannte.

»Haben sich bei Euch ein Offizier und eine Gruppe von Männern gemeldet, die vorgaben, Soldaten zu sein?«

Hauptmann Monteith begann zu zittern. »Ja, was ist mit ihnen? Sie sind noch hier.«

»Gut. Die sechs Männer sind entkommene Glaubensbündler, und ihr Führer ist der Schwarze Rächer selbst. Euer Bote wurde niedergeschlagen, und der Rächer stahl ihm den Brief von Sir George Mackenzie. Doch dann konnte unser Mann fliehen und uns Bericht erstatten. Wie der Rächer die sechs Gefangenen befreite, wissen wir nicht.«

Monteith und Smye standen starr vor Schreck und waren unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Schließlich riss sich der Hauptmann zusammen, und, gefolgt von dem Leutnant, rannte er ins Haus zurück und versuchte, in den Rittersaal zu gelangen. Wild hämmerten sie gegen die Tür, doch auf der anderen Seite regte sich nichts. Erst nach zehn Minuten gab das dicke Holz ihren Bemühungen nach, und sie mussten sich überzeugen, dass die Vögel ausgeflogen waren.

Hauptmann Monteith war ein gebrochener Mann. Mit gesenktem Kopf ließ er alle Fragen und Vorhaltungen über sich ergehen. Smye jedoch stürzte in den ersten Stock, um vielleicht noch eine Spur des Rächers zu entdecken. Das offene Fenster sprach eine deutliche Sprache, und zum Überfließen wurde das Maß durch einen Zettel auf dem Tisch gebracht:

*»Lieber Smye, ich muss jetzt gehn,
kann Euch nicht mehr weinen sehn.
Nun, Ihr werdet's überstehn;
grüßt auch Herrn Monteith recht schön.«*

DER SCHWARZE BOGENSCHÜTZE



*»Still, mein Kind, mein kleines Herzlein!
Still, mein Kindlein, musst nicht bang sein!
Dich fängt der Schwarze Rächer nicht ein.«*

Während der schrecklichen Jahre der »Blutigen Zeiten« (1685 – 1688), als John Graham von Claverhouse mit Tod und Schwert die südlichen Landesteile Schottlands heimsuchte, gab es zwei Fassungen dieses kleinen Kinderreimes. Die obige war die, mit der die Frauen der königlichen Soldaten während des Feldzugs ihrer Männer gegen den Glaubensbund ihre Kinder in den Schlaf sangen. Aber das Schlaflied der Bergbewohner wies einen kleinen Unterschied auf:

*»Still, mein Kind, mein kleines Herzlein!
Still, mein Kindlein, musst nicht bang sein!
Der Schwarze Rächer schützt dein Bettlein.«*

Die Verschiedenheit der Fassungen, wenn sie auch nur in ein paar Worten bestand, zeigt doch, dass die Meinungen über den geheimnisvollen Unbekannten, den man den Schwarzen Rächer nannte, weit auseinandergingen. Für die Soldaten des Königs, die sich bemühten, der presbyterianischen Kirche Papsttum und Prälatentum aufzuzwingen, war er ein landesverräterischer Gesetzesbrecher, der trotz des ausgesetzten Kopfgeldes von 10 000 Pfund aufgrund seiner übernatürlichen Kraft und Schlaueit immer wieder ihren Fallen entschlüpfte. Aber für die gehetz-

ten Männer des Glaubensbundes, deren Zuflucht die Moore und Hochebenen, die Erdlöcher und Höhlen waren und die für die Kronrechte Christi und die Freiheit des Glaubens kämpften, war der Schwarze Rächer ein Engel vom Himmel, der sie in ihrem Anliegen unterstützte, Gerechtigkeit übte und viele aus ihrer Schar vor Folter und Galgen rettete.

Diejenigen, die ihn einmal ohne seine schwarze Maske gesehen hatten, und das waren nicht viele, schworen, dass sie ihn nicht wiedererkennen würden, da er ein Meister der Verstellung und Verkleidung war. Wenige kannten seinen wirklichen Namen, und wer ihn kannte, hütete sich, diese Tatsache vor Claverhouse und seinen Leuten zuzugeben. Auch die grausamsten Foltern hatten keine Anhaltspunkte für seine wahre Identität zutage gebracht, denn was Menschen nicht wussten, das konnte ihnen auch keine Folter entreißen.

Auf seinem schwarzen Pferd, das in Schnelligkeit und Ausdauer unter den Pferden des Königs seinesgleichen suchte, bewegte er sich furchtlos durch den Süden Schottlands. Wenn man einigen abergläubischen Soldaten Glauben schenken wollte, dann hatten sie den Teufel höchstpersönlich hinter ihm auf dem Pferd sitzen sehen und beobachtet, wie dem Tier Feuer aus den Nüstern stob und wie es auf Geheiß seines höllischen Herrn Flügel entfaltete, um einen Berg mit einem Sprung zu bezwingen. Die Dragoner beteuerten immer wieder, dass sie anscheinend nur einem Gespenst nachjagten, das sie stets mit seinem schrecklichen, donnernden Lachen narrete.

Doch vor allem sein tödlicher Bogen und die geräuschlose, unheimliche Genauigkeit, mit der der Schütze traf und die die Waffen seiner Gegner wie Spielzeug erscheinen ließ, jagte ih-

nen Furcht und Schrecken ein. In den Gasthäusern erzählte man sich unzählige Geschichten über die Abenteuer des Schwarzen Rächers, über sein schwarzes Pferd, den schwarzen Bogen mit den todbringenden Pfeilen und seinen großen schwarzen Hund. Wo man auch hinkam – in den »Roten Löwen« in Swanston, den »Schwarzen Stier« in Straiton oder in die Herberge »Zum Eberkopf« in Girvan –, man konnte sicher sein, etwas Neues von dem großen Unbekannten zu erfahren. Und der Wirt der Herberge »Zum Eberkopf«, Angus McEwan, hörte ernsthaft zu und nickte zustimmend bei den unwahrscheinlichsten Erzählungen. Innerlich aber grinste er, denn er war einer der wenigen, die den Namen des Schwarzen Rächers kannten.

Wie ein Lauffeuer breitete sich die Neuigkeit von der Demütigung des Hauptmann Monteith und von der Rettung der Gefangenen im Lande aus. Fast so schnell, wie die Zugvögel es hätten tun können, trugen die vielen Reisenden von Schottland nach England oder umgekehrt die Nachrichten weiter, bis selbst der königliche Hof der Stuarts von den Meldungen widerhallte. Die Aussichten auf Erfolg der königlichen Soldaten wurden immer düsterer, denn die Berichte verloren auf dem Weg nicht etwa von ihrer Ungewöhnlichkeit – sie wurden vielmehr immer weiter ausgeschmückt. Schließlich wurde der Rächer als eine Art Ungeheuer dargestellt, das über die Stärke Simsons, die Weisheit Salomos und die diabolische Erfindungsgabe des Fürsten dieser Welt, Satan, verfügte.

Vor allem die politischen und religiösen Auswirkungen der verschiedenen Heldentaten des Rächers waren es, die die Politiker, Prälaten und Staatsmänner der beiden Hauptstädte beunruhigten. Der romantische Mythos, der sich um ihren Erzfeind bil-

dete, erschien ihnen höchst gefährlich, und in der Tat mehrten sich die Anzeichen dafür, dass sein Beispiel der unterdrückten Bevölkerung Mut zum Widerstand machte. Das Murren der Massen auf dem Grasmarkt in Edinburgh, die Schimpfworte, mit denen George Mackenzie bei seinem Erscheinen in den Straßen bedacht wurde, und die Flüche, die Claverhouse von Zeit zu Zeit zu hören bekam, waren wie herbstliche Blätter, die deutlich machten, woher der Wind wehte. Schatten waren es, die kommende Ereignisse ahnen ließen und dem Wachsamem anzeigten, dass sich der König nicht mehr lange auf seinem Thron würde halten können und sich ein grausames und tyrannisches Regime dem Ende näherte.

Gesetz und Gerechtigkeit waren jetzt nur noch Worte. Claverhouse ließ sich durch die Erfolge des Rächers schließlich zu einem geradezu unsinnigen Hass treiben. Nach den verschiedenen Demütigungen, die er im Laufe der Zeit erfahren hatte, schickte er nun ein ganzes Heer zusätzlichen Militärs auf die Suche nach seinem unheimlichen Feind. Spione und Späher durchstreiften den schottischen Süden und versuchten, irgendeinen kleinen Hinweis auf den Aufenthaltsort des Rächers zu erhaschen. Menschen wurden wie Verbrecher behandelt, wenn nur der Schatten eines Verdachtes auf sie fiel, wenn sie einen Angehörigen des Glaubensbundes schützten oder auch nur nicht anzeigten. Claverhouse und der Staatsrat wüteten furchtbar unter den Bergbewohnern in jenen Tagen und unter allen, die nicht bereit waren, ihr blutiges Spiel mitzuspielen.

Der Rächer seinerseits kämpfte mit Feuer gegen das Feuer und übte Gerechtigkeit, wo Ungerechtigkeit geschehen war. Man mochte manchmal bezweifeln, ob seine Handlungen weise wa-

ren, doch dass sie wirksam waren, stand außer Frage. Die listigsten Pläne des Staatsrates machte er zunichte, und die Grausamkeiten sadistischer Soldaten vergalt er nach dem Grundsatz: »Auge um Auge ...« Inzwischen war sein Name vollends zur Legende geworden – geliebt und verehrt von den Unterdrückten, gefürchtet von den Feinden.

Im Tal von Enterkin entriss er im Dunkel der Nacht zwei Männer und eine junge Frau den Soldaten, die sie nach Edinburgh bringen sollten. Bei dieser Gelegenheit war ihm Major von großem Nutzen. Er hatte das Gebiss des Hundes mit Phosphor bestrichen, sodass der Soldat, auf den Major lossprang, denken musste, aus dem Maul züngelte ihn Feuer an. Er wurde zu Boden gerissen und wagte nicht mehr, sich zu rühren. Währenddessen beschäftigte sich der Rächer mit dem anderen, fesselte dann beide und verschwand mit den Gefangenen. Da die Soldaten die drei in keiner Weise misshandelt hatten, blieben sie am Leben, und ihrer Erzählung war es zu verdanken, dass nun alle Welt von dem Hund sprach, der Feuer spie.

Und dann muss noch jener Abend im Spätsommer erwähnt werden, an dem sechs rotrockige Soldaten, ein Sergeant und fünf Rekruten, in den Hof der Herberge »Zum Eberkopf« einmarschierten. Die eisenbeschlagenen Absätze ihrer Stiefel und das Klirren ihrer langen, schweren Schwerter mit den korkbewehrten Griffen machten einen gewaltigen Lärm auf den Pflastersteinen. Der Eigentümer des Gasthauses öffnete ihnen selbst die Tür. Bei ihrem Eintreten wurde es sofort still in der großen Schankstube, denn jeder der Anwesenden sah, dass die Soldaten in schlechter Stimmung waren. Während ihnen Angus McEwan die Getränke brachte und die allgemeine Unterhaltung

wieder auflebte, bedachte der Anführer die Anwesenden mit finsternen Blicken.

»Habt Ihr einen weiten Weg hinter Euch, meine Herren?«, versuchte McEwan ein Gespräch anzuknüpfen. »Ihr seht ziemlich erschöpft aus.«

»Verlangt Ihr etwas anderes nach einem Marsch von dreißig Kilometern?«, gab der Offizier zurück und schloss einen kräftigen Fluch an.

»Darf ich mich erdreisten, danach zu fragen, wo Ihr Eure Pferde gelassen habt?«, tastete sich McEwan überhöflich weiter vor. »Ihr seid doch nicht etwa an den – nein, an den könnt Ihr nicht geraten sein, der würde sich doch nicht an die Soldaten des Königs wagen!« Der ironische Unterton in diesen Worten entging dem Sergeanten, der neu in jene Gegend von Ayrshire gekommen war, den Wirt nicht kannte und auch diesem nicht bekannt war.

Ein Schwall von Flüchen und Drohungen folgte der Frage McEwans. Die Soldaten redeten alle auf einmal, und wieder verstummte die Unterhaltung an den anderen Tischen.

»Wenn Ihr diesen schwarzen Teufel meint«, sagte der Offizier hasserfüllt, »dann habt Ihr recht. Gestern Abend kam er in unser Quartier, hatte die Uniform eines Leutnants aus dem Regiment von Dumfries an und wies ein gefälschtes Schreiben von Claverhouse vor. Darin stand, dass er ermächtigt sei, meine Gruppe zu übernehmen und die Bewachung der Gefangenen zu leiten, weil angeblich der Schwarze Rächer die Gegend unsicher mache. Der Wachtposten dachte sich nichts dabei, als der neue Offizier um Mitternacht auf ihn zukam. Er meinte, er sei aus Sicherheitsgründen auf einem Rundgang. Der aber ergriff unseren Mann, würgte ihn bis zur Bewusstlosigkeit, fesselte und knebelte ihn. Bei der Wachablösung

finden wir ihn, aber unsere Pferde waren verschwunden und ebenso die Gefangenen, die wir nach Edinburgh schaffen sollten. Ich darf gar nicht daran denken, was Claverhouse dazu sagen wird«, schloss er düster. »Es wäre ein Wunder, wenn er mich nicht hängte.«

»Meine Güte«, sagte McEwan mitfühlend. »Was wird denn dieser schwarze Kerl wohl als Nächstes anstellen?«



Wenn man es sich recht überlegte, war die Situation einfach grotesk. Ein einzelner Mann trotzte einer ganzen Armee, lachte General Graham ins Gesicht, stellte den ehrwürdigen Staatsrat von Schottland bloß und entkam immer wieder ungestraft. Der Rat, der über außergewöhnliche Vollmachten verfügte, kam wieder einmal nach den neuesten Streichen des Schwarzen Rächers im Haus George Mackenzies zusammen. Alle empfanden es als demütigend, von Neuem zur Zielscheibe des Volksspottes gemacht worden zu sein. Bevor die staatliche Autorität völlig untergraben war, darüber war man sich einig, musste endlich dieser Schuft dingfest gemacht werden. Längst war die geheimnisvolle Gestalt zu einer Art Volksheld geworden, und die vergeblichen Versuche des Heeres, seiner habhaft zu werden, erheiterten die ganze Nation.

Es war still in dem dunkel getäfelten Zimmer, als John Graham von Claverhouse in voller Uniform eintrat und seinen Platz am Sitzungstisch einnahm. Wenn er die feindlichen Blicke der übrigen Anwesenden wahrnahm, so zeigte er sich dadurch doch nicht im Mindesten beeindruckt oder beunruhigt.

»Der Gegenstand unserer heutigen Sitzung ist Euch allen bekannt«, begann George Mackenzie, der Vorsitzende. »Wir sind

sehr gespannt auf den Bericht General Grahams über die Gründe, warum sich dieser rebellische Liberale und Glaubensbündler noch immer auf freiem Fuß befindet. Weiterhin sind wir höchst erpicht darauf, die Schritte zu erfahren, die der General dagegen zu unternehmen gedenkt.«

»Unser Gegner ist weder übernatürlich noch unverletzlich«, begann Claverhouse mit jener unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit, die für ihn charakteristisch war.

»Aber warum sitzt er dann noch nicht hinter Schloss und Riegel?«, unterbrach ihn Lord Glenside, ein Mann mit einem Spitzbauch und einem schwammigen Gesicht, das nie ganz ein Grinsen unterdrücken konnte. »Er hat uns alle und die Streitkräfte Seiner Majestät doch wahrlich lange genug zum Narren gehalten.«

»Es stimmt, dass wir ihn noch nicht haben fassen können«, erwiderte der Soldat unter Betonung jeder Silbe, »aber niemand treibt lange ungestraft Mutwillen mit dem Heer von John Graham von Claverhouse.«

»Nicht einmal bei Drumclog«, höhnte Glenside.

»Nicht einmal bei Drumclog, bei welcher Gelegenheit der edle Lord wohl nicht anwesend war, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht. Doch er war zu jener Zeit ja wohl sowieso noch ein Liberaler.«

Diese Worte waren in ruhigem Tonfall gesprochen worden, doch sie hatten die Wirkung von Peitschenhieben. Glenside wurde rot, dann blass, erhob sich halb und blieb schließlich doch auf seinem Stuhl sitzen, um hasserfüllte Blicke auf den Soldaten zu werfen. Gerade wollte er etwas erwidern, als sich der Vorsitzende einmischte.

»Aber meine Herren, wir wollen doch solches Gezänk unterlassen«, sagte er scharf. »Wir brauchen keine Worte, sondern Taten. General Graham, könnt Ihr uns inzwischen weitere Aufschlüsse über den Namen und die Herkunft dieses Schurken geben, der uns ein solcher Pfahl im Fleisch geworden ist?«

Graham schwieg einen Augenblick lang. »Leider kann ich Euch keine weiteren Auskünfte über den Gegner geben als die, die Ihr schon kennt. Was seinen Namen angeht – da tappe ich genauso im Dunkeln wie Ihr alle. Wir haben die besten Männer auf seine Spur gesetzt, aber umsonst. Er ist schlau, gerissen, unglaublich stark und obendrein ein Meister der Verkleidung. Er ist kein gewöhnlicher Gegner«, gab der General widerstrebend zu. »Außerdem«, fuhr er fort, »kennt er jeden Berg und jede Schlucht, jede Höhle und jeden Wald im Süden Schottlands. Er verfügt über zahlreiche Verstecke und Tausende von Bundesgenossen, durch die er auf unerklärlichen Wegen Auskunft über jeden unserer Schritte erhält.«

»Meint Ihr nicht, General, dass es irgendjemand geben muss, der ihn kennt und sagen kann, wo er sich aufhält? Kann man nicht solche Mitwisser verhaften und ihnen durch Daumenschrauben und ›Stiefek‹ ihr Geheimnis entlocken?«, warf einer der Ratsherren ein.

Graham schüttelte den Kopf. »All das haben wir versucht, aber ohne Erfolg. Die wenigen, die ihn wirklich kennen, sind nicht zu finden, und so bleibt dieser Mann weiterhin ein Geheimnis. Andere, die wir befragt haben, konnten auch unter härtester Folter nicht mehr aussagen, als sie wussten. Die List des Gegners besteht gerade darin, die eigene Person völlig ins Dunkel zu hüllen. Ich bezweifle selbst, dass die, die er aus unserem Gewahrsam be-

freit hat, genau über ihn Bescheid wissen. Wir haben einen dieser Entsprungenen mitgebracht, der uns ein zweites Mal in die Hände fiel, als er bei einer Zusammenkunft predigte. Wenn es den Herren recht ist, können wir ja bei ihm den ›Stiefel‹ anwenden und sehen, ob ihm das den Mund öffnet. Hauptmann Grogan hier wird ihm die Ehre erweisen.«

»Bringt ihn her«, brummte Glenside. »Ich kann nicht glauben, dass sie den Namen des Schuftes nicht kennen, wenn sie einmal von ihm befreit worden sind. Es sind zwar alles verstockte Teufel, aber den möchte ich sehen, der nicht unter unserer Folter plaudert. Alles, was ein Mann hat, wird er für sein Leben geben.«

»Nun, wir werden sehen«, sagte Claverhouse grimmig, stand auf und öffnete die Tür zum Vorraum. »Hauptmann Grogan, führt den Gefangenen herein!«

Der Angesprochene hatte sich von seinem Stuhl in einer Ecke erhoben und war seinem Vorgesetzten bis zur Tür gefolgt. Er war groß, hatte ein kantiges Gesicht, blassblaue Augen, einen breiten Mund mit wulstigen Lippen und ein vorspringendes Kinn. Grausamkeit und Sadismus hatten sich in dieses Gesicht unauslöschlich eingegraben. Im Gegensatz dazu waren seine Hände so feingliedrig wie die seines Generals, fast frauenhaft, aber von ungewöhnlicher Stärke. Er rühmte sich, mit diesen Händen mehr Knochen zerbrochen und mehr Presbyterianer erdrosselt zu haben, als er aus dem Gedächtnis aufzählen konnte. Als er wieder ins Zimmer trat, schob er eine abgekehrte Gestalt vor sich her, der die Hände auf dem Rücken gefesselt waren. So schwach schien der Häftling, dass er kaum auf den eigenen Füßen stehen konnte. Grogan löste seine Fesseln und stieß ihn auf einen Stuhl.

»Euer Name«, sagte der Vorsitzende kurz.

»Pastor John Burgoyne, Diener Gottes.«

»Ihr seid ein Ketzer.«

»Ich bin kein Ketzer, denn ich verbreite keine Irrlehren, sondern halte mich an das Wort Gottes.«

»Keine Spitzfindigkeiten! Ihr seid in unserer Hand, und wir können mit Euch machen, was wir wollen.«

»Nein, das könnt Ihr nicht. Nur so weit bin ich in Eurer Hand, wie Gott es erlaubt. Sadrach, Mesach und Abednego waren so in der Gewalt Nebukadnezars wie ich jetzt in der Euren.«

»Erwartet Ihr, dass Euch Gott aus dem feurigen Ofen errettet?«
«spottete Glenside.

»Das weiß ich nicht. Er hat mich aus vielen Lagen errettet. Ich bin jetzt ein alter Mann, und er kann mich immer noch von Euch Belialssöhnen erretten. Diese alten Knochen hier könnt Ihr Stück für Stück martern, aber er wird mich dennoch aus Eurer Hand erlösen. Sagte nicht unser wunderbarer Herr: ›Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und danach nichts weiter zu tun vermögen?«

»Schluss mit dem Predigen!«, sagte Mackenzie. »Ihr seid vor einiger Zeit von diesem gesetzlosen Hochverräter, den man den Schwarzen Rächer nennt, aus dem Gewahrsam der königlichen Streitkräfte befreit worden. Stimmt das?«

»Ich wurde einmal von dem Boten Gottes, den man so nennt, wie Ihr sagt, aus der Hand der Feinde des Herrn errettet.«

»Ihr kennt ihn also?«

»Gott weiß, dass ich ihn als den Helden seines Volkes und als einen aufrichtigen und eifrigen Christen kennengelernt habe.«

»Wie heißt er in Wirklichkeit?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ihr meint, Ihr wollt es nicht sagen, Ihr Psalmen leiernder, glattzüngiger alter Heuchler!«, fuhr ihn Glenside an.

»Ich meine damit, dass ich es nicht sagen könnte, selbst wenn ich wollte, und es nicht sagen wollte, selbst wenn ich könnte«, antwortete der Gefangene.

»Gebt ihm doch einmal den ›Stiefel‹ zu kosten, und dann wollen wir sehen, ob das nicht sein Gedächtnis auffrischt!«, befahl Claverhouse dem Hauptmann.

Der Letztere ging noch einmal in den Vorraum und kehrte kurz darauf mit dem teuflischen Folterinstrument zurück, das man den »Schottischen Stiefel« nannte. Es bestand aus einem eisernen Kasten, in den das Bein des unglücklichen Opfers eingespannt wurde. Zwischen Knie und Kastenwand wurde mit einem Schlägel ein eiserner Keil getrieben, bis die Beinknochen zerbrochen und verschoben waren. Während dieser Tortur litt der so Gequälte unsägliche Schmerzen.

Hauptmann Grogan nahm den Hammer in die feinen Hände, wie er es schon so oft bei ähnlichen Gelegenheiten getan hatte, und sah den Vorsitzenden an.

Bevor Mackenzie etwas sagen konnte, ergriff der Gefangene das Wort: »Meine Herren, lasst mich noch ein Wort sagen, bevor ich die Reise an jenen Ort antrete, den Ihr nie zu sehen bekommen werdet, wenn Ihr nicht Buße über die bösen Taten tut, die Ihr begangen habt. Ich bin jetzt ein alter Mann, ergraut im Dienste Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, und seines Sohnes Jesus Christus. Gott hat mir offenbart, dass ich sehr bald sterben werde, und ich füge mich in seinen heiligen Willen. Was ist ein Augenblick des Leidens, verglichen mit der ewigen Seligkeit, in die er mich jetzt ruft?«

Während er diese Worte aussprach, schien ein himmlisches Licht auf dem bleichen Gesicht des Mannes Gottes zu liegen.

»Dies ist die Stunde meiner Krönung. Ich gehe aus der Dunkelheit in das Licht, aus dem Leiden in unbeschreibliche Freude hinein, aus einer menschlichen Gesellschaft wie der Euren in die Gemeinschaft der Heiligen und der Engel, deren wunderbares Singen ich schon jetzt höre. Die Seelen derer werde ich sehen, die als Gerechte in die Herrlichkeit eingingen. Vor allem aber werde ich den sehen, der um meiner Missetat willen verwundet, um meiner Sünde willen zerschlagen wurde. Die Worte, die er im Sterben sprach, wiederhole ich jetzt für Euch: ›Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.‹ Und Ihr«, dabei wandte er sich an Grogan und sah ihn mit Augen an, die überirdische Dinge zu sehen schienen, »hört ein Wort der Warnung! Das unschuldige Blut, das Ihr vergossen habt, schreit zum Himmel nach Vergeltung. Eure Tage sind gezählt, und ich sehe die Pforten der Hölle für Euch offenstehen, wenn Ihr nicht Buße tut. Auch die Hände, die so viele Schmerzen über die Erwählten Gottes gebracht haben, sehe ich leiden.«

»Jetzt hört endlich mit dem Predigen auf!«, fuhr Mackenzie dazwischen. »Wer ist der Schwarze Rächer?«

»Ich weiß es nicht. Herr Jesus, in deine Hände befehle ich meinen Geist.«

Der Vorsitzende nickte, und der Hammer fuhr mit furchtbarer Wucht nieder. Der Keil wurde bis zur Hälfte in den »Stiefel« hineingetrieben. Man hörte das Krachen des zersplitternden Knies und sah das Blut in einem mächtigen Strom aus dem Marterinstrument hervorkommen.

Von John Burgoyne war nur ein unterdrücktes Stöhnen zu vernehmen, krampfhaft zuckten seine blutleeren Lippen, dann fiel sein Kopf nach vorn auf die Brust, und nur der Riemen, mit dem man ihn am Stuhl festgebunden hatte, verhinderte, dass sein Körper zu Boden sackte.

»Bah!«, sagte Claverhouse. »Er ist ohnmächtig geworden.«

»Nein«, sagte Grogan, und seine Stimme klang merkwürdig heiser, »er ist tot.«

In bestürztem Schweigen starrten die Mitglieder des Staatsrates auf die leblose Gestalt, das Opfer ihrer Grausamkeit, das plötzlich für immer aus ihrer Reichweite geraten war. Unheimlich war es ihnen, dass die Ankündigung des Predigers, er werde bald sterben, so schnell in Erfüllung gegangen war.

»Heilige Mutter Gottes«, flüsterte Grogan und bekreuzigte sich. Sein Gesicht war blass geworden, und er fürchtete sich, wenn er auch nicht genau wusste, wovor. »Wie konnte er wissen, dass er so schnell sterben würde?«

Es war General Graham, der schließlich das Schweigen brach. »Schafft die Leiche weg«, befahl er Grogan. »Und dann lasst uns in der Beratung fortfahren, meine Herren. Wir müssen immer noch neue Pläne entwickeln, wie wir diesen schwarzen Teufel zur Strecke bringen können.«

»Lasst die Leiche dieses Rebellen zum öffentlichen Hinrichtungsplatz bringen – auf Befehl des Staatsrates«, warf der »Blutige Mackenzie« ohne jede Gefühlsregung ein. »Dort sollen ihm Kopf und Hände abgeschnitten werden und zur Warnung für alle Rebellen und Landesverräter auf Spießen zur Schau gestellt werden. Doch, General Graham, lasst uns nun hören, welche Vorschläge Ihr für unser weiteres Vorgehen zu unterbreiten habt.«



Fünf Tage später stand einer der tausenden alten Bettler, die zu jener Zeit auf den Straßen und Wegen Schottlands anzutreffen waren, am Rande eines Waldes, von wo aus man den Girvan-Fluss sehen konnte. Es war ein hochgewachsener Mann, doch verbarg sich die Mächtigkeit seiner Gestalt in den zahlreichen Lumpen, in die er sich gehüllt hatte. Lange Zeit suchte er mit den Augen die Straße ab, die unter seinem hoch gelegenen Aussichtspunkt vorbeiführte und sich in der Ferne verlor. Von hier aus konnte er nun die Waffen einer Gruppe von Dragonern in der Sonne blitzen sehen. Die Soldaten bewegten sich in einiger Entfernung auf die Straße zu und schienen von einer kleinen Hütte aus einem Abhang über dem Girvan zu kommen. Besorgnis malte sich auf dem Gesicht des Mannes, während er wartete, bis die Gruppe aus dem Blickfeld verschwunden war. Erst als sie die Straße erreicht hatten und ein weites Stück in Richtung Girvan geritten waren, kam er aus dem Schutz der Bäume hervor und schritt eilig auf die Hütte zu.

»Wer ist da?«, fragte eine Frauenstimme auf sein Klopfen hin.

»Ein Freund, Alison.«

Sofort öffnete sich die Tür, und es erschien eine große, schlanke Frau von über siebzig Jahren, in deren Gesicht sich die Züge von Leid und Sorge tief eingegraben hatten. Doch ihr Blick zeugte von innerem Frieden und seelischer Kraft.

»Liebe Güte, seid Ihr das, Duncan?«, rief sie überrascht.
»Wenn mir nicht Eure Stimme vertraut wäre, hätte ich Euch nie erkannt. Gerade sind die Soldaten hier gewesen und haben den

Schwarzen Rächer gesucht, der sich in dieser Gegend versteckt halten soll. Sie haben das Haus durchsucht, aber ich habe gesagt, dass ich den Rächer nicht kenne.«

»Ich sah sie fortreiten«, sagte der Bettler.

»Es ist ganz gut, dass sie Euch nicht gesehen haben, obwohl Euch wahrscheinlich Euer eigener Vater, der den Märtyrertod starb, in diesem Aufzug nicht als seinen Sohn und den rechtmäßigen Herrn von Schloss Fenwick erkannt hätte. Aber, Duncan, kommt doch herein. Hier sitzt eine arme Seele, die viel durchgemacht hat.« Dabei wies sie auf eine weinende Frau, die auf einem Schemel in dem größeren Raum der Hütte saß. »Kennt Ihr Mary Burgoyne? Ihr guter Mann, John, ist einmal vom Schwarzen Rächer aus den Klauen von Claverhouse und seinen papistischen Schergen befreit worden. Einer der Soldaten, die vorhin hier waren, erzählte uns, dass ihr Mann, der vor zehn Tagen bei einem Konventikel erneut verhaftet wurde, vor fünf Tagen in Edinburgh gestorben ist. Er wurde mit dem ›Stiefel‹ gefoltert. Seine Henker waren ein Hauptmann Grogan, der ein Tier in Menschengestalt sein soll, und der ›Blutige Mackenzie‹. Jetzt hängen sein Kopf und seine Hände auf dem Untertor. Er starb mit einem Gebet für seine Mörder auf den Lippen und hat vor seinem Tod noch das baldige Ende Grogans prophezeit. Man wollte, dass er den Namen des Schwarzen Rächers verriete, aber der arme Mann konnte ja nicht sagen, was er nicht wusste.«

»Er hätte auch im anderen Fall nichts verraten«, sagte die Witwe unter Tränen. »Mein John war ein guter Mann, ein guter Mann Gottes. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobt!«

»Amen, Mary«, bekräftigte Duncan, und auch ihm rollten Tränen die Wangen herab. »Der Herr tröste Euch. Weint nicht zu sehr um John. Er hat die Märtyrerkrone errungen und ein gutes Zeugnis abgelegt.«

»Ich danke Euch, Duncan. Ihr und der Schwarze Rächer seid John und mir stets gute Freunde gewesen, und der Herr wird es Euch vergelten.«

»Redet nicht davon, Mary. Was haben die Soldaten sonst noch gesagt, Alison?«

»Sie haben den Rächer gesucht. Seit Neuestem ist Hauptmann Grogan damit beauftragt, ihn aufzuspüren und tot oder lebendig nach Edinburgh zu bringen. Man spricht in Edinburgh viel von seinen letzten Taten und darüber, dass es der Staatsrat und Claverhouse nicht fassen können, dass er nicht zu fassen ist. Sie meinen, dass er sich in dieser Gegend aufhält, und der Soldat hoffte, ihm bald die Schlinge um den Hals legen zu können. Würden sie Euch nicht auch gern fangen, Duncan?«

»Ohne Zweifel, Alison, aber noch sind der Rächer und ich ja nicht gefasst«, erwiderte Duncan und lachte.

»Gott sei Lob und Dank«, sagte Alison aus tiefstem Herzen. »Und möge er Euch beide noch lange vor dem Strick des Vogelfängers behüten.«

»Amen«, stimmte Mary Burgoyne zu.

Der Mann verabschiedete sich von den Frauen und wanderte mit weit ausgreifenden Schritten den Abhang hinunter, bis er am Ufer des Girvan stand. An einer niedrigen Stelle überquerte er den Fluss, der fröhlich murmelnd über die Kiesel dem Meer zurauschte. Am anderen Ufer hielt er sich eine Weile auf der großen Landstraße, begegnete einer Anzahl von Männern, meist

Hirten, Viehtreibern und Bauern, und grüßte jeden von ihnen mit den paar Scherzworten, die ein wandernder Bettler bei solchen Gelegenheiten immer zur Hand hat. Niemand sah, wie er an einer einsameren Stelle die Straße verließ und einen kleinen Fußpfad betrat, der ihn in den Boglewald führte, dieses dichte Gehölz, das nach dem Volksaberglauben der Tummelplatz zahlreicher Geister und Kobolde war. Nach zehn Minuten einsamer Wanderung zwischen den dicken Stämmen der Bäume kam er an einen roh zusammengezimmerten Schuppen. Als er die Tür öffnete, begrüßte ihn ein großer schwarzer Hund mit einem freundlichen leisen Bellen, und von der Rückseite der Hütte her ließ sich das Wiehern eines Pferdes vernehmen. Der Bettler nahm einen stählernen Bogen von der Wand und spannte eine neue lederne Sehne ein. Die Sonne stand tief über dem Horizont, und im Boglewald war es schon ganz dunkel, als Duncan Fenwick niederkniete und Gott für die Bewahrung vor seinen vielen Feinden am vergangenen Tag dankte. Dann warf er sich auf das Stroh und schlief sofort ein.



Hauptmann Grogan schaute vom Tisch auf, an dem er gerade einen Bericht für Claverhouse verfasste, als Sergeant Blyth vom 18. Regiment eintrat. Grogan war mit seinen Leuten in das kleine Dörfchen Killochan gekommen und hatte wie sein Vorgänger eine Reihe von Zimmern im Schloss Killochan mit Beschlag belegt. Die Soldaten lagerten auf den weitläufigen Rasenflächen des Schlosses, doch Grogan zog die Annehmlichkeiten eines warmen Zimmers und eines bequemen Bettes der Härte des Lagerlebens in den kühlen Septemberrnächten vor.

»Nun, Blyth, gibt es irgendetwas zu berichten?«, fragte er seinen Untergebenen.

»Leider nichts von Wichtigkeit, Herr Hauptmann. Wir haben alle Stellen, an denen er zuletzt gesehen worden sein soll, gründlich durchsucht, haben jedoch keine Spur von ihm gefunden. Niemand gibt zu, den Rächer zu kennen, aber ich habe das Gefühl, dass ihm schon viele begegnet sind, ohne ihn zu erkennen.«

»Habt Ihr die Hütte der alten Purdie an dem Abhang über Kilkerran durchsucht?«

»Ja, Herr Hauptmann, aber es waren nur zwei alte Frauen im Haus.«

»Zwei?«, fragte Grogan. »Wer war die andere?«

»Die Witwe Burgoyne. Ihr Mann ist vor Kurzem unter Umständen gestorben, an die Ihr Euch bestimmt erinnert.«

Grogan lachte heiser. »Natürlich, das war doch der alte Narr, der seinen eigenen Tod vorhersagte, fünf Minuten bevor es ihn tatsächlich erwischte, und der mir dann auch mein baldiges eigenes Ende prophezeite. Kurz bevor ich den Hammer schwang, redete er noch von meinen Händen. Also seine Witwe war da. Was hat sie gesagt?«

»Nicht viel, Herr Hauptmann«, antwortete Blyth zögernd.

»Aber etwas hat sie gesagt«, folgerte Grogan ungeduldig. »Was war es?«

Der Sergeant schluckte. »Sie sagte, sie habe eine Vision gehabt. Ihr Mann kam im Augenblick seines Todes zu ihr. Sie konnte die genaue Zeit angeben, und ich habe herausgefunden, dass sie die richtige nannte. Sie sagte, sie wisse, dass Ihr ihn getötet habt. Sie will eine Vision von Euch gehabt haben, wie Ihr an einem Pfosten standet, an den Eure Hände mit zwei schwarzen Pfeilen geheftet

waren. Ein weiterer Pfeil habe in Eurem schwarzen Herzen gesteckt. Ich gebe nur wieder, was sie gesagt hat, denn Ihr wolltet es ja unbedingt wissen.«

Grogans Gesicht war sehr bleich geworden, und für einen Augenblick hatte es ihm die Sprache verschlagen. Wie konnte diese Frau wissen, was ihr Mann kurz vor seinem Tod noch gesagt hatte? All die abergläubischen Geschichten, die er über die Angehörigen des Glaubensbundes gehört hatte, über ihre seltsamen Prophezeiungen und ihren unerschütterlichen Glauben, kamen ihm wieder in den Sinn und verdichteten sich zu der vorübergehenden Ahnung, dass das alles vielleicht gar nicht so abergläubisch sei. Doch kurz darauf fasste er sich und lachte laut, wenn auch mehr Furcht als Fröhlichkeit aus seinem Lachen sprach.

»So, Blyth, das hat sie also gesagt. Nun, ich hoffe, ich bekomme noch Gelegenheit, dieser alten Hexe mit diesen meinen Händen einen kleinen Geschmack von dem zu vermitteln, was ihr Mann kostete.«

Obwohl der Soldat an die Grausamkeit des Offiziers gewöhnt war, schauderte ihn doch bei diesen Worten.

»Keine Spur des Rächers?«, fragte Grogan.

»Nicht die geringste, und mir scheint, ohne Anwendung von List werden wir ihn niemals fangen.«

Grogan nickte. »Ich glaube, Ihr habt recht, und ich glaube, dass ich einen Plan habe, den wir ausführen sollten. Hört zu, Blyth. Ich habe mich in den letzten Tagen eingehend mit diesem Verbrecher und seinen Methoden beschäftigt, und ich habe eine Idee, wie wir ihn in unser Netz locken könnten. Ihr wisst, dass er als hervorragender Bogenschütze gilt. Ich habe sogar die Behauptung gehört, dass es in ganz England und Schott-

land niemals einen besseren gegeben hat, seit man hierzulande den Bogen kennengelernt hat. Aus guten Quellen weiß ich, dass in den letzten zwei Jahren auf einigen der großen Volksfeste im schottischen Süden ein geheimnisvoller Schütze auftauchte und stets die ersten Preise errang. Das geschah in Stanraer, auf Schloss Douglas, in Wigtown und Colmonell, um nur einige zu nennen.

Nun soll in zwei Wochen ein großes Wettkampffest in Dailly abgehalten werden. Mein Plan ist es, öffentlich bekannt zu geben, dass wertvolle Preise in einem offenen Bogenschießen ausgesetzt sind und dass außerdem der schottische Meister ermittelt werden soll, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen ist. Auf dem Shanterhof in Dailly soll ein Pflüger wohnen, der ein ausgezeichnete Bogenschütze ist und auf diesen Titel Anspruch erhebt. Er heißt Grimes.«

Blyth nickte. »Ich kenne ihn. Er ist sehr groß und ein gewaltiger Schütze.«

»Gut. Gebt bekannt, dass er alle Anwesenden herausfordern wird, und wenn mich nicht alles täuscht, werden wir damit den Rächer aus dem Hinterhalt locken. Es wird unsere Aufgabe sein, keinen Teilnehmer entkommen zu lassen, der sich nicht ausgewiesen hat.«

Grogans Augen blitzten vor Erregung, und auch der Sergeant konnte seine Vorfreude nicht verbergen.

»Ihr habt dafür zu sorgen, dass alle Vorbereitungen in der Stille ausgeführt werden, Blyth. Die Nachricht von dem Fest und die Ankündigung der Preise sollen dagegen so öffentlich wie möglich bekannt gegeben werden. Dann, Schwarzer Rächer, werden meine ›Stiefel‹ für Euch bereitstehen und ein starkes Seil und

eine scharfe Axt auf Euch warten. Doch jetzt muss ich erst Claverhouse einiges berichten.«



Eine Woche später kam Sergeant Blyth wieder mit Hauptmann Grogan in dessen Schreibstube zusammen.

»Alles verläuft wie geplant, Herr Hauptmann«, meldete er. »Der ganze Süden Schottlands spricht von den Wettkämpfen, und es sind bereits viele Anmeldungen für die einzelnen Sportarten eingegangen – auch eine ganze Anzahl für den Bogenwettbewerb. Ich habe mir die Mühe gemacht, diese durchzusehen und nachzuprüfen, und soweit ich sehen kann, ist noch keine von dem Mann darunter, den wir suchen. Ich vermute, dass er, falls er überhaupt erscheint, als unangemeldeter Teilnehmer kommen wird, was wir in der Ausschreibung natürlich möglich gemacht haben.«

»Was ist mit diesem Grimes? Kennt Ihr ihn gut?«, fragte Grogan.

»Ich würde nicht sagen gut, aber ich kenne ihn seit ein paar Jahren. Gestern habe ich wieder mit ihm gesprochen. Er denkt an nichts anderes als an den Wettkampf.«

»Ihr habt ihm doch nicht erzählt, wen wir gegen ihn antreten lassen wollen?«

»Nein, mit keinem Wort«, beeilte sich Blyth zu sagen. »Er ist stark wie ein Bulle, aber dumm wie ein Ochse und würde unseren Plan in ganz Schottland ausplappern. Wir haben überall in den südlichen Grafschaften Bekanntmachungen ausgehängt, die besagen, dass sich Herbert Grimes, Bogenmeister von Schottland, mit jedem messen will, der ihm diesen Titel streitig macht.

Sonderbarerweise hat er nie an den Wettbewerben teilgenommen, in denen Eurer Meinung nach der Rächer siegte.«

»Ihr sagt, er sei groß und ein hervorragender Schütze. Dasselbe erzählt man vom Rächer. Wäre es nicht möglich ...«

Blyth lächelte. »... dass er der Rächer ist? Da könnt Ihr beruhigt sein, Herr Hauptmann. Grimes lebt seit seiner Kindheit auf dem Shanterhof. Er ist ausgesprochen einfältig, aber ein ausgezeichneter Schütze. Vor ein paar Tagen ist er hingefallen und hat sich an einigen Glasscherben das ganze Gesicht zerschnitten. Deshalb hat er es voll Heftpflaster geklebt, doch seine Schießtechnik leidet nicht darunter, wie er mir bewiesen hat.«

Es klopfte an der Tür, und eine Ordonnanz brachte einen Brief herein, der an Hauptmann Grogan adressiert war.

»Wer hat das gebracht?«, fragte er.

»Ein barfüßiger Bengel aus dem Dorf, Herr Hauptmann. Er sagt, ein großer Mann habe ihm den Brief heute Morgen gegeben, ihm eine Münze geschenkt und gesagt, er solle ihn am Nachmittag ins Schloss bringen.«

Hauptmann Grogan öffnete die Botschaft. Während er die Zeilen las, wurden seine Augen immer größer, und seine feingliedrigen Hände begannen zu zittern. Sein Untergebener schaute ihn neugierig an.

»Hört zu, Blyth«, rief Grogan ungläubig. »Das hier kommt von unserem Mann. Er kündigt mir hier an, dass er beabsichtigt, auf das Fest zu kommen und am Bogenschießen teilzunehmen. Er bestreitet Grimes' Recht auf den Titel und will das beweisen.«

Blyth starrte verständnislos auf den Brief. »Glaubt Ihr wirklich, dass der Rächer das geschrieben hat und dass er auch kommen wird?«

»Ich glaube, dass der Brief von ihm stammt, und auch, dass er es mit seinem Kommen ernst meint. Warum er es allerdings ankündigt, weiß ich nicht. Wir werden auf jeden Fall ein ganzes Regiment um den Platz herum aufstellen. Jedermann soll zugelassen werden, doch keiner darf den Platz des Wettkampfs verlassen, der sich nicht ausweisen kann. In dieser Sache geht es um 10 000 Pfund für Euch und mich, Blyth. Ich glaube, dass uns dieser Plan das Ende des Rächers beschert, falls er auftaucht.«

»Falls er auftaucht«, wiederholte Blyth skeptisch.



Der Tag des großen Sportfestes von Dailly dämmerte hell und klar herauf. Die Straßen waren voll von Fußgängern und Reitern von überall her, die allesamt das Fest zum Ziel hatten. Man hatte eine Fläche von fast zwanzig Hektar für die Veranstaltungen abgesteckt. Das Land gehörte zum Hof von White Falls. Zwei Tage vorher war Blyth bei Grimes erschienen und hatte ihm angekündigt, dass zwei Soldaten ihn am Wettkampftag um sechs Uhr früh abholen würden, um ihn zum Festplatz zu begleiten. Irgendwie war die Nachricht durchgesickert, dass der geheimnisvolle Held des schottischen Volkes seine Teilnahme an den Wettkämpfen zugesagt habe. Doch nur wenige hielten so etwas für möglich.

Am Abend vor dem Fest war ein riesiger Viehtreiber auf den Shanterhof gekommen und hatte darum gebeten, die Nacht in der Scheune zubringen zu dürfen. Man bot ihm an, Grimes' kleine Hütte mit dem Pflüger zu teilen. Er fand ihn beim Striegeln seines Pferdes und unterhielt sich mit ihm bis spät in die Nacht

hinein. Der Treiber überließ Grimes den größten Teil der Unterhaltung, was diesen natürlich durstig machte. Diesen Zustand behob er so gründlich mit Bier, dass ihn der Fremde zum Schluss eigenhändig ins Bett tragen musste.

Um sechs Uhr am anderen Morgen trafen die Soldaten den abmarschbereiten Grimes mit seinem Pferd vor der Tür an. Bei sich trug er einen länglichen Kasten. Darin sei noch ein anderer Bogen mit Pfeilen, gab er bereitwillig Auskunft, zusätzlich zu dem, den er über der Schulter trage. Als sie auf dem Festgelände ankamen, trafen sie Blyth, und dieser führte Grimes zu einer großen Scheune, in der er sein Pferd abstellen sollte.

Gespannte Erwartung lag über dem gesamten Platz. Hauptmann Grogans Blick glitt forschend über die Menge, um vielleicht jemanden zu entdecken, der der Beschreibung des Rächers entsprach, doch die Massen wuchsen ins Unübersehbare, und es gab Hunderte von Männern, die infrage kamen. Das gesamte Gelände war von Rotröcken gesäumt.

Am Nachmittag fand der Bogenwettbewerb statt, und ein halbes Hundert Landleute stellten sich bereit. Herausragend war von Anfang an Grimes, gegen dessen Treffsicherheit niemand ankam. Ein Teilnehmer nach dem anderen schied aus, bis schließlich nur noch er und ein Bauer aus Galloway übrig waren. Doch auch dieses Duell endete wie die anderen damit, dass Grimes bei einer Zielentfernung von sechzig Metern eine solch überwältigende Fertigkeit an den Tag legte, dass sein Gegner weit abgeschlagen auf dem zweiten Platz landete. Hauptmann Grogan und Sergeant Blyth waren bis zum letzten Augenblick des Wettkampfes gespannt und wussten doch langsam nicht mehr, worauf.

»Ich fürchte, er ist gar nicht gekommen«, sagte Blyth.

»Vielleicht hat er Lunte gerochen. Ich lasse jetzt die Bogenschützen alle noch einmal zu einem Verhör antreten, obwohl ich fast sicher bin, dass der Schwarze Rächer nicht unter ihnen ist.«

Als er sich anschickte, wieder zum Festplatz zu gehen, kam einer der beiden Soldaten auf ihn zu, die am Morgen Grimes abgeholt hatten.

»Herr Grimes bat mich, Euch zu sagen, Ihr möchtet doch bitte in die Scheune kommen, in das Gebäude da drüben. Er hat anscheinend etwas Wichtiges, was er Euch sagen will.«

Sofort eilte Grogan zu der etwas abseits stehenden Scheune hinüber und trat ein. Einen Augenblick lang konnte er im Dunkel nichts sehen. Er hörte nur, wie hinter ihm die Tür geschlossen und ein Riegel vorgeschoben wurde. Im nächsten Augenblick wurde er gepackt, zu Boden geworfen und gefesselt. Dann fühlte er, wie er aufgehoben und an einen Balken gebunden wurde. Sein Gegner fesselte ihm noch zusätzlich die Hände über dem Kopf an den Pfosten. Erst jetzt sah er, dass der Unbekannte ganz in Schwarz gekleidet war und eine schwarze Maske trug.

»Es hat keinen Zweck, um Hilfe zu rufen, Grogan, denn Eure Schreie werden bei dem Lärm und Jubel dort draußen doch nicht gehört.«

»Mein Gott, seid Ihr nicht Grimes?«

»Nein, ich bin der Schwarze Rächer, den Ihr so gern sehen wolltet, und dies ist der Gerichtstag für Euch! Grimes liegt betrunken und gefesselt in seiner Hütte auf dem Shanterhof. Ich versprach Euch, auf dem Fest zu sein, und ich habe Wort gehalten. Habt Ihr noch irgendetwas vorzubringen, das das Todesur-

teil über Euch wegen Eurer unzähligen scheußlichen Verbrechen aufhalten könnte?»

Der andere schwieg.

Die Stille des Todes lag über der Scheune, als Duncan, seinen Kasten unter dem Arm und das Gesicht dick mit Heftpflaster verklebt, herauskam, sein Pferd bestieg und in Richtung Girvan davonritt.

Erst eine Stunde später fanden Blyth und zwei andere Dragoner ihren Offizier und konnten kaum fassen, was sie da sahen. Beide wohlgeformten Hände Grogans waren mit einem schwarzen Pfeil an einen Balken geheftet, und ein weiterer Pfeil steckte im Herzen.



Als Duncan die Herberge »Zum Eberkopf« erreichte, war es schon dunkel. Er übergab Angus McEwan das Pferd, auf dem er gekommen war, und erhielt stattdessen ein großes schwarzes Tier. »Seht bitte zu, dass der Gaul morgen früh zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückfindet, Angus. Sagt einfach, dass es hier von einem Mann namens Grimes abgegeben wurde, der Euch bat, es zurückzuschicken.«

»Duncan, Ihr seid doch nicht etwa auf dem Fest gewesen?»

»Ich musste dort sein, Angus. Es musste Gerechtigkeit geübt werden, sofern das durch arme Hände wie die unseren geschehen kann.«

»O Gott«, seufzte McEwan betrübt. »Wann wird das alles einmal enden, Duncan? Wann, Gott, wann?«

»Bald, Angus, sehr bald. Die Nacht ist weit vorangeschritten, und der Tag ist nicht mehr fern.«

Drei Stunden später erreichte der müde Reiter den Boglewald. Im Licht des Mondes suchte er sich den Weg zu seiner Hütte, die für ihn die Heimat war, und zu dem Mann und dem Hund, die ihn dort erwarteten. Wild wühlte der Wind in den Bäumen und ließ ein dumpfes Heulen ertönen. Dann wieder klang es wie der gedämpfte Klang von Trommeln, die einen Trauermarsch spielten, vielleicht für die Opfer menschlicher Unmenschlichkeit und für die toten Helden.

DER FINGER GOTTES



Der Lärm der Menge, die sich die Hohe Straße hinunterdrängte und nach ein paar Metern den Grasmarkt überflutete, drang zu den Fenstern des Gebäudes hinauf, in dem der Staatsrat zu seinen Sitzungen zusammenkam. Heute standen nur drei der Mitglieder dort und schauten auf das bunte Treiben hinunter.

Ein zynisches Lächeln lag auf dem Gesicht General Grahams. Sir George Mackenzie runzelte die Stirn, und nackte Furcht blickte aus den Augen des alten Phineas Groat.

»Vieh!«, sagte Claverhouse und spuckte aus. »Wenn es nach mir ginge, wanderte die Hälfte von ihnen auf die Guillotine.«

»Mir scheint, es ist schon sehr lange nach Euch gegangen, und das Ergebnis seht Ihr dort unten.« Dabei wies George Mackenzie auf den tobenden, fluchenden und schreienden Aufruhr unter ihnen, und Bitterkeit klang aus seiner Stimme. »Eines Tages werden die uns aus dem Griff geraten, und dann ...«

»Und dann?«, wiederholte Graham spöttisch.

»Und dann werden die Köpfe von John Graham von Claverhouse sowie die der übrigen Mitglieder des Staatsrates das Untertor zieren und Argyle, Montros, Guthrie und Hackston und all den anderen, die Ihr dorthin befördert habt, Gesellschaft leisten«, war die ätzende Antwort.

»Redet doch nicht so«, sagte Phineas Groat, dessen wohlgenährter Körper sich vor Angst schüttelte und auch seine Stimme zittern ließ. »Was wollen die Leute denn?«

»Sie wissen selbst nicht, was sie wollen, aber ich weiß, was ihnen zusteht«, grollte Claverhouse. »Überlasst sie mir sechs Monate für mein Heer, und ich verspreche Euch, sie alle von diesen Albernheiten zu kurieren.«

»Ihr versprecht ein wenig viel. Einige aus dieser Menge sähen ganz gern erst einmal, dass Ihr das tut, was Ihr schon so oft versprochen habt«, stichelte Mackenzie.

»Und was ist das?«, war die eisige Entgegnung.

»Dass Ihr den Schwarzen Rächer fangt.«

Claverhouse wand sich. »Wir werden ihnen das vielleicht früher erfüllen, als sie meinen«, sagte er scharf. »Da kommt einer von Grogans Leuten die Straße herauf, und wenn mich nicht alles täuscht, will er zu uns.«

Er hatte recht. Pferd und Reiter trugen den Staub eines langen Rittes an sich und sahen müde aus. Der Soldat stieg ab, übergab sein Tier dem Wachtposten vor der Tür und ging eilig nach oben in das Sitzungszimmer.

Graham warf nur einen Blick auf das bleiche Gesicht des Boten und wurde ebenfalls blass. Sein Mund bildete nur noch einen scharfen, dünnen Strich. »Was ist los?«, fragte er kurz.

Der Dragoner antwortete nicht gleich, schluckte und schien nach Worten zu suchen.

»Heraus mit der Sprache!«, fuhr ihn Claverhouse an. »Was gibt es?«

Die drei Männer starrten den Soldaten an, fieberten der Antwort entgegen und hatten doch Angst vor dem, was kommen würde.

Schließlich überwand Sergeant Blyth, denn er war es, seine Hemmungen. »Grogan ist tot«, war seine kurze, heisere Antwort.

Die drei schienen nicht recht zu verstehen und starrten ihn nur stumm an.

Nach einer Weile fragte Graham leise: »Wie ist das geschehen?«

In kurzen Zügen erzählte ihnen Blyth von dem Plan, der so gut ausgedacht war und so erfolversprechend schien.

»Und Ihr sagt, er nahm einfach die Stelle von Grimes ein?«

Blyth nickte müde. »Ja. Er ließ Grogan wissen, dass er am Fest und an dem Bogenwettbewerb teilnehmen würde. Natürlich konnte niemand von uns ahnen, dass er als Grimes erscheinen würde. Ich darf gar nicht daran denken, dass wir ihn mitten unter uns hatten und ihn doch laufen ließen«, murmelte er.

»Wie ist er gestorben?« Diese Frage kam von Phineas Groat, und man spürte deutlich die Nervosität des Sprechers heraus. »O Gott«, keuchte er. »Ich habe Angst hinzuhören. Ihr wisst doch, was der Alte sagte, bevor ihn Grogan umbrachte. Sagt nur nicht, dass er – dass er –«

»Doch, es war so«, bestätigte Blyth bitter. »Er starb in einer Scheune, jede seiner Hände war mit einem schwarzen Pfeil an einen Balken geheftet, und ein gleicher Pfeil steckte ihm im Herzen. Man sagte, dass der Alte eine Vision von Grogans Tod hatte, und seine Witwe erzählte mir vor zwei Wochen, dass sie den Hauptmann mit zwei Pfeilen in den Händen und einem Pfeil im Herzen gesehen habe.«

Phineas Groat hatte während dieser Erzählung in seiner wachsenden Bestürzung angefangen, wie ein kleines Kind vor sich hin zu plappern. »Es ist der Finger Gottes«, winselte er.

George Mackenzie war weiß wie eine Wand und zitterte, und selbst der eiserne John Graham war durch den Bericht und das grausige Ende Grogans angegriffen worden. Hier gab es etwas, was seine Weltanschauung eigentlich gar nicht zulassen konnte, was all seinen Theorien und seinem Spott über das konkrete Handeln Gottes in der Welt entgegenstand. Er erinnerte sich da-

ran, wie er selbst John Brown aus Priesthill grausam umgebracht hatte. Damals hatten dessen Frau und seine Kinder das Schauspiel mit ansehen müssen. Sie hatte Gott, den Allmächtigen, angerufen und ihn, John Graham, vor Gottes Zorn gewarnt. Er erinnerte sich an seine großen Worte, dass er eines Tages selbst mit Gott aufräumen würde. Doch heute war er einfach ratlos und wusste nicht, wie er die genaue Erfüllung der Prophetien erklären oder beiseiteschieben konnte. Im Grunde sah er, dass es nur eine Erklärung für diese Dinge gab, doch die wollte er unter keinen Umständen anerkennen. Aber er hatte Burgoyne im »Stiefel« unter den Händen von Grogan sterben sehen, hatte die Warnung und die Prophezeiung des alten Mannes gehört, und jetzt erschütterte Blyths Bericht von dem Traum der Witwe sein Gedankengebäude in den Grundfesten.

Schließlich brach Sir George das Schweigen. »Ihr könnt gehen, Blyth«, sagte er zu dem Soldaten, der zum Abschied salutierte und den Raum verließ.

Graham lächelte zynisch. »Gebt Euch keine Mühe, mich daran zu erinnern, Sir George, dass ich bis jetzt in meinen Anstrengungen, diesen Schuft zu fassen, keinen Erfolg gehabt habe. Aber erinnert Euch gerechterweise daran, dass ich gesagt habe, es könne eine Weile dauern. Noch ist nicht alles verloren. Er wird uns noch ins Netz laufen.«

»Ihr sagt, dass noch nicht alles verloren sei«, erwiderte der Vorsitzende ernst. »Ich sage Euch, dass mir dieser Aufruhr, den wir vorhin beobachtet haben, sehr deutlich gezeigt hat, dass die Sache des Königs fast verloren ist. Niemand sollte das besser wissen als Ihr. Wenn Ihr nichts aufzuweisen habt, was uns neuen Respekt verschafft, ist die Herrschaft der Stuarts in Schottland bald zu Ende.«

»Ich habe einen Mann unter meinen Leuten, von dem ich glaube, dass er es schaffen wird, den Schwarzen Rächer zu fangen.«

»Das habt Ihr schon einige Male gesagt.«

»Und ich sage es jetzt noch einmal. Wenn es jemanden gibt, der den Rächer überlisten kann, dann er.«

»Wie heißt er?«

»Cornet Johnstone. Mein direkter Untergebener. Der skrupelloseste Mann in Schottland.«

Phineas Groat schaute Claverhouse an, und seine Augen wurden noch größer, als sie es ohnehin schon waren. »A-a-aber ist das nicht der, der den jungen Hislop getötet hat?«, stammelte er.

»Ja, der ist es. Warum?«

»Aber hat nicht der Junge kurz vor seinem Tod gesagt, dass Johnstone hier auf der Erde den Rächer und dann Gott im Himmel sehen würde?«

»Unsinn«, lachte Graham kurz. »Das sind doch Ammenmärchen!«

Doch Groat ließ sich nicht davon abbringen. »Es war weder Unsinn noch waren es Ammenmärchen, als Burgoyne Grogan prophezeite, was mit ihm geschehen würde. Passt auf, John Graham, sonst schickt Ihr Johnstone in den Tod. Ich vermute, Ihr werdet kaum das Werkzeug in einer göttlichen Hand sein wollen, das die Prophezeiung eines kleinen Jungen erfüllen hilft.«

Wenn er es auch nicht gern vor sich selbst zugab, hatten diese Worte Claverhouse doch so in die Enge getrieben, dass er den Sprecher nur stumm anstarren konnte.

»Der Rat wird heute in einer Woche zusammentreten«, sagte der Vorsitzende. »Ich werde durch Gow alle Mitglieder benachrichtigen lassen. General Graham wird dafür sorgen, dass John-

stone in Edinburgh ist. Wenn wir uns noch eine Niederlage leisten, ist unsere Sache für immer verloren.«

»Es wird keine Niederlage geben«, war Claverhouses grimmi-
ge Antwort.

Der alte Phineas aber konnte nur weiter vor sich hinmurmeln:
»Der Finger Gottes. Der Finger Gottes.«

AUF DER FLUCHT



Es war am Tag, bevor der Staatsrat zusammentreten wollte. Neil Gow bereitete zu Hause alles für die Sitzung vor. Er war unruhig. Auf und ab schritt er durch den Raum, der ihm als Arbeits- und Empfangszimmer diente. Die gefurchte Stirn und das sorgenvolle Gesicht verschwanden auch nicht, als er sich in einen der bequemen Ledersessel setzte und eine Zeit lang ins Kaminfeuer starrte. Erst ein Klopfen an der Tür unterbrach seine Überlegungen. Auf seine Antwort hin kam Tammas herein.

Neil wusste, dass sein Diener fast den ganzen Tag in der Stadt gewesen war. »Irgendwelche Neuigkeiten, Tammas?«, fragte er.

»Viele Gerüchte von den Reisenden, Sir, aber eigentlich nichts, worauf man sich verlassen könnte. Einige sagen, der Prinz von Oranien sei gebeten worden, das Land zu regieren. Andere meinen, dass man das nur erwogen habe. Das Einzige, was ganz sicher scheint, ist, dass das Regime der Stuarts bald zu Ende sein wird.«

»Auch da wäre ich lieber nicht so sicher, Tammas. Die Stuarts haben schon manchen Sturm überstanden.«

»Den, der sich jetzt zusammenbraut, werden sie wohl kaum überstehen«, war die grimmige Antwort. »Doch hört!«, sagte er plötzlich. »Jemand ist am Tor.«

»Schaut nach, wer es ist«, befahl Gow schnell, und sein Gesicht ließ erkennen, dass er nicht ohne Besorgnis war.

Kurz darauf kam der Diener zurück und brachte zwei bleiche und zitternde Frauen mit.

»Moir! Frau Hislop!«, rief Neil überrascht aus und führte sie an den Kamin, wo er ihnen Sessel anbot. »Was ist geschehen? Etwas mit Johnstone?«

Moir nickte und schien einen Augenblick lang noch Angst vor jedem lauten Wort zu haben.

»Neil, wir müssen fliehen«, keuchte sie schließlich. Der schnelle Lauf zu seinem Haus hatte sie angestrengt. »Johnstone hat meine Mutter auf der Straße gesehen und sie bis zum Haus meiner Tante verfolgen lassen.«

Neils Gesicht war sehr ernst. »Für den Augenblick müsst ihr hierbleiben«, entschied er.

»Aber nicht lange. Er könnte bald herausfinden, wohin wir gegangen sind.«

»Moira hat recht, Neil«, warf Frau Hislop ein. »Wir wagen es nicht, uns länger hier aufzuhalten, denn das würde Euch und die Arbeit gefährden, in der Ihr steht, welche das auch immer sei.«

»Dann bleibt wenigstens heute Nacht da. Morgen findet eine Sitzung des Staatsrates statt, der ich unbedingt beiwohnen muss. Außerdem erwarte ich Besuch, der uns helfen könnte.«

Als die beiden Frauen auf ihr Zimmer gegangen waren, nahm Neil wieder vor dem Feuer Platz. Lange saß er dort und brütete über die Not Schottlands, über die Gefahren, die dem geliebten Mädchen und ihrer Mutter drohten, und über Pläne zu ihrer Rettung. Er wusste, dass Claverhouse nach Johnstone geschickt hatte und dass alle Anstrengungen des Staatsrates und der Armee Grahams jetzt darauf gerichtet waren, den Rächer zu fangen. Er war ihnen nicht mehr nur ein Dorn im Auge, sondern erschien ihnen als Bedrohung ihrer Stellung vor dem Volk.

Müde vom Grübeln nickte Neil ein und hörte nicht, wie sich die Tür des Zimmers leise öffnete. Erst als sich eine große Hand auf seine Schulter legte, wachte er auf.

»Duncan!«, rief er und sprang von seinem Stuhl. »Du hast also meine Nachricht bekommen?«

»Ja. Marion schickte den Hund mit einem Brief zu Sandy McVicar's Hütte, wo ich mich gerade mit Andra McQuater aufhielt. Ich ließ Major nach Girvan zu Angus McEwan laufen, weil ich wissen wollte, ob er eine Botschaft für mich hätte. Gestern brachte der Hund mir dann deine Zeilen.«

»Aber wie konntest du so schnell hierherkommen?«, fragte Neil, der sich noch immer nicht von der Überraschung erholt hatte.

»Wir sind die ganze Nacht hindurch bis zum Schwarzen Wald von Swanston geritten. Dort wartet Andra jetzt auf meine Rückkehr, seit ich heute Morgen in dieser Aufmachung nach Edinburgh wanderte.« Dabei zeigte Duncan auf die Bettlerlumpen, die um ihn geschlungen waren.

»Hattet ihr Schwierigkeiten auf dem Weg?«

»Nein, wir sind durch Glen Trool geritten, durch die Schlucht von Enterkin und über Glenapp. Dort trifft man schon tagsüber kaum jemanden, und nachts erst recht nicht. Wenn man den Weg kennt, ist er auch nicht besonders gefährlich. Allerdings habe ich dann auf der Straße von Swanston nach Edinburgh so viele Soldaten gesehen, dass ich manchmal den Eindruck hatte, die gesamte Armee von Claverhouse sei unterwegs.«

Neil nickte. »Der Staatsrat trifft sich morgen, Duncan. Die Mitglieder wissen alle, dass die Zeit der Stuarts vorbei ist und dass man etwas tun muss, um die Hauptstadt im Zaum zu halten. Sie meinen, wenn sie dich fingen, gäbe ihnen das ein wenig mehr zeitlichen Spielraum. Das ist Claverhouses letzte Chance. Zufällig bist du nun heute Nacht hergekommen.«

»Im Plan Gottes gibt es keine Zufälle, Neil. Aber warum sagst du das? Wegen der Staatsratssitzung?«

»Nein. Du hast recht, Duncan. Es gibt keine Zufälle in Gottes Plan. Ich meinte damit nur, dass Moira und ihre Mutter gerade heute Abend bei mir ankamen. Sie sind auf der Flucht vor Johnstone, der der Sitzung morgen beiwohnen soll.«

Duncan machte ein ernstes Gesicht. »Wo sind sie jetzt?«

»Hier im Haus. Sie wollten eigentlich nicht bleiben, aus Angst, mich mit in ihre Schwierigkeiten hineinzuziehen. Aber ich habe darauf bestanden, sie wenigstens bis morgen hierzubehalten. Ich ahnte, dass du schon heute Nacht eintreffen könntest, und so wollte ich mich erst mit dir unterhalten. Frau McCrimmon hat sie versorgt. Was schlägst du vor?«

Beide Männer saßen sinnend und schweigend da, als Tammas hereinkam und Duncan etwas zu essen brachte.

»Hör zu, Neil«, sagte dieser schließlich. »Moira und ihre Mutter müssen so schnell wie möglich aus Edinburgh fliehen. Das heißt, dass wir einen Weg finden müssen, um sie zu einer ungefährlichen Stunde aus der Stadt zu bringen. Wahrscheinlich wird die Not sehr bald vorbei sein, aber sicher ist sicher. Du musst morgen den ganzen Tag über an der Sitzung teilnehmen?«

Neil nickte. »Unter allen Umständen.«

»Und ich muss unbedingt das Ergebnis der Beratung erfahren. Je mehr ich über Claverhouses Pläne weiß, desto besser. Meinst du, du könntest morgen am Nachmittag einen Wagen für Moira und ihre Mutter besorgen? Johnstone nimmt doch an der Sitzung teil?«

»Ja, er hält sich schon in der Stadt auf. Claverhouse bestand darauf, dass er sich dem Rat vorstellt. Einen Wagen kann ich leicht besorgen.«

»Gut. Dann soll Tammas die Frauen nach Swanston ins Gasthaus ›Zum roten Löwen‹ bringen. Dort bestellt er ihnen ein Zimmer und lässt sie auf mich warten. Den Wagen kann er dann wieder hierher zurückbringen und mich anschließend ebenfalls nach Swanston fahren. Ich führe Moira und ihre Mutter auf einem weniger bekannten Weg in den Schwarzen Wald, um Andra und die Pferde zu holen. Die beiden Frauen können hinter uns aufsitzen, und so werden wir den Weg zurückreiten, den wir gekommen sind. Über Glen Trool, Enterkin und Glenapp werden wir, wenn wir in der Nacht reiten, Alison Purdies Hütte am Girvan-Ufer wohl gegen Tagesanbruch erreichen. Dort müssten sie für eine gewisse Zeit in Sicherheit sein.«

»Aber, Duncan, meinst du nicht, der Ritt durch die Nacht ist zu gefährlich und beschwerlich?«

»Wir haben es letzte Nacht geschafft und werden es wieder schaffen. Außerdem wird uns auch der Mond helfen, wenn die Nacht klar ist. Etwas anderes beunruhigt mich allerdings viel mehr als die Sicherheit der Frauen.«

»Und was ist das?«

»Deine eigene Sicherheit, Neil. Du hast ein großartiges, aber auch sehr gefährliches Spiel gespielt. Ganz bestimmt rätselt Claverhouse schon lange daran herum, auf welche Weise so viele seiner Pläne vereitelt werden konnten. Beim ersten Anzeichen von Gefahr musst du unbedingt fliehen, Neil.«

»Das verspreche ich dir, Duncan. Weißt du, ich habe so ein unbestimmtes Gefühl, dass du recht hast. Vielleicht ist unsere Arbeit getan. Aber wie steht es mit dir? Der Glanz deiner Taten hat die Geschichte Schottlands bereichert. Hast du keine Angst, doch noch gefangen, gefoltert und ermordet zu werden?«, fragte

Neil besorgt. Freundschaftliche Liebe und Bewunderung sprachen aus seinem Blick.

»Wenn ich dir darauf mit Nein antworten würde, könntest du es missverstehen, Neil. Als natürliche Menschen haben wir, glaube ich, alle Angst vor dem Unbekannten. Ich habe jedoch schon vor langer Zeit mein Verhältnis zu Jesus, dem Sohn Gottes, in Ordnung gebracht, und wenn ich heute die Menschen so wenig fürchte, dann nur deshalb, weil ich Gott so sehr fürchte. Außerdem habe ich dir ja schon einmal gesagt, dass ich unsterblich bin, bis meine Arbeit vollendet ist. Das darf sich jeder sagen, der sein ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt hat.«

NEIL GOW ENTKOMMT



»Das, meine Herren, ist unsere Lage am heutigen Tag. Wie ernst sie ist, brauche ich wohl nicht zu betonen. Wenn dieser Verbrecher nicht schnellstens ergriffen wird, wird ihm ganz Schottland folgen, und dann ist die Sache des Prälatentums endgültig verloren.«

George Mackenzie ließ während seiner Rede den Blick über die Mitglieder des Staatsrates schweifen. Die zwölf Anwesenden schauten ihn mit unterschiedlichen Empfindungen an, einige ärgerlich, andere voller Widerstand und ein paar mit Furcht im Blick. Er war das Gehirn, das immer alles geplant hatte, und Claverhouse die Hand, die die Pläne ausführte.

»Wie Ihr wisst«, fuhr Mackenzie fort, »sind viele unserer Versuche, den Hochverräter zu fangen, fehlgeschlagen, und er ist uns immer wieder entwischt. General Graham wird uns heute Aufschluss darüber geben, wie er den Schwarzen Rächer endgültig zu ergreifen hofft – wobei es sich um unsere letzte Gelegenheit handeln dürfte«, fügte er bedeutungsvoll hinzu. »Meine Herren, General John Graham von Claverhouse.«

Wie gewöhnlich zynisch lächelnd, schaute Graham den Staatsrat, dessen Mitglied er war, an. Mit seiner kleinen, wohlgeformten Hand strich er sich leicht über die langen, für das 17. Jahrhundert typischen Locken. Seine großen, tiefdunklen Augen blickten jeden einzelnen der Anwesenden fast lachend und doch durchdringend an.

»Meine Herren«, begann er, »Sir George hat Euch die Situation, vor der wir stehen, geschildert und die Notwendigkeit schnellsten Handelns ausführlich begründet. Für den König, dem wir dienen, und um der Sache willen, der wir uns verschrieben haben – nämlich der Ausrottung des Presbytertums in Schottland – müssen wir einen einzigen Mann fassen. Ich gebe zu, dass es unerhört

und seltsam ist, dass ein Mann die Streitkräfte des Königs immer wieder besiegt, dem Staatsrat trotzt und, wie wir alle erlebt haben, sogar die Frechheit besitzt, in dieses Zimmer einzudringen und diesen ehrwürdigen Rat zu bedrohen.

Wir müssen der Wirklichkeit ins Auge sehen. Dieser Mann ist skrupellos, stark, unglaublich wandlungsfähig, uns allen unbekannt, und nicht zuletzt wird er von vielen Freunden und Helfershelfern des Glaubensbundes gedeckt. Allem Anschein nach verfügt er außerdem über eine vollkommene Kenntnis des schottischen Südens und über zahlreiche Verstecke jeglicher Art. Die verschiedensten Versuche von unserer Seite, seiner habhaft zu werden, sind fehlgeschlagen, und ich glaube, wir wissen inzwischen auch, warum. Irgendjemand verrät unsere Pläne an den Feind, und diesen Jemand werde ich zur Strecke bringen.«

Die Überraschung, die diese Worte bei den Ratsmitgliedern auslösten, war auf den Gesichtern deutlich abzulesen. Nur Neil Gow an seinem hohen Pult schrieb ungerührt weiter.

»Wir haben heute einen Mann unter uns, von dem ich überzeugt bin, dass er jenes Wesen, das man den Schwarzen Rächer nennt, tot oder noch besser lebendig zur Stelle schaffen kann. Ich beabsichtige, ihm mit Eurer Zustimmung die weitestgehenden Vollmachten zu übertragen, damit er durch Verhaftung, Folter und wenn nötig Todesurteil den Namen unseres geheimnisvollen Gegners ans Licht bringt und seine Festnahme bewirkt.«

Ein Murren war unter den Ratsmitgliedern zu hören, und Graham schwieg einen Moment.

»Das sind ziemlich viele Vollmachten für einen Einzelnen«, bemerkte Mure von Glencairn. »Ist der Vorsitzende damit einverstanden?«

»Ja«, antwortete Mackenzie. »Im Grunde habe ich diese Maßnahme selbst vorgeschlagen.«

»Und um wen handelt es sich bei dem Auserwählten?«, fragte Mure frostig.

»Um Cornet Johnstone«, erwiderte Claverhouse in gleichermaßen abweisendem Ton. »Gow, lasst ihn ein!«

Johnstone hatte im Vorraum gewartet. Nun öffnete Neil ihm die Tür.

Der Neuankömmling war ein Mann von bösem Ruf: Er wurde von den Bergbewohnern gehasst und gefürchtet, und auch von vielen seiner eigenen Bundesgenossen, die mit ihm das schreckliche Werk der Verfolgung vollbrachten, war er verachtet. Seine niedrige Stirn, die kalten Augen, die noch nie Blicke des Mitleids ausgesandt hatten, das eckige Kinn, der unbarmherzige Zug um den Mund – das alles war bei den Bewohnern des schottischen Südens nur zu bekannt. Viele gab es, und unter ihnen waren noch nicht einmal die, die am meisten Grund dazu hatten, die den Tag seiner Geburt verfluchten. Befördert worden war er im Dienst des Königs bisher zum einen aufgrund seiner abstoßenden Speichelleckerei und zum anderen, weil er mit wilder Entschlossenheit und Rachsucht diejenigen beiseitegeschafft hatte, die seinem unendlichen Ehrgeiz im Wege standen.

Die glühendsten Hassgefühle seines verdorbenen Herzens hatte Johnstone allerdings für die Männer des Glaubensbundes aufgespart. Sie leiden zu sehen, war für ihn fast lebensnotwendiger als Essen und Trinken. Bei seinem bösen Tun wurde er von einer knechtischen Truppe von Untergebenen unterstützt und ermutigt. Diese verabscheuten ihn vielleicht innerlich, doch nach außen hin waren sie zu eingeschüchtert, um ihm entgegenzutre-

ten. Sie hätten ja der Mäßigung und Menschlichkeit angeklagt werden können – Verbrechen, die, wenn auch unter anderer Bezeichnung, zu den schlimmsten gehörten, derer man in Claverhouses Heer bezichtigt werden konnte. Es war Johnstones tückischer Vorschlag gewesen, der Claverhouse veranlasst hatte, dem Staatsrat jenes tyrannische Gesetz abzurufen, das Hausdurchsuchung und Aburteilung ohne besondere Vollmacht gestattete. Dadurch wurden, wie Neil Gow es ausdrückte, noch mehr »Liebhaber« der Guillotine zugeführt.

Keiner der Männer des Glaubensbundes spielte eine so große Rolle im Denken Johnstones wie der Schwarze Rächer. Ihn zu ergreifen, ihn gefoltert zu sehen, ihn mit »Stiefel« und Streckbank so weit zu bringen, dass er um Gnade brüllte, und schließlich seinen Kopf auf das Untertor stecken zu können, das war der größte Herzenswunsch des Soldaten. Aber neben dem unsinnigen Hass auf den Rächer ergriff auch eine heillose Furcht von ihm Besitz. Hatte nicht damals der junge Hislop noch im Sterben den Namen des Rächers als mögliches Werkzeug göttlicher Vergeltung genannt? Die Tatsache, dass der Gegner noch immer auf freiem Fuß war und weiterhin seine unerhört wagemutigen Unternehmungen ausführte, war bedrückend genug. Dass er es aber wagte, in den Beratungsraum des Staatsrates einzudringen, die Zurücknahme der neuen Verordnung zu erzwingen, dass er immer wieder Gefangene befreite und neulich sogar O'Malley in den Tod geschickt hatte, verstärkte die abergläubische Furcht Johnstones so sehr, dass er sie nur noch mit Alkohol vergessen konnte. Wenn der Schrecken, der ihn befallen hatte, irgendetwas bewirkte, dann war es eher noch mehr Grausamkeit in seinem Vorgehen. Als ein »Kind des Teufels« und als »Höllenhund«

wurde der Mann bezeichnet, den Claverhouse nun dazu ausersehen hatte, den Rächer zur Strecke zu bringen.

»Ihr meint also, er könnte den Schwarzen Rächer einfangen?« Die Frage kam von dem alten Phineas Groat. »Ihr wisst doch, wie er Hauptmann Monteith zum Narren gehalten hat, was O'Malley geschah und was Euch der junge Hislop prophezeite?«, wandte er sich an Johnstone. »Wie kommt Ihr auf den Gedanken, dass Ihr Erfolg habt, wo alle anderen gescheitert sind?«

Der Soldat wurde sichtlich blasser. »Ich glaube, dass ich herausfinden werde, wer er ist, und dass ich ihn da auftreiben werde, wo er sich versteckt«, sagte er kurz.

»Unsinn!«, fuhr ihn der Alte an. »Selbst wenn Ihr das fertigbringt, was kann es Euch nützen?«

»Eine Menge. Aber ich kann auch auf andere Art und Weise wichtige Auskünfte über den Rächer einholen, als es meine Vorgänger getan haben.«

»Passt nur auf, dass Ihr am Ende nicht am Galgenbaum vor Maybole baumelt oder in irgendeinem Graben in Galloway mit einem schwarzen Pfeil im Herzen begraben werdet.«

»Seid endlich ruhig, alter Narr!«, brüllte Claverhouse dazwischen. Was höchst selten vorkam, war nun geschehen: Er hatte die Beherrschung verloren.

»Vielleicht bin ich ein alter Narr«, knurrte Groat, der genauso zornig war wie Graham. »Aber ich habe jedenfalls noch nie versprochen, den Rächer festzunehmen, wie das manche Leute schon ein Dutzend Mal getan haben. Wen hat er denn zum Narren gehalten, wenn nicht Euch? Ihr seid es, der Grogan und O'Malley in den Tod schickte. Und jetzt glaubt Ihr, dieser Mann brächte zustande, was keiner von ihnen schaffte?«

»Nun aber genug dieses Zankens!«, unterbrach sie der Vorsitzende. »Wir haben eine Menge Arbeit, und auf diese Weise kommen wir zu gar nichts. Gow wird die Vollmacht entwerfen, die wir Johnstone geben wollen, und Graham und ich werden das Schriftstück unterschreiben. Dadurch hat unser Mann jegliche Handhabe zur Verfügung, alle rechtliche und militärische Unterstützung, die er braucht.«



Es war spät an diesem Abend, als Gow nach Hause kam und feststellte, dass Tammis mit den Frauen losgefahren war und in Kürze zurückerwartet wurde. In groben Zügen unterrichtete er Duncan über alles, was er erfahren hatte.

»Ist das Schriftstück in Johnstones Hand?«, fragte der Freund.

»Ja. Es ist von Sir George und Claverhouse unterzeichnet und hat damit letzte Gültigkeit. Sobald Tammis kommt, musst du die Stadt verlassen, Duncan, damit Johnstone keine Gelegenheit mehr hat, deinen Wagen anzuhalten. Außerdem müssen die Frauen so schnell wie möglich in Sicherheit gebracht werden.«

»Was wirst du tun, Neil?«

»Ich weiß es noch nicht genau. Ich bin nur sicher, dass Claverhouse mich in Verdacht hat. Es war ja nur eine Frage der Zeit, bis es so kam. Ohne Zweifel hat er vor, mich in den ›Stiefel‹ zu stecken.«

Duncan war entsetzt. »In diesem Fall musst du mit mir kommen. Am besten bringe ich dich mit den Frauen in Alison Purdies Hütte. Wenn nötig helfe ich dir auch nach Arran oder Irland hinüber. Aber das wird nicht für lange Zeit sein. Die Sache des Kö-

nigs nähert sich immer schneller dem Untergang, und die unsere steht kurz vor dem Sieg.«

»Schau, Duncan, Tammas kommt. Ich kann noch nicht mit dir gehen, aber du musst dich von ihm wie verabredet fortbringen lassen. Ich besitze zwei Ausweise, die Sir George unterschrieben hat und die dem Inhaber freie Durchfahrt gewähren oder ihm jegliche Hilfe von staatlicher Seite zusichern. Beide Papiere habe ich mir vor langer Zeit zu beschaffen gewusst, als ich ahnte, dass es einmal einen Notfall geben könnte. Von morgen früh an werden sie keine Gültigkeit mehr haben, da der Staatsrat sie für Fälschungen erklären lassen wird. Nimm du den einen Ausweis und gebrauche ihn, wenn du angehalten wirst. Ich selbst werde später von hier fortreiten. Ich habe unten ein Pferd stehen und kann auf direktem Weg zu Alison Purdie gelangen. Lass uns über Angus McEwan in Kontakt bleiben. Nun geh, und Gott sei mit uns beiden.«



Zur gleichen Stunde, zu der diese Verabredungen getroffen wurden, saßen auch Sir George und Claverhouse in eifrigem Gespräch beieinander. Der Vorsitzende des Staatsrates war erregt. »Ich kann es kaum glauben«, sagte er mit bebender Stimme und langem Gesicht. »Ausgerechnet Gow! Und doch ist das, was Ihr sagt, überzeugend.«

»Deshalb habe ich es Euch auch erzählt«, erwiderte Claverhouse sarkastisch. »Außerdem ist es die Wahrheit. Er und kein anderer, Sir George. Seine Familie gehörte zum Glaubensbund. Sein Vater wurde getötet, und seine Mutter und Geschwister

wurden vom Rächer gerettet. All das habe ich herausgefunden. Schließlich hat er bei Euch eine Anstellung gefunden und gleichzeitig eine Gelegenheit, sich an uns zu rächen. Ich bin sehr gespannt darauf, was er uns unter der Ermunterung durch den ›Stiefel‹ alles erzählen wird. Er kann uns zum Schwarzen Rächer führen. Lasst ihn deshalb noch heute Abend festnehmen.«

»Nein, nicht heute Abend«, widersprach Sir George. »Noch fühlt er sich sicher und wird morgen früh zur Arbeit erscheinen. Ich möchte ihm bei seiner Ankunft die freudige Überraschung selbst beibringen.«

Es war schon Mitternacht, als sich Neil von Tammas McCrimmon verabschiedete und auf den Weg in Richtung Alison Purdies Hütte machte, um mit dem geliebten Mädchen Gefahr und Verfolgung zu teilen.

Damit begann der letzte Akt in dem großen Drama, in dem der Schwarze Rächer gegen John Graham von Claverhouse und seinen Henker Cornet Johnstone auftrat.

**CORNET
JOHNSTONE
WIRD SEIN
WUNSCH ERFÜLLT**



Die große Jagd hatte begonnen. Ein Heer von Spionen verstärkte das Heer des Königs bei der Suche nach dem Schwarzen Rächer oder wenigstens nach Hinweisen auf ihn. Schließlich handelte es sich um 15 000 Pfund Belohnung, die inzwischen ausgesetzt worden waren. Neil Gow war verschwunden und hatte nicht die geringste Spur hinterlassen. Man fühlte aber, dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis sich der Rächer in dem großen und doch engmaschigen Netz verfinde. Nach und nach wurde ganz Ayrshire und Galloway durchsucht, doch der Fortgang des Unternehmens verlief für Claverhouse und den Staatsrat viel zu langsam. Sir George Mackenzie und Graham schnaubten vor Wut, weil die Tage zu Wochen wurden und die unheimliche Gestalt noch immer unsichtbar blieb.

Währenddessen nahmen die Unruhen in Edinburgh ständig zu, und auch die Gerüchte aus London waren nicht sehr ermutigend. In königlichen Kreisen gebe es eine Menge Unzufriedenheit, und der Prinz von Oranien werde schon offen als Thronfolger genannt.

Dann kam die erste erfreuliche Nachricht für den Staatsrat. Ein Bote brachte sie per Eilpost, aus Ayrshire. Neil Gow war von Sergeant Tingle zusammen mit den Hislops in der Hütte einer gewissen Alison Purdie gefangen genommen worden und sollte nach Girvan und danach nach Edinburgh gebracht werden, falls man bis dahin nicht schon den Rächer selbst im Netz habe. Johnstone hielt sich gerade in Galloway auf und würde sich mit Tingle in Girvan treffen. Alles war in höchste Wachbereitschaft versetzt worden, da man allgemein einen Befreiungsversuch des Rächers erwartete.

Der Tag war warm gewesen, doch die Nacht war kühl, und so war das Feuer, das fröhlich in der großen Schankstube des Gast-

hauses »Zum Eberkopf« prasselte, ein erfreulicher Anblick für den durchgefrorenen Wanderer.

Obwohl die meisten der Gäste von den Geschichten des Glaubensbundes und seines Helden sehr angetan waren, standen nur wenige der Sache des Bundes nahe. Sie waren nicht etwa gegen die Bergbewohner eingestellt, sondern kümmerten sich aus Unwissenheit oder mangelndem Interesse nicht um die eigentlichen Ursachen des Konfliktes der schottischen Kirche mit dem Regime der Stuarts. Sie betrachteten die Glaubensbündler als aufrichtige, aber fehlgeleitete Fanatiker, die aufgrund von theologischen Haarspaltereien und religiösen Streitereien über anscheinend unwichtige Dinge immer wieder in Schwierigkeiten gerieten.

»Ihr müsst doch irgendwann einmal den Schwarzen Rächer zu Gesicht bekommen haben, Angus«, sagte gerade einer der Gäste, der Pfeife rauchend an dem langen Tisch in der Mitte des Raumes saß. »Man sagt doch, dass er schon oft in diesem Teil des Landes gewesen ist, und manche meinen sogar, er sei schon mehrmals hier in der Herberge gewesen.« Fragend schaute der Mann Angus McEwan an, und auch die anderen Gäste sahen erwartungsvoll zu dem Wirt hinüber. Peter Lees hieß der Frager und war eine schmächtige Gestalt mit ziegelrotem Gesicht, was nach Meinung einiger Leute daher rührte, dass er zu oft in den Wein schaute, wenn er rot war. Dem Wirt war er als Zollbeamter wohlbekannt, der häufig auf seinen Reisen zwischen England und Schottland in der Herberge Halt machte.

»Ihr habt recht, Peter«, antwortete McEwan gelassen. »Ich mag den Schwarzen Rächer gesehen haben oder nicht. Wer weiß? Man sagt, dass niemand richtig weiß, wer er ist und wie er aussieht. Er soll ein Meister der Verstellung und Verkleidung sein,

und vielleicht befindet er sich in diesem Augenblick hier mitten unter uns. Möglicherweise seid Ihr der Rächer oder ich bin es. Ihr und ich wissen, dass es nicht so ist, aber manche von uns könnten das gar nicht beurteilen, weil sie Fremde sind und uns noch nie gesehen haben. Ihr sagt, dass ich ihn gesehen haben muss, aber das gilt für Euch genauso.«

»Doch Ihr müsst ihn erkannt haben, Angus. Ihr wisst doch, dass er außerordentlich groß sein soll, und –«

»Das habe ich gehört«, unterbrach ihn McEwan und zuckte die Achseln. »Aber darin kann ich mich nur auf die Wahrheitsliebe anderer Leute verlassen. Und selbst wenn er wirklich groß ist, hilft mir das nicht viel weiter, denn hier kehren jeden Tag große Männer ein. Schaut Euch um, Peter. Hier in der Stube sitzt ein Dutzend hochgewachsener Männer, von denen jeder der Rächer sein könnte. Da sitzt der lange Tom Gillespie aus Maidens, dort drüben Sandy Fraser aus Barrhead, Jock Thompson aus Maybole und Bob Murray aus Kirkoswald. Ganz zu schweigen von all den anderen, wie zum Beispiel dem Bettler da, den sie den ›müden Wully‹ nennen und der sich das Gesicht seit den letzten Pfingsttagen nicht mehr gewaschen hat.«

Der groß gewachsene Mann, auf den er zeigte, saß an der Wand und hatte tatsächlich ein ungeheuer schmutziges Gesicht. Geleidet war er wie ein wandernder Bettler, sein Mund stand offen, und er schien zu schlafen.

»Habe ich da meinen Namen gehört, Angus?«, fragte er mit heiserer Stimme und unverkennbarem Hochlandakzent, wobei er müde die Augenlider hob.

»Schlaft weiter, Wully«, rief ihm McEwan lachend zu. »Wir unterhielten uns nur über die Möglichkeit, dass Ihr der Schwarze

Rächer sein könntet. Weiß der Himmel, Ihr seid schwarz genug. Es würde Euch bestimmt nicht schaden, Euch ab und zu einmal zu waschen.«

»Nein, Angus, Ihr wisst doch, was das gute Buch darüber sagt, dass man Becher und Schüssel nur äußerlich rein hält«, erwiderte der Bettler träge. »Es ist keine Sünde, mit ungewaschenen Händen zu essen.«

»Es ist aber auch keine Sünde, sie zu waschen«, war die Antwort.

»Ich meine, dieser Mann hat recht«, unterbrach ein anderer Gast die beiden und zeigte dabei auf Lees. »Ihr müsst diesen Verbrecher irgendwann einmal gesehen haben oder zumindest einen Verdacht haben, wer er sein könnte.«

Der Sprecher war groß und stämmig und trug eine lange blaue Jacke. Er hatte blaue Augen, ein bleiches Gesicht und einen dünnen, grausamen Mund. McEwan kannte ihn nicht und war sicher, ihn noch nie in der Herberge gesehen zu haben. Kurz nach dem Abendessen war er in die Gaststube gekommen. Die Art und Weise, in der er sprach, zeigte, dass er es gewohnt war, Befehle zu geben, und so schauten ihn viele der Gäste mit ungunstigen Gefühlen an. Der Einzige, der völlig ungerührt schien, war Angus McEwan.

»Ihr könnt denken, was Ihr wollt, lieber Mann«, sagte er freundlich, »da Euch niemand das Denken verbieten kann. Aber damit ändert Ihr nichts an meinen Worten. Es kommen hundert Leute in jeder Woche in meine Herberge, von denen jeder der Rächer sein könnte. Ihr seid fremd hier. Auch Ihr habt eine beachtliche Größe und scheint sehr darauf bedacht zu sein, irgendjemand anderes verdächtig zu sehen. Warum sollte ich nicht Euch verdächtigen?«

Das Gelächter der Gäste zeigte, dass er den richtigen Ton angeschlagen hatte.

Nur der Angesprochene machte ein böses Gesicht. »Ich wünsche eine Antwort auf meine Frage!«, bellte er, als habe er es mit einem tief unter ihm Stehenden zu tun. »Aus dem, was man mir gesagt hat, schließe ich, dass dieser Verräter schon oft in diesem Gasthaus verkehrt hat, und Ihr müsst ihn erkannt oder wenigstens verdächtigt haben und etwas über seinen Aufenthaltsort wissen.«

McEwan lächelte nachsichtig. »Mein Freund, ich habe Euch bereits erzählt, was ich dazu zu sagen habe: dass ich nämlich hundert Männer kenne, die der Rächer sein können. Jeder hier im Haus kennt mich. Wer kennt denn Euch? Und welche Autorität außer Eurer eigenen gibt Euch das Recht, hier in meiner Herberge Fragen zu stellen?«

Ein Chor von Stimmen unterstützte ihn nach dem letzten Satz. »Richtig, Angus, ganz genau!«, riefen mehrere Gäste. »Was will der überhaupt hier?«

Der Mann schien einen Augenblick zu zögern und starrte die lärmenden Wirtshausbesucher an. Sein bleiches Gesicht war gerötet, und eine ärgerliche Antwort lag ihm auf den Lippen. Doch er riss sich zusammen und wandte sich an McEwan. »Mir scheint, es gibt mehr Verräter als diesen einen im Süden Schottlands«, sagte er halb drohend, halb spöttisch.

Jetzt gab es einen regelrechten Aufruhr. Einige der Gäste fing an, ihn zu beschimpfen, andere forderten McEwan auf, ihn hinauszuerwerfen. Angus sprang schließlich auf einen Tisch und hob die Hände. Augenblicklich legte sich der Lärm. Nur ein unterdrücktes Gemurmel war noch zu hören, und finstere Blicke

schoß man nach dem Anstifter der Unruhe. Die Stimme des Wirtes klang jetzt bestimmter, als er sich wieder an ihn wandte.

»Ich frage Euch noch einmal, wer Ihr seid und wer Euch das Recht gibt, diese ehrlichen Männer Schottlands zu beschimpfen?«

Der andere saß eine Weile schweigend da und schaute sich im Raum um, wobei er sich offensichtlich der Feindseligkeit bewusst war, die er mit seinen Worten hervorgerufen hatte. Als er dann seinen Mantel aufknöpfte, geschah es mit einer Miene der Genugtuung. Unter dem Kleidungsstück kam die Uniform eines Offiziers der Miliz von Ayrshire zum Vorschein, und aus der Tasche zog er nun ein Stück Papier, das er McEwan reichte. »Lest das!«, befahl er kurz.

In der darauffolgenden Stille richteten sich aller Augen auf den Wirt. Selbst der »müde Wully« war jetzt munter und schaute bestürzt um sich.

»Meine Herren«, verkündigte McEwan, als er das Schriftstück gelesen hatte, »ich möchte Euch Cornet Johnstone, Offizier des Heeres unter Claverhouse, vorstellen. Dieses Schriftstück verleiht ihm jede Vollmacht und berechtigt ihn, alle Schritte zu unternehmen, die ihm notwendig erscheinen, um den Schwarzen Rächer tot oder lebendig nach Edinburgh zu schaffen. Die Vollmacht besagt, dass er jeden Mann, jede Frau und jedes Kind verhören und festsetzen kann, wenn sie ihm die Auskunft verweigern. Außerdem darf er den Befehl über alle in der Nähe befindlichen Truppen der königlichen Streitkräfte jederzeit übernehmen und sie zur Verwirklichung seiner Absichten einsetzen. Unterschrieben haben das Dokument John Graham von Claverhouse und Sir George Mackenzie, Vorsitzender des Staatsrates in

Edinburgh. Ziemlich weitgehende Vollmachten«, sagte McEwan und gab Johnstone das Papier zurück.

»Ja, das sind sie, und deshalb werdet Ihr auf der Stelle meine Frage beantworten.« Eine Art triumphierende Arroganz klang aus der Stimme des Sprechers.

Ein unbehagliches Schweigen lag über der Versammlung. Viele verstohlene Blicke, die absolut nicht schmeichelhaft für ihn waren, trafen den Soldaten, und unwillkürlich rückte jeder so weit wie möglich aus seiner Nähe. Dem Namen nach war er weit und breit bekannt, und sein Ruf war der des blutdurstigsten und grausamsten Soldaten aus den Scharen von Claverhouse. Alle wussten, dass er viele Angehörige des Glaubensbundes in Folter und Tod geschickt hatte.

»Ich kann Euch nicht mehr sagen, als ich bereits getan habe«, antwortete McEwan ruhig. »Der Schwarze Rächer kann hier sein oder tausend Kilometer entfernt. Er kann der Schafhirte gewesen sein, der Euch in den Mooren von Galloway begegnete, der Viehtreiber, der auf dem Markt von Ayr Rinder kaufte, oder der Tagelöhner, der irgendwo auf einer Farm zwischen Girvan und Dumfries arbeitet. Von seinen Taten höre ich meine Gäste erzählen, aber wo er wohnt oder wer er ist – wer will das sagen? Darf ich Euch fragen, warum Ihr gerade zu mir gekommen seid?«

Der Offizier erhob sich und sprach in die Stille der vollen Schankstube hinein: »Ich bin hier auf Befehl und im Namen von John Graham von Claverhouse und dem Staatsrat, um diesen notorischen Hochverräter und Gesetzesbrecher zu finden und zu verhaften. Es liegt Grund zu der Annahme vor, dass er sich in dieser Gegend aufhält und die Befreiung einiger Liberaler und Ketzer plant, die heute Abend unter Bewachung hier eintreffen werden.«

Viele der Gäste schauten einander bestürzt an, als Johnstone diese Worte aussprach. In dem nun folgenden kurzen Schweigen war deutlich eine gedämpfte Unterhaltung am unteren Ende des Zimmers zu hören. Dort hatte sich der lange Tom Gillespie mit dem müden Wully auf ein längeres Wortgefecht eingelassen.

»Ich meine, Ihr solltet dem Soldaten erzählen, was Ihr mir gerade erzählt habt, Wully«, sagte der lange Tom gerade.

»Haltet bloß den Mund, Tom!«, beschwor ihn der Bettler erregt. »Woher soll ich denn wissen, dass es der Rächer war? Ihr wollt wohl, dass ich dafür verantwortlich bin, wenn irgendein Unschuldiger in den ›Stiefel‹ oder auf die Guillotine gerät? Es tut mir schon leid, dass ich Euch überhaupt etwas gesagt habe. Aber nehmen wir mal an, es war der Rächer. Er hat mir noch nie etwas Böses getan, und er hat manchem armen Schlucker geholfen, vor der Folter dieser Edinburger Teufel zu fliehen. Auf alle Fälle ist er bestimmt schon über alle Berge.«

»Stimmt das?«, fragte Johnstone, der neben die Sprecher getreten war. »Dann habt Ihr 15 000 Pfund verloren, mein Freund, und Euren Kopf obendrein, wenn Ihr Auskunft über den Schuft habt und nicht damit herausrückt.«

Furcht und Schrecken blickten ihn aus den Augen Wullys an. Er sah sich in der Runde um und konnte nur gerunzelte Stirnen und unterdrückte Verwünschungen und schlecht verhehlte Drohungen entdecken. Augenscheinlich hatte die Gesellschaft für jeden, der Johnstone half, nicht viel übrig.

»Nun, mein Freund«, versuchte es der Soldat noch einmal, »sprecht ein wenig. Was habt Ihr zu berichten? Denkt daran, dass ich Euch, wenn ich will, in den ›Stiefel‹ stecken kann, um Eure Zunge zu lösen, oder auf die Guillotine, um Euren Kopf zu lockern.«

Der Bettler gab einen unbeholfenen Kehllaut von sich und begann mit vor Furcht und Erregung zitternder Stimme: »Ich will ja alles erzählen, Herr Offizier. Ich habe es schon dem langen Tom hier gesagt, hätte es aber besser gar nicht getan. Meine alte Mutter hat immer gesagt: ›Wully‹, hat sie gesagt, ›Wully, du redest dich noch einmal um Kopf und Kragen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.‹ Jetzt habe ich vielleicht noch nicht mal mehr einen Kopf, um das Silber zu genießen.«

»Hört auf mit dem Geschwätz, Ihr Narr!«, fuhr ihn Johnstone an. »Kommt zur Sache, oder ich schieße Euch auf der Stelle nieder!«

»Meine Güte«, antwortete der Bettler, »sagt doch nicht so etwas! Ich habe letzte Nacht auf dem Heuboden einer alten, verlassenen Scheune in der Nähe von Turnberry geschlafen. Plötzlich wurde ich wach, weil unten jemand hereinkam. Im Heuboden gab es viele Löcher, und so konnte ich zwei Männer und einen großen schwarzen Hund sehen. Beide Männer hatten Pferde bei sich. Der größere von beiden, etwa so groß wie Euer Ehren, ritt ein pechschwarzes Pferd, das er Mitternacht nannte.«

»Ja, ja«, unterbrach ihn Johnstone. »Das ist unser Mann. Redet nur weiter!«

»Nun, Euer Ehren, die beiden unterhielten sich eine Weile. Alles habe ich nicht verstehen können, aber sie schienen zu wissen, dass Soldaten kommen würden und ein paar Glaubensbündler nach hier bringen sollten. Von einer Befreiung hörte ich und davon, dass sie die Gefangenen in die Scheune führen wollten, bis ein Boot gefunden wäre, um sie nach Arran oder Irland überzusetzen. Einer der Männer ritt dann fort, und der Große legte sich mit dem Hund an seiner Seite schlafen. Kurz vor der Dämmerung ist er

dann in die Dunkelheit hinausgeritten. Mehr weiß ich nicht. Aber wer kann überhaupt sagen, ob es der Rächer war oder nicht?»

Johnstone war über die Nachricht außer sich. Seine Augen funkelten, sein Gesicht war gerötet, und sein ganzer Körper fieberte vor Tatendrang. »Na also, Schwarzer Rächer. Da geht Ihr dem Cornet Johnstone schließlich doch noch auf den Leim!«

Ein leises Lachen in seinem Rücken ließ ihn herumfahren. »Was ist daran so lustig, McEwan?«, fragte er gereizt.

»Was Ihr sagtet, klang so, als hätte ich es schon einmal gehört«, war die offene Antwort.

»Könnt Ihr mir die Scheune zeigen, von der Ihr gesprochen habt?« Die Frage richtete sich an den müden Wully, der ängstlich beflissen mit dem Kopf nickte. »Meint Ihr noch heute Nacht?«

»Ich meine jetzt sofort! Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich muss diesen Ort selbst in Augenschein nehmen und hoffe nur, dass ich den Rächer dort antreffe. Ich habe eine große Rechnung im Namen Seiner Majestät des Königs mit ihm zu begleichen und soll ihm auch einige handfeste Grüße von John Graham von Claverhouse bestellen.«

»Wenn ich Euch einen Rat geben darf«, mischte sich McEwan ein, »dann versucht nicht, diesen Mann allein anzugreifen. Ihr mögt noch so groß und kräftig sein – Ihr werdet ihn ohne Hilfe nie zur Strecke bringen, falls Ihr ihn überhaupt findet.«

»So!«, fauchte Johnstone. »Und welche Hilfe soll ich bitte in Anspruch nehmen?«

»John Graham von Claverhouse und das gesamte Regiment von Dumfries«, war die ruhige Antwort.

»Pah!«, wandte sich der andere ab und hielt jede weitere Erwiderung wohl für unter seiner Würde.

Der müde Wully blickte sich ängstlich in der Stube um. Unterdrückte Flüche und Verwünschungen waren zu hören, und die Fischer, Schmuggler und Bauern ließen mehr als nur ein »Feigling«, »Tyrannenknecht« und »Dummkopf« hören. Doch die Worte des Schriftstückes, das McEwan vorgelesen hatte, die Angst vor den außerordentlichen Vollmachten Johnstones und die Furcht vor Folter, eher noch als die vor dem Tod, hielten die erhitzten Gemüter im Zaum und erstickten jede Rebellion im Keim. Dennoch spürte Johnstone genügend Feindseligkeit um sich herum, um schnell mit dem Bettler den Raum zu verlassen.

»Wie weit ist es bis zu der Scheune, von der Ihr erzählt habt?«

»Ungefähr sechs Kilometer.«

»Ich habe mein Pferd hier. Ihr könnt Euch hinter mich auf den Sattel setzen, und dann brauchen wir wahrscheinlich nicht mehr als eine halbe Stunde. Könnt Ihr den Weg auch im Dunkeln finden?«

»Ja, ich kenne den Weg im Schlaf.«

Die Nacht war kalt, und ein scharfer Wind wehte von der Clyder Förde herüber. Die Wolken jagten am Himmel entlang, als sich Johnstones Pferd in Richtung auf das Meer in Bewegung setzte.

Nach einer guten halben Stunde erhoben sich vor ihnen die Umriss einer halb verfallenen Scheune. Sie stand inmitten einer Wildnis von hohem Gras, das sich vom Strand bis weit ins Land hinein erstreckte. Der Wind strich durch die Halme und verursachte ein unheimliches Geräusch, ein beinahe überirdisches Klagegeheul, das dem verlassenen Ort durchaus angemessen war.

Die Männer stiegen vom Pferd und näherten sich schweigend dem Gebäude. Durch die brüchige alte Tür, die halb offen stand,

führte der Bettler seinen Begleiter hinein. Das Pferd ließ der Soldat draußen angebunden stehen. Kein Laut war zu vernehmen, nur das Heulen des Windes draußen. Auf wackligen Stufen kletterte der Bettler auf den Heuboden voran, und Johnstone folgte ihm gespannt. Keine Spur eines menschlichen Wesens war zu entdecken. Der müde Wully fand auf einem Brett Stahl und Feuerstein und entzündete damit in kurzer Zeit eine Kerze.

»Löschst du das wieder aus, Ihr Narr! Wir müssen wieder gehen.«

Der Bettler reagierte nicht im Geringsten.

»Habt Ihr nicht gehört, was ich gesagt habe?«, herrschte ihn der Soldat an. »Ich muss den Gefangenentransport treffen, bevor er Girvan erreicht.«

»Beruhigt Euch«, war die Antwort. »Ich werde das an Eurer Stelle besorgen. Dafür werdet Ihr hierbleiben.«

Der Soldat schaute seinen Begleiter überrascht an. Die Stimme des Bettlers wies einen Unterton auf, der neu war.

»Was soll das? Wer seid Ihr?«, zischte er.

»Ich bin der, den Ihr so sehnlichst gesucht habt. Und jetzt gebt mir Eure Kleider und das Schriftstück.«

»Vorher fahrt Ihr zur Hölle!«, brüllte Johnstone.

»Nein, mein Freund. Dort werdet Ihr mich niemals sehen. Aber ich fürchte, dass Euch das Gericht übereilen wird, wenn Ihr nicht von Eurem bösen Weg umkehrt und aufhört, das Volk Gottes zu verfolgen. Tut Buße über Eure Missetaten, denn das unschuldige Blut, das Ihr vergossen habt, schreit zum Himmel nach Vergeltung. Denkt an Andrew Hislop, Johnstone, und daran, was er Euch sagte. Ihr müsst vor Gottes Richterstuhl treten und habt jetzt auch den Schwarzen Rächer hier auf Erden gesehen. Heute Nacht werdet Ihr sterben.«

»Wollt Ihr mich umbringen?« Das Gesicht des Soldaten bot im flackernden Kerzenlicht einen schaurigen Anblick. Angst war an Stelle der Anmaßung getreten und veränderte die grausamen Züge ins Maskenhafte hinein. In den Augen seines Gegners dagegen war nur sein unheilvolles Schicksal zu lesen.

»Nein, ich bringe Euch nicht um, wenigstens nicht mit diesen meinen Händen, obwohl Ihr viele Male den Tod verdient habt. Ich werde Euch der Hand Gottes und der Gewalt Eurer eigenen Leute überlassen. Und jetzt herunter mit Eurer Uniform!«

Johnstone ließ sich von der scheinbar lässigen Haltung des anderen täuschen, tat so, als wolle er die Stiefel ausziehen, und sprang von unten her mit aller Kraft, die er besaß, auf den Gegner zu. Doch er hatte sich verrechnet. Nach wenigen Augenblicken lag er zerschunden und bewusstlos am Boden. Als er wieder zu sich kam, hatte er die Lumpen des Bettlers an, war gefesselt und sah keine Spur mehr von seinem Gegner, seiner Uniform und seiner Vollmacht. Zwei Stunden brauchte er, um sich seiner Fesseln zu entledigen, und eine weitere Stunde, um zur Herberge zurückzulaufen. Damit hielt er genau den Zeitplan des Rächers ein.



Während dieser Ereignisse bewegte sich anderswo, auf der Straße von Stranraer nach Girvan, langsam ein Trupp Dragoner vorwärts. Die Führung hatte Sergeant Tingle, und seine vorrangige Aufgabe bestand darin, die fünf Gefangenen zu bewachen, die in der Mitte der Gruppe müde einen Fuß vor den anderen setzten. Zu den Hislops und Neil Gow hatte man noch einen Mann und einen fünfzehnjährigen Jungen gesellt und dann alle aneinandergefesselt.

»Ist es noch weit bis Girvan, mein Junge?«, fragte der Mann und stützte sich müde auf den Arm seines Sohnes.

»Ich glaube, wir müssen noch fünf Kilometer laufen. Bist du müde, Vater?«

»Ein wenig, mein Sohn, es sind nur die Füße. Aber wir dürfen jetzt nicht den Mut verlieren, denn wir werden ihn noch brauchen, wenn unsere Stunde kommt. Hab keine Angst, mein Sohn. Der Herr gibt Kraft, wenn wir welche brauchen.«

»Amen«, sagten vier Stimmen gleichzeitig. »Wir müssen ein gutes Bekenntnis ablegen. Lasst uns den 23. Psalm nach der neuen Melodie singen.«

Vor sich hörten sie plötzlich Hufschlag näher kommen, anscheinend von einem einzelnen Pferd.

»Zündet eine Fackel an!«, befahl der Offizier, und wenig später hatte einer der Dragoner mit Stahl und Feuerstein eine Flamme entzündet. Im gleichen Augenblick erreichte sie der Reiter.

»Halt! Wer da?«, rief Sergeant Tingle.

Der Befehl war überflüssig, denn der Reiter hatte das Pferd schon längst angehalten und war zu Boden gesprungen. »Wer führt hier den Befehl?«, fragte er gebieterisch.

»Ich«, antwortete Tingle.

»Lest das«, sagte der Mann und drückte dem Sergeanten ein Stück Papier in die Hand. Dabei warf er seinen blauen Mantel zurück, sodass alle seine Uniform sehen konnten.

Sofort richtete sich Sergeant Tingle kerzengerade auf und grüßte vorschriftsmäßig. »Eure Befehle, Cornet Johnstone?«

»Hört zu, Sergeant«, begann der andere in befehlsgewohntem Tonfall. »15 000 Pfund warten auf Euch und Eure Leute, wenn wir diesen Rächer heute zur Strecke bringen können. Ich

habe ausfindig gemacht, wo er sich im Augenblick aufhält. Als ich vor weniger als einer Stunde in der Herberge ›Zum Eberkopf‹ Nachforschungen anstellte, erkannte ich ihn in der Verkleidung eines Bettlers. Er hat vor, diese Gefangenen zu befreien, sobald Ihr die Herberge erreicht. Mein Plan läuft folgendermaßen: Wir nähern uns der Herberge auf etwa zwei Kilometer. Euer Trupp zählt zwanzig Mann, das müsste für die Verhaftung des Schufetes ausreichen. Wenn wir gleich anhalten, werden fünf Eurer Leute absteigen, ihre Umhänge ablegen und sie gegen die Mäntel und Oberwürfe der Gefangenen eintauschen. Mit den vermeintlichen Gefangenen bewegt Ihr Euch dann weiter auf die Herberge zu. Ich werde bei den richtigen Ketzern zurückbleiben und sie bewachen, bis Ihr am ›Eberkopf‹ angekommen seid und den Rächer gefasst habt. Höchstwahrscheinlich wird er sich heftig zur Wehr setzen. Denkt daran: Er sieht wie ein Bettler aus. Lasst ihn unter keinen Umständen entwischen! Es wird Euch natürlich von Nutzen sein, wenn Ihr bei dieser Unternehmung nicht noch auf andere Dinge achten müsst. Deshalb werde ich die wichtige Aufgabe übernehmen, die Gefangenen zu bewachen. Ist nun alles klar?«

»Alles klar, Cornet Johnstone.«

»Dann, meine ich, sollten wir an dieser Stelle den Kleidertausch vornehmen. Wir sind nahe genug an der Herberge.«



Von dem Augenblick an, in dem der müde Wully und Cornet Johnstone die Gaststube verlassen hatten, gab es kein anderes Gesprächsthema als den Erfolg oder Misserfolg der Suche. Alle

günstigen und ungünstigen Umstände wurden erörtert, und manche Verwünschung galt dem Verräter des Rächers.

»Es tut mir leid, Angus, wenn ich mit meinen dummen Fragen Unheil angerichtet habe«, sagte Lees.

»Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen«, beruhigte ihn der Wirt. »Johnstone kam ja schon mit der Absicht her, den Rächer zu finden. Aber ich möchte nicht in seinen Schuhen stecken, wenn er wirklich auf ihn trifft.«

»Ob er noch einmal zurückkommt?«

»Wer weiß«, sagte McEwan. »Sie sind jetzt schon drei Stunden fort. Ich frage mich, ob –«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und eine seltsame Erscheinung schwankte in den Raum. Sofort richteten sich aller Augen auf den Eingang. Zuerst dachte jeder, es sei der Bettler, der dort stand, doch dann merkten die Gäste, dass es Cornet Johnstone war, der in den Lumpen des Bettlers steckte. Sein Gesicht war geschwollen und blutbedeckt, die Augen verquollen und dunkel gefärbt, und sein Gang war unsicher, als er sich jetzt auf einen in der Nähe stehenden Stuhl fallen ließ. McEwan brachte ihm einen Krug Wasser, den er ergriff und gierig austrank.

Totenstille herrschte im Raum. Langsam schaute er sich in der Runde um, die bis auf den nun abwesenden langen Tom Gillespie dieselbe geblieben war.

Der Soldat versuchte vergeblich zu sprechen.

»Was ist denn mit Euch geschehen, Cornet Johnstone? Habt Ihr den Rächer gesehen? Wenn man Euch anschaut, möchte man es fast meinen. Erinnert Ihr Euch noch an das, was ich Euch sagte?«

Der Soldat schaute den Wirt mit hasserfühltem Blick an und brachte schließlich hervor: »Der Schwarze Rächer war der müde Wully.«

Den meisten Gästen blieb vor Überraschung der Atem weg. Doch in diesem Augenblick wurde ihre Aufmerksamkeit von etwas anderem in Anspruch genommen. Draußen im Hof ließ sich der langsame Hufschlag von Pferden hören.

»Die Soldaten«, rief jemand, »und die Gefangenen!« Bevor McEwan die Tür erreichte, hatte ihn Johnstone schon beiseite geschoben und die Tür selbst geöffnet. Im Türrahmen stehend, glich er für einen Moment einer Statue. Doch im nächsten Augenblick wurde er schon von den Füßen gerissen. Bevor er ein einziges Wort der Erklärung sagen konnte, hatten ihn ein Dutzend Soldaten zusammengeschlagen und -getreten. Sie hieben so lange auf den Wehrlosen ein, bis er eine unförmige, blutige Masse am Boden bildete. Die Gäste starrten verständnislos und verschreckt auf den Vorgang, der die Geschehnisse der Nacht auf so dramatische Weise zum Abschluss brachte.

Sergeant Tingle brach schließlich das entsetzte Schweigen. »Meine Herren, trinkt mit mir und seid meine Gäste! Lasst uns auf den Tod dieses Erzschorken trinken, der hier auf dem Boden liegt. Der Schwarze Rächer ist tot!«, rief er theatralisch.

Niemand regte sich, nur McEwan fragte: »Sergeant, wer hat Euch erzählt, dass dies der Schwarze Rächer sei?«

»Na, Cornet Johnstone dort draußen, der sich durch einen Brief von Claverhouse auswies und uns befahl, ihm bei der Erledigung dieses gefährlichen Verbrechers behilflich zu sein. Er beschrieb mir den Rächer als einen Bettler.«

»Wo sind Eure Gefangenen?«

»Cornet Johnstone wird sie herbringen.«

Inzwischen hatten alle Soldaten die Gaststube betreten.

McEwans Worte tropften wie flüssiges Metall in die Stille hinein. »Sergeant, der Mann, der hier auf dem Fußboden liegt, ist Cornet Johnstone.«

»Aber wer ist dann der Mann, der jetzt die Gefangenen bewacht, der uns befahl, hier den Rächer zu suchen, und der ihn uns als Mann in Bettlerlumpen beschrieb?«, fragte der Soldat bekommen.

»Das war der Schwarze Rächer selbst. Setzt Euch, Sergeant, und lasst Euch von mir einen Schnaps spendieren. Ich glaube, das braucht Ihr jetzt.«



Zehn bis elf Kilometer mochte die Entfernung zu der Stelle betragen, an der sich in dieser Minute sechs Reiter auf verborgenen Pfaden zur Küste hinbewegten. Ihr Ziel war eine Höhle am Strand von Ayrshire, die nur dem Schwarzen Rächer bekannt war. Fröhlich war die kleine Gesellschaft, ein Teil des Volkes Gottes, und ihrem Herrn galt das Lob, das sie am anderen Morgen anstimmten, als der lange Tom Gillespie bei Tageserwachen sein kleines Boot zwischen die Felsen vor der Höhle steuerte und sie alle an Bord nahm. In der frischen Brise entfaltete sich das Segel schnell, und während das Fahrzeug rasch die offene See gewann, beteten die Insassen einmütig um Schutz für den großen, starken Mann, der vor der Höhle stand und ihnen zum Abschied winkte.



Der Staatsrat befand sich gerade in einer Sitzung, als der Drago-
ner mit der Schreckensnachricht eintraf. Er war die ganze Nacht
hindurch geritten, hatte mehrere Male das Pferd gewechselt und
erreichte auf diese Weise gegen Mittag die Hauptstadt. Wer ei-
nen kurzen Blick auf sein Gesicht warf, wusste eigentlich schon,
was geschehen war.

Starr saßen die Ratsmitglieder da, bis George Mackenzie das
Wort ergriff. Seine Stimme klang unendlich müde, als er den Sol-
daten fragte: »Nun, was ist geschehen?« Seine Worte glichen fast
einem Flüstern.

»Johnstone ist tot. Alle gefangenen Ketzler sind geflohen.«

»Hat ihn der Rächer umgebracht?«, fragte Claverhouse heiser.

»Nein, wir waren es selbst.« Damit erzählte er dem erstarrten
Staatsrat den Hergang der Dinge.

Als er noch damit beschäftigt war, klopfte ein anderer Sol-
dat an die Tür und überreichte dem Vorsitzenden ein Schreiben.
Der las es langsam, wurde zusehends blasser, und seine Hände
begannen zu zittern. »Meine Herren«, sagte er schließlich, »wir
haben verloren. Der König bereitet sich zur Flucht vor, und der
Prinz von Oranien hat sich entschlossen, den Thron zu besteigen.
Das ist das bittere Ende. Welchen Gewinn hat der Mensch bei all
seiner Mühe, womit er sich abmüht unter der Sonne?«

Claverhouse senkte den Kopf und stöhnte.

EPILOG



Rasch glitten die warmen Sommertage vorüber. Es war jetzt September, der Monat der Träume, den ein längst vergessener römischer Dichter als die Zeit beschrieben hat, »wenn in den Herzen der Dichter heimliche Feuer glühen und sich der Liebesgott stark und unduldsam in Vorstellungen und Träumen ausbreitet und, wie manche Leute sagen, auch in den Taten«.

Genau zwei Monate nach dem zuletzt Berichteten hatte sich eine fröhliche Gesellschaft auf den Besitzungen um Schloss Culzean versammelt. Die Gefängnistüren hatten sich geöffnet, der Glaubensbund war wieder frei, und diejenigen, die nach Irland und auf die Insel Arran geflüchtet waren, konnten in die Heimat zurückkehren.

Nun waren die »Blutigen Zeiten« vorüber, wenn auch nicht vergessen, und die Gläubigen waren befreit. Auf der Terrasse des Schlosses saßen ein Mann und eine Frau und schauten auf die Clyde Förde hinaus, die vor ihnen in silberner Schönheit schimmerte. Die Bäume wechselten schon ihr Kleid, wurden gelb und golden, und die späten Rosen blühten in milder Anmut hinter den Deichen. Freude lag auf den Gesichtern, und Friede herrschte in den Herzen des Mannes und der Frau. Es tat gut, einmal nur schweigend hinaus auf das Meer in all seinem Glanz zusehen.

»O Neil, ich kann das alles kaum glauben«, sagte Moira nach einer langen Weile, und ihre Stimme war wie das Kräuseln des Wassers in einem tiefen Brunnen. »Kein Verstecken mehr, keine Verfolgung, keine Folter. Liebster, hattest du Angst, als man uns gefangen nahm?«

»Nein, mein Herz, das kann ich eigentlich nicht sagen. Ich hatte ein so grenzenloses Vertrauen in Duncan und wusste,

dass er uns auf irgendeine Art befreien würde. Doch jetzt ist die finstere Nacht vorüber, und wir können endlich heiraten!«, sagte er fröhlich.

»Wäre es nicht wunderbar, Neil, wenn wir hier auf Culzean getraut werden könnten?«, rief sie ebenso fröhlich aus. Doch dann wurde ihre Stimme leiser. »Liebling, meinst du –«

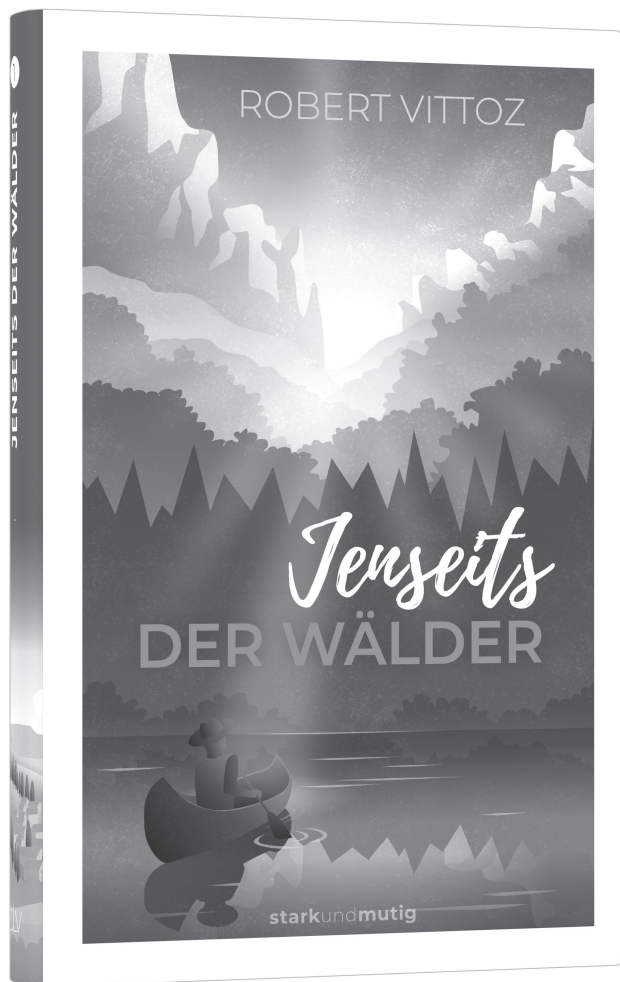
»Ja?«

»Meinst du, wir sollten unser erstes Kind, wenn es ein Junge ist, Duncan nennen?«

»Zwei glänzende Vorschläge«, ließ sich hinter ihnen eine lachende Stimme vernehmen.

Als sie sich umdrehten, sahen sie den Schwarzen Rächer. Er hatte Marion in seine Arme geschlossen, und Major hielt neben beiden Wache.

1. Band der
Jugendbuchreihe
stark und mutig



ROBERT VITTOZ

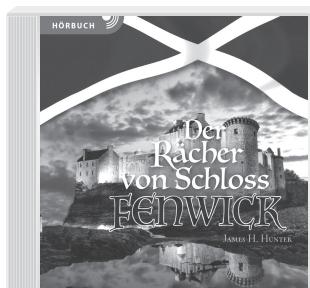
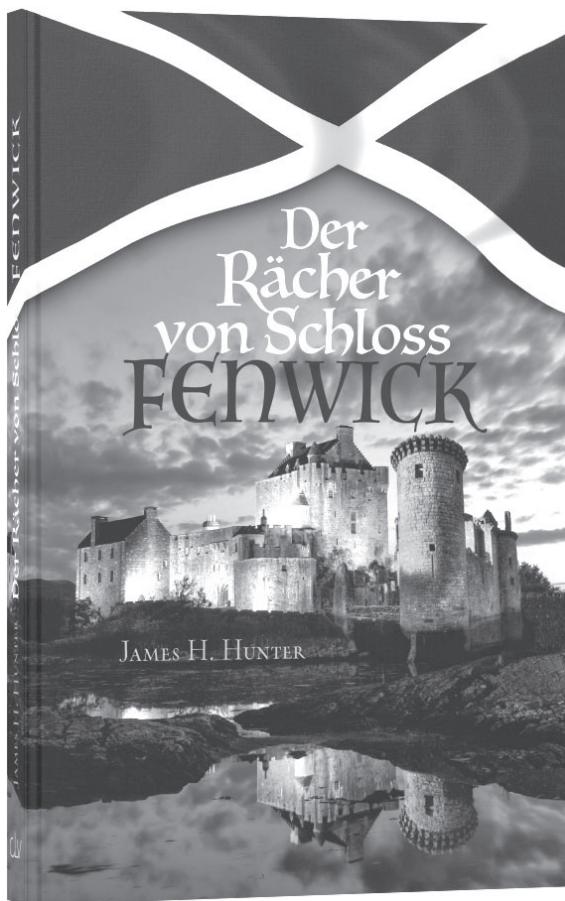
JENSEITS DER WÄLDER

Endlose Weiten, bittere Kälte und sengende Hitze – der Wilde Westen des 18. Jahrhunderts. Mittendrin der Missionar, der den Indianer seiner Kindheit sucht ...

Die Weite Kanadas, die extrem harten Winter und ebenso heißen Sommer dieses Landes prägen das Leben des Indianermissionars James Evans. Nur zweimal im Jahr kann er seine Missionsstation verlassen. Im Sommer befährt er mit dem Kanu die reißenden Flüsse bis an ihre Quellen, im Winter durchquert er mit dem Hundeschlitten die Wälder bis an die Grenzen der Arktis. Was ihn vorantreibt? Er will die Indianerstämme »jenseits der Wälder« erreichen und ihnen die christliche Botschaft bringen. Ein Vorhaben, das ihm gelingt! Er gewinnt die Liebe, die Achtung und die Anerkennung der Indianer und kämpft schließlich Seite an Seite mit ihnen gegen die Machenschaften der scheinbar allgewaltigen Hudson's Bay Company.

Eine wahre Erzählung nach den Tagebuchaufzeichnungen dieses ungewöhnlichen Mannes.

ISBN 978-3-86699-393-8 | gebunden, 256 Seiten



AUCH ALS HÖRBUCH

ISBN 978-3-86699-965-7
Jewelcase, 1 MP3-CD

JAMES H. HUNTER

DER RÄCHER VON SCHLOSS FENWICK

Erzählung aus dem Schottland des 17. Jahrhunderts

Diese packende Erzählung führt uns mitten hinein in die Zeit der Glaubenskämpfe in Schottland. Die Protestanten haben sich zu einem Glaubensbund zusammengeschlossen, als der König, der damals Schottland beherrscht, mit Gewalt versucht, das Papsttum durchzusetzen. Jahrzehntlang werden diejenigen, die ihren Glauben an Jesus Christus nicht verleugnen wollen, verfolgt, unter schrecklichen Qualen gefoltert, verbrannt und hingerichtet. Die Herzöge von Fenwick haben sich offen auf die Seite der Protestanten gestellt. Einer wird in Edinburgh hingerichtet, und sein Sohn muss von Schloss Fenwick flüchten und teilt das Los der in den Wäldern verstreuten protestantischen Bergbewohner. Schon in seiner Studentenzeit war er als bester Boxer und Bogenschütze bekannt. Nun taucht er plötzlich auf, um wehrlose Glaubensgeschwister aus der Hand der königlichen Soldaten zu befreien. Doch nur wenige Eingeweihte wissen, wer sich hinter der Gestalt des »Schwarzen Rächers« verbirgt ...

Wer dieses Buch liest, wird nicht nur durch die ungemein spannende Handlung in Atem gehalten – er merkt auch, wie aktuell manches ist und wie teuer einst die religiöse Freiheit erkämpft wurde.

ISBN 978-3-86699-276-4 | Paperback, 288 Seiten

